



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



49

Anthr. 72.

*Archiv der Bayerischen Staatsbibliothek in München 29. März 1900*

<36611196800016

<36611196800016

Bayer. Staatsbibliothek



# Anthropologie

in

pragmatischer Hinsicht

abgefaßt

VON

Immanuel Kant.

---

Zweite verbesserte Auflage.

---

Königsberg

bey Friedrich Nicolovius

1800.

BIBLIOTHECA  
REGIA  
MONACENSIS.

---

## V o r r e d e .

Alle Fortschritte in der Cultur, wodurch der Mensch seine Schule macht, haben das Ziel, diese erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zum Gebrauch für die Welt anzuwenden; aber der wichtigste Gegenstand in derselben, auf den er jene verwenden kann, ist der Mensch: weil er sein eigener letzter Zweck ist. — Ihn also,



seiner Species nach, als mit Vernunft begabtes Erdwesen zu erkennen, verdient besonders Weltkenntniß genannt zu werden; ob er gleich nur einen Theil der Erdgeschöpfe ausmacht.

Eine Lehre von der Kenntniß des Menschen, systematisch abgefaßt (Anthropologie), kann es entweder in physiologischer oder in pragmatischer Hinsicht sehn. — Die physiologische Menschenkenntniß geht auf die Erforschung dessen was die Natur aus dem Menschen macht, die pragmatische auf das was Er, als freihandelndes Wesen, aus sich selber macht, oder machen kann und soll. — Wer den Naturursachen nachgrübelt, worauf z. B. das Erinnerungs-

nerungs-

nerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlassen, hin und her (nach dem Cartesius) vernünfteln; muß aber dabei gestehen: daß er in diesem Spiel seiner Vorstellungen bloßer Zuschauer sey, und die Natur machen lassen muß; indem er die Gehirnnerven und Fasern nicht kennt, noch sich auf die Handhabung derselben zu seiner Absicht versteht: mithin alles theoretische Vernünfteln hierüber reinen Verlust ist. —

Wenn er aber die Wahrnehmungen über das, was dem Gedächtniß hinderlich oder beförderlich befunden worden, dazu benutzet, um es zu erweitern oder gewandt zu machen, und hiezu die Kenntniß des

Menschen braucht, so würde dieses einen Theil der Anthropologie in pragmatischer Absicht ausmachen und das ist eben die, mit welcher wir uns hier beschäftigen.

Eine solche Anthropologie, als Weltkenntniß, welche auf die Schule folgen muß, betrachtet, wird eigentlich alsdann noch nicht pragmatisch genannt, wenn sie ein ausgebreitetes Erkenntniß der Sachen in der Welt, z. B. der Thiere, Pflanzen und Mineralien in verschiedenen Ländern und Klimaten, sondern wenn sie Erkenntniß des Menschen als Weltbürgers enthält. — Daher wird selbst die Kenntniß der Menschenrassen, als zum Spiel der Natur gehörender Producte, noch nicht zur pragmatischen, son-

sondern nur zur theoretischen Weltkenntniß gezählt.

Noch sind die Ausdrücke: die Welt kennen und Welt haben in ihrer Bedeutung ziemlich weit auseinander; indem der Eine nur das Spiel versteht, dem er zugesehen hat, der Andere aber mitgespielt hat. — Die sogenannte große Welt aber, den Stand der Vornehmen, zu beurtheilen, befindet sich der Anthropologe in einem sehr ungünstigen Standpuncte; weil diese sich unter einander zu nahe, von Anderen aber zu weit befinden.

Zu den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie im Umfange gehört das Reisen; sey es auch nur das Lesen der Reisebeschreibungen.

gen. Man muß aber doch vorher zu Hause, durch Umgang mit seinen Stadt- oder Landesgenossen \*), sich Menschenkenntniß erworben haben, wenn man wissen will, wornach man auswärts suchen solle, um sie im größerem Umfange zu erweitern. Ohne einen solchen Plan (der schon

Men-

- \*) Eine große Stadt, der Mittelpunkt eines Reichs, in welchem sich die Landescollegia der Regierung desselben befinden, die eine Universität (zur Cultur der Wissenschaften) und dabey noch die Lage zum Seehandel hat, welche durch Flüsse aus dem Inneren des Landes sowohl, als auch mit angränzenden entlegenen Ländern von verschiedenen Sprachen und Sitten, einen Verkehr begünstigt, — eine solche Stadt, wie etwa Königsberg am Pregelstrome, kann schon für einen schicklichen Platz zu Erweiterung sowohl der Menschenkenntniß als auch der Weltkenntniß genommen werden; wo diese, auch ohne zu reisen, erworben werden kann.

Menschenkenntniß voraussetzt) bleibt der Weltbürger in Ansehung seiner Anthropologie immer sehr eingeschränkt: Die Generalkenntniß geht hierin immer vor der Lokalkenntniß voraus; wenn jene durch Philosophie geordnet und geleitet werden soll: ohne welche alles erworbene Erkenntniß nichts als fragmentarisches Herumtappen und keine Wissenschaft abgeben kann.

Allen Versuchen aber, zu einer solchen Wissenschaft mit Gründlichkeit zu gelangen, stehen erhebliche, der menschlichen Natur selber anhängende, Schwierigkeiten entgegen.

1. Der Mensch, der es bemerkt, daß man ihn beobachtet und zu erforschen sucht, wird ent-

weder verlegen (geniert) erscheinen und da kann er sich nicht zeigen wie er ist; oder er verstellt sich, und da will er nicht gekannt sehn, wie er ist.

2. Will er auch nur sich selbst erforschen, so kommt er, vornehmlich was seinen Zustand im Affect betrifft, der alsdann gewöhnlich keine Verstellung zuläßt, in eine critische Lage: nämlich, daß, wenn die Triebfedern in Action sind, er sich nicht beobachtet; und wenn er sich beobachtet, die Triebfedern ruhen.

3. Ort und Zeitumstände bewirken, wenn sie anhaltend sind, Ane wöhnungen, die, wie man sagt, eine andere Natur sind und dem Menschen das Urtheil über sich selbst erschweren; wo-

für

für er sich halten, vielmehr aber noch, was es aus dem Anderen, mit dem er im Verkehr ist, sich für einen Begriff machen soll; denn die Veränderung der Lage, worin der Mensch durch sein Schicksal gesetzt ist, oder in die er sich auch, als Abentheurer, selbst setzt, erschweren es der Anthropologie sehr, sie zum Rang einer förmlichen Wissenschaft zu erheben.

Endlich sind zwar eben nicht Quellen, aber doch Hülfsmittel zur Anthropologie: Weltgeschichte, Biographien, ja Schauspiele und Romane. Denn obzwar beyden letzteren eigentlich nicht Erfahrung und Wahrheit, sondern nur Erdichtung untergelegt wird, und Uebertreibung der Charactere und Situationen, worin Men-

schen



sehen gesetzt werden, gleich als im Traumbilde aufzustellen, hier erlaubt ist, jene also nichts für die Menschenkenntniß zu lehren scheinen, so haben doch jene Charactere, so wie sie etwa ein Richardson oder Moliere entwarf, ihren Grundzüge nach aus der Beobachtung des wirklichen Thuns und Lassens der Menschen genommen werden müssen; weil sie zwar im Grade übertrieben, der Qualität nach aber doch mit der menschlichen Natur übereinstimmend seyn müssen.

Eine systematisch entworfene und doch populär (durch Bezeichnung auf Beispiele, die sich dazu von jedem Leser auffinden lassen) in pragmatischer Hinsicht abgefaßte Anthropologie führt den Vortheil für das lesende Publikum bey sich: daß  
 durch

Durch die Vollständigkeit der Titel, unter welche diese oder jene menschliche, ins Practische einschlagende, beobachtete Eigenschaft gebracht werden kann, so viel Veranlassungen und Aufforderungen demselben hiemit gegeben werden, jede besondere zu einem eigenen Thema zu machen, um sie in das ihr zugehörnde Fach zu stellen; wodurch die Arbeiten in derselben sich von selbst unter die Liebhaber dieses Studiums vertheilen und durch die Einheit des Plans nach gerade zu einem Ganzen vereinigt werden; wodurch dann der Wachsthum der gemeinnützigen Wissenschaft befördert und beschleunigt wird \*).

\*) In meinem anfänglich frey übernommenen, späterhin mir als Lehramt aufgetragenen Geschäfte der reinen Philosophie habe ich einige dreißig Jahre

Jahre hindurch zwey auf **Weltkenntniß** ab-  
 zweckende Vorlesungen: nämlich (im Winter-)  
 Anthropologie und im (Sommerhalbenjah-  
 re) physische Geographie gehalten; wel-  
 chen, als populären Vorträgen beyzuwohnen, auch  
 andere Stände gerathen fanden; von deren ersterer  
 dies das gegenwärtige Handbuch ist; von der zwey-  
 ten aber ein solches, aus meiner zum Text ge-  
 brauchten, wohl keinem Anderen als mir leserlichen,  
 Handschrift, zu liefern mir jetzt für mein Alter  
 kaum noch möglich seyn dürfte.

# Inhalt.

## Erster Theil. Anthropologische Didaktik.

### Erstes Buch. Vom Erkenntnißvermögen.

Vom Bewußtseyn seiner selbst	S. 3.
Vom Egoism.	S. 5.
Vom wirklichen Bewußtseyn seiner Vorstellungen	S. 10.
Vom Beobachten seiner selbst	S. 11.
Von den Vorstellungen die wir haben ohne uns ihrer bewußt zu seyn	S. 15.
Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewußtseyn seiner Vorstellungen	S. 20.
Von der Sinnlichkeit im Gegensatz mit dem Verstande	S. 25.
Apologie der Sinnlichkeit	S. 30.
Vom Können in Ansehung des Erkenntnißvermögens überhaupt	S. 35.
Von dem künstlichen Spiel mit dem Sinnen-schein	S. 39.
Von dem erlaubten moralischen Schein	S. 42.
Von den fünf äußern Sinnen	S. 45.
Vom inneren Sinn	S. 57.
Von den Ursachen der Vermehrung oder Verminderung der Sinnenempfindungen dem Grade nach	S. 60.
Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verluste des Sinnenvermögens	S. 65.
Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen nach seinen verschiednen Arten	S. 79.
Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Künftigen durch die Einbildungskraft	S. 92.
Von der unwillkührlichen Dichtung im gesunden Zustande, d. i. vom Traume	S. 104.
Vom Bezeichnungsvermögen	S. 106.

- Vom Erkenntnißvermögen so fern es auf Verstand  
gegründet wird S. 115.  
 Von den Schwächen und Krankheiten der Seele  
in Ansehung ihres Erkenntnißvermögens S. 124.  
 Von den Talenten im Erkenntnißvermögen, dem  
Wise, der Sagacität und der Originalität, oder  
dem Genie S. 153.

### Zweytes Buch. Vom Gefühl der Lust und Unlust.

- Von der sinnlichen Lust S. 168.  
 A. Vom Gefühl für das Angenehme, oder der  
sinnlichen Lust in der Empfindung eines Gegen-  
standes S. 168.  
 B. Vom Gefühl für das Schöne, oder dem Ge-  
schmack S. 184.

### Drittes Buch. Vom Begehrungsver- mögen S. 202.

- Von den Affecten S. 203.  
 Von den Leidenschaften S. 223.  
 Von dem höchsten physischen Gut S. 241.  
 Von dem höchsten moralisch = physischen Gut S. 243.

### Zweiter Theil. Anthropologische Cha- rakteristik.

- A. Vom Charakter der Person S. 254.  
 1. Vom Naturell S. 254.  
 2. Vom Temperament S. 255.  
 3. Vom Character als der Denkungsart S. 264.  
 Von der Phisognomie S. 270.  
 B. Vom Character des Geschlechts S. 282.  
 C. Vom Character des Volks S. 295.  
 D. Vom Character der Rasse S. 311.  
 E. Vom Character der Gattung S. 312.  
 Schilderung des Characters der Menschengattung. S. 527.

Der

Der Anthropologie

Erster Theil.

---

Anthropologische Didactik.

Von der Art, das Innere sowohl als das  
Äußere des Menschen zu  
erkennen.

x



---

## Erstes Buch.

# Vom Erkenntnißvermögen.

---

## Vom Bewußtseyn seiner selbst.

§. 1. **D**aß der Mensch in seiner Vorstellung das Ich haben kann, erhebt ihn unendlich über alle andere auf Erden lebende Wesen. Dadurch ist er eine Person und, vermöge der Einheit des Bewußtseyns, bey allen Veränderungen, die ihm zustossen mögen, eine und dieselbe Person, d. i. ein von Sachen, dergleichen die vernunftlosen Thiere sind, mit denen man nach Belieben schalten und walten kann, durch Rang und Würde ganz unterschiedenes Wesen; selbst wenn er das Ich noch



nicht sprechen kann; weil er es doch in Gedanken hat: wie es alle Sprachen, wenn sie in der ersten Person reden, doch denken müssen, ob sie zwar diese Ichheit nicht durch ein besonderes Wort ausdrücken. Denn dieses Vermögen (nämlich zu denken) ist der Verstand.

Es ist aber merkwürdig: daß das Kind, was schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) allererst anfängt durch Ich zu reden, so lange aber von sich in der dritten Person sprach, (Carl will essen, gehen u. s. w.) und daß ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu seyn scheint, wenn es den Anfang macht durch Ich zu sprechen; von welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. — Vorher fühlte es bloß sich selbst, jetzt denkt es sich selbst. — ~~Die~~ Erklärung dieses Phänomens möchte dem Anthropologen ziemlich schwer fallen.

Die Bemerkung: daß ein Kind vor dem ersten Vierteljahr nach seiner Geburt weder Weinen noch Lächeln äußert, scheint gleichfalls auf Entwicklung gewisser Vorstellungen, von Beleidigung und Unrechtthun, welche gar zur Vernunft hindeuten, zu beruhen. — Daß es den in diesem Zeitraum ihm vorgehaltenen glänzenden Gegenständen mit Augen zu folgen anhebt, ist der rohe Anfang des Fortschreitens von Wahrnehmung (Apprehension der Empfindungsvorstellung), um sie zum Erkenntniß der Gegenstände der Sinne, d. h. der Erfahrung zu erweitern.

Daß

— 3 —

Das Kind, wenn es nun zu sprechen versucht, das  
 Kadbrechen der Wörter es für Mütter und Ammen so  
 liebenswürdig und diese geneigt macht, es beständig zu herzen  
 und zu lässeln, es auch wohl, durch Erfüllung jedes Wunsches  
 und Willens, zum kleinen Befehlshaber zu verziehen:  
 diese Liebenswürdigkeit des Geschöpfes, im Zeitraum  
 seiner Entwicklung zur Menschheit, muß wohl auf  
 Rechnung seiner Unschuld und Offenheit aller seiner noch  
 fehlerhaften Aeußerungen, wobey noch kein Heil und  
 nichts Arges ist, einerseits, andrerseits aber auf den na-  
 türlichen Hang der Ammen zum Wohlthun an einem Ge-  
 schöpf, welches einschmeichelnd sich des andern Willkühr  
 gänzlich überläßt, geschrieben werden, da ihm eine Spiel-  
 zeit eingewilligt wird, die glücklichste unter allen, was  
 Sey der Erzieher dadurch, daß er sich selber gleichsam  
 zum Kinde macht, diese Annehmlichkeit nochmals ge-  
 nießt.

Die Erinnerung seiner Kinderjahre reicht aber  
 hey weitem nicht bis an jene Zeit; weil sie nicht die  
 Zeit der Erfahrungen, sondern blos zerstreuter unter den  
 Begriff des Objects noch nicht vereinigter Wahrnehmungs-  
 gen war.

### Vom Egoism.

§. 2. Von dem Tage an, da der Mensch anfängt  
 durch Ich zu sprechen, bringt er sein geliebtes Selbst,  
 wo er nur darf, zum Vorschein, und der Egoism schreit  
 unaußhaltbar fort; wenn nicht offenbar, (denn da wi-  
 dersteht ihm der Egoism Anderer) doch verdeckt und  
 mit scheinbarer Selbstverleugnung und vorgeblicher Bes-

scheidenheit, sich desto sicherer im Urtheil Anderer einen vorzüglichen Werth zu geben.

Der Egoism kann dreyerley Anmaßungen enthalten: die des Verstandes, des Geschmacks und des practischen Interesse d. i. er kann logisch oder ästhetisch, oder practisch seyn.

Der logische Egoist hält es für unnöthig, sein Urtheil auch am Verstande Anderer zu prüfen; gleich als ob er dieses Probersteins (criterium veritatis externum) gar nicht bedürfe. Es ist aber so gewiß, daß wir dieses Mittel, uns der Wahrheit unseres Urtheils zu versichern, nicht entbehren können, daß es vielleicht der wichtigste Grund ist, warum das gelehrte Volk so dringend nach der Freyheit der Feder schreibt; weil wenn diese verweigert wird, uns zugleich ein großes Mittel entzogen wird, die Richtigkeit unserer eigenen Urtheile zu prüfen, und wir dem Irrthum preis gegeben werden. Man sage ja nicht, daß wenigstens die Mathematik privilegirt sey, aus eigener Machtvollkommenheit abzusprechen; denn wäre nicht die wahrgenommene durchgängige Uebereinstimmung der Urtheile des Messerkünstlers mit dem Urtheile aller anderen, die sich diesem Fache mit Talent und Fleiß widmeten, vorhergegangen, so würde sie selbst der Besorgniß, irgendwo in Irrthum zu fallen, nicht entnommen seyn. — Sieht es doch auch manche Fälle, wo wir sogar dem Urtheil unserer eignen Sinne allein nicht trauen z. B. ob ein Gettingel blos in unseren Ohren, oder ob es das Hören wirklich gezogenet Glocken sey, sondern noch andere zu befragen nöthig finden,

ken, ob es sie nicht auch so dünke. Und, ob wir gleich im Philosophiren wohl eben nicht, wie die Juristen sich auf Urtheile der Rechtsverfahrenen, uns auf anderer Urtheile zu Bestätigung unserer eigenen berufen dürfen, so würde doch ein jeder Schriftsteller, der keinen Anhang findet, mit seiner öffentlich erklärten Meynung, die sonst von Wichtigkeit ist, in Verdacht des Irrthums kommen.

Eben darum ist es ein *Wagstück*: eine der all gemeinen Meynung, selbst der Verständigen, widerstehende Behauptung ins Publicum zu spielen. Diesen Anschein des Egoisms heißt die *Paradoxie*. Es ist nicht eine Kühnheit, etwas auf die Gefahr, daß es unwahr sey, sondern nur daß es bey wenigen Eingang finden möchte, zu wagen. — Wortliebe fürs Paradoxe ist zwar logischer Eigensinn, nicht Nachahmer von Anderen seyn zu wollen, sondern als ein seltener Mensch zu erscheinen, statt dessen ein solcher oft nur den *Seltensamen* macht. Weil aber doch ein jeder seinen eigenen Sinn haben und behaupten muß (*Si omnes patres sic, at ego non sic. Abaelard*): so ist der Vorwurf der Paradoxie, wenn sie nicht auf Eitelkeit, sich blos unterscheiden zu wollen, gegründet ist, von keiner schlimmen Bedeutung. — Dem Paradoxen ist das Alltägige entgegengesetzt, was die gemeine Meynung auf seiner Seite hat. Aber bey diesem ist eben so wenig Sicherheit, wo nicht noch weniger, weil es einschläfert; statt dessen das Paradoxon das Gemüth zur Aufmerksamkeit und Nachforschung erweckt, die oft zu Entdeckungen führt.

Der ästhetische Egoist ist derjenige, dem sein eigener Geschmack schon genügt; es mögen nun andere

feine Verse, Malereien, Musik u. d. g. noch so schlecht finden, tadeln oder gar verlachen. Er beraubt sich selbst des Fortschritts zum Besseren, wenn er sich mit seinem Urtheil Hofirt, sich selbst Beyfall klatscht, und den Preis hierstein des Schönen der Kunst nur in sich allein sucht.

Endlich ist der moralische Egoist der, welcher alle Zwecke auf sich selbst einschränkt, der keinen Nutzen worin steht, als in dem was ihm nützt, auch wohl als Eudämonist, bloß im Nutzen und der eigenen Glückseligkeit, nicht in der Pflichtvorstellung, den obersten Bestimmungsgrund seines Willens setzt. Denn weil jeder andere Mensch sich auch andere Begriffe von dem macht, was er zur Glückseligkeit rechnet, so ist gerade der Egoist, der es so weit bringt, gar keinen Probierstein des ächten Pflichtbegriffs zu haben, als welcher durchaus ein allgemein geltendes Princip seyn muß. — Alle Eudämonisten sind daher practische Egoisten.

Dem Egoism kann nur der Pluralisim entgegengesetzt werden, d. i. die Denkungsart: sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten. — So viel gehört davon zur Anthropologie. Denn, was diesen Unterschied nach metaphysischen Begriffen betrifft, so liegt er ganz außer dem Felde der hier abzuhandelnden Wissenschaft. Wenn nämlich bloß die Frage wäre, ob ich, als denkendes Wesen, außer meinem Daseyn noch das Daseyn eines Ganzen anderet, mit mir in Gemeinschaft stehender, Wesen (Welt genannt) anzunehmen Ursache habe, so ist sie nicht anthropologisch, sondern bloß metaphysisch.

Anmerk

## — 9 — A n m e r k u n g.

### Ueber die Förmlichkeit der egoistischen Sprache.

Die Sprache des Staatsoberhauptes zum Volk ist in unseren Zeiten gewöhnlich pluralistisch (Wir D. von Gottes Gnaden u. s. w.). Es fragt sich, ob der Sinn hiebei nicht vielmehr egoistisch, d. i. eigene Machtvollkommenheit anzeigend, und eben dasselbe bedeuten solle, was der König von Spanien mit seinem *Yo el Rey* (Ich der König) sagt. Es scheint aber doch: daß jene Förmlichkeit der höchsten Autorität ursprünglich habe Herablassung (Wir, der König und sein Rath, oder die Stände) andeuten sollen. — Wie ist es aber zugegangen, daß die wechselseitige Anrede, welche in den alten classischen Sprachen durch *Du*, mithin unitarisch, ausgedrückt wurde, von verschiedenen, vornehmlich Germanischen Völkern, pluralistisch, durch *Ich* bezeichnet worden? wozu die Deutschen noch zwey eine größere Auszeichnung der Person mit der man spricht, andeutende Ausdrücke, nämlich den *des Er* und den *des Sie* (gleich als wenn es gar keine Anrede, sondern Erzählung von Abwesenden und zwar entweder Einem oder Mehrern wäre) erfunden haben; worauf endlich, zu Vollendung aller Ungereimtheiten, der vorgeblischen Demüthigung unter dem Angeredeten und Erhebung des Anderen über sich, statt der Person, das Abstractum der Qualität des Standes des Angeredeten (Ew. Gnaden, Hochgeb. Hoch- und Wohlbedl. u. d. g.) in Gebrauch gekommen. — Alles vermuthlich durch das Feudalwesen, nach welchem dafür gesorgt wurde, daß von der königlichen Würde an durch alle Abstufungen bis dahin, wo die Menschenwürde

de gar aufhört, und bloß der Mensch bleibt, d. i. bis zu dem Stande des Leibeigenen, der allein von seinem Oberen durch *Du* angedet werden, oder eines Kindes, was noch nicht einen eigenen Willen haben darf, — der Grad der Achtung, der dem Vornehmeren gebührt, ja nicht verfehlt würde.

### Von dem willkürlichen Bewußtseyn seiner Vorstellungen.

§. 3. Das Bestreben sich seiner Vorstellungen bewußt zu werden, ist entweder das *Aufmerken* (*attentio*), oder das *Absehen* von einer Vorstellung, deren ich mir bewußt bin (*abstractio*). — Das letztere ist nicht etwa bloße Unterlassung und Verabsäumung des ersteren (denn das wäre *Zerstreuung* (*distractio*), sondern ein wirklicher Act des Erkenntnisvermögens, eine Vorstellung, deren ich mir bewußt bin, von der Verbindung mit anderen in Einem Bewußtseyn abzuhalten. — Man sagt daher nicht, etwas *abstrahiren* (*absondern*), sondern von etwas, d. i. einer Bestimmung des Gegenstandes meiner Vorstellung, *abstrahiren*, wodurch diese die Allgemeinheit eines Begriffs erhält, und so in den Verstand aufgenommen wird.

Von einer Vorstellung *abstrahiren* zu können, selbst wenn sie sich dem Menschen durch den Sinn aufdringt, ist ein weit größeres Vermögen, als das zu *attendiren*; weil es eine Freiheit des Denkungsvermögens und die Eigenmacht des Gemüths beweist, den Zustand seiner Vorstellungen in seiner Gewalt zu haben (*animus sui compos*). — In dieser Rücksicht ist nun das *Abstraktionsvermögen* viel schwerer, aber auch

auch wichtiger, als das der Attention, wenn es Vorstellungen der Sinne betrifft.

Viele Menschen sind unglücklich, weil sie nicht abstrahiren können. Der Freyer könnte eine gute Heurath machen, wenn er nur über eine Warze im Gesichte oder eine Zahnücke seiner Geliebten wegsehen könnte. Es ist aber eine besondere Unart unseres Attentionsvermögens gerade darauf, was fehlerhaft an anderen ist, auch unwillkürlich seine Aufmerksamkeit zu heften: seine Augen auf einen dem Gesichte gerade gegen über am Noth fehlenden Knopf, oder die Zahnücke, oder einen angewohnten Sprachfehler zu richten, und den Anderen dadurch zu verwirren, sich selbst aber auch im Umgange das Spiel zu verderben. — Wenn das Hauptsächliche gut ist, so ist es nicht allein billig, sondern auch kläglich gehandelt, über das Ueble an Anderen, ja selbst unseres eigenen Zustandes, weg zu sehen; aber dieses Vermögen zu abstrahiren ist eine Gemüthsstärke, welche nur durch Uebung erworben werden kann.

### Von dem Beobachten seiner selbst.

§. 4. Das Bemerken (animadvertere) ist noch nicht ein Beobachten (observare) seiner selbst. Das letztere ist eine methodische Zusammenstellung der an uns selbst gemachten Wahrnehmungen, welche den Stoff zum Tagebuch eines Beobachters seiner selbst abgiebt, und leichtlich zu Schwärmerey und Wahnsinn hinführt.

Das Aufmerken (attentio) auf sich selbst, wenn man mit Menschen zu thun hat, ist zwar notwendig, muß



muß aber ein Umgang nicht sichtbar werden; denn da macht es entweder geniert (verlegen) oder affectirt (aufgehoben). Das Gegentheil von beyden ist die Ungezwungenheit (das air degagé); ein Vertrauen zu sich selbst von Andern in seinem Anstande nicht nachtheilig beurtheilt zu werden. Der, welcher sich so stellt, als ob er sich vor dem Spiegel beurtheilen wolle, wie es ihm laffe, oder so spricht als ob er sich (nicht bloß als ob ein Anderer ihn) sprechen höre, ist eine Art von Schauspieler. Er will repräsentiren und erkünstelt einen Schein von seiner eigenen Person; wodurch, wenn man diese Bemühung an ihm wahrnimmt, er im Urtheil Anderer einbüßt, weil sie den Verdacht einer Absicht zu betrügen erregt. — Man nennt die Freymüthigkeit in der Manier sich äußerlich zu zeigen, die zu keinem solchen Verdacht Anlaß giebt, das natürliche Betragen, (welches darum doch nicht alle schöne Kunst und Geschmacksbildung ausschließt) und es gefällt durch die bloße Wahrhaftigkeit in Aeußerungen. Wo aber zugleich Offenherzigkeit aus Einfalt, d. i. aus Mangel einer schon zur Regel gewordenen Vorstellungskunst, aus der Sprache hervorblickt, da heißt sie Natvetät.

Die offene Art sich zu erklären an einem der Mannbarkeit sich nähernden Mädchen, oder einem mit der städtischen Manier unbekanntem Landmann, erweckt, durch die Unschuld und Einfalt (die Unwissenheit in der Kunst zu scheinen), ein fröhliches Lachen bey denen, die in dieser Kunst schon geübt und gewöhnt sind. Nicht ein Auslachen mit Verachtung; denn man ehrt doch hiebey im Herzen die Lauterkeit und Aufrichtigkeit; sonderw ein  
guts

gutmüthiges liebevolles Belachen der Unersahrenheit in der bösen, obgleich auf unsere schon verdorbene Naturschennatur gegründeten, Kunst zu scheinen, die man eher befeutzen als belachen sollte; wenn man sie mit der Idee einer noch unverdorbenen Natur vergleicht. \*) Es ist eine augenblickliche Fröhlichkeit, wie von einem bewölkten Himmel, der sich an einer Stelle einmal öffnet den Sonnenstrahl durchzulassen, aber sich so fort wieder zuschließt, um der blöden Maulwurfsaugen der Selbstsucht zu schonen.

Was aber die eigentliche Absicht dieses *Es* betrifft, nämlich die obige Warnung sich mit der Auspähung und gleichsam studirten Abfassung einer inneren Geschichte des unwillkürlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befassen, so geschieht sie darum, weil es der gerade Weg ist, in Kopfverwirrung vermeynter höherer Eingebungen, und, ohne unser Zuthun, vor uns einfließenden Kräfte, in Illuminatism oder Terrorism zu gerathen. Denn unvermerkt machen wir hier vermeynte Entdeckungen von dem, was wir selbst in uns hineingetragen haben; wie eine Bourignon mit schmeichelhaften, oder ein Pascal mit schreckenden und ängstlichen Vorstellungen, in welchen Fall selbst ein sonst vortrefflicher Kopf Albrecht Haller gerieth; der, bey seinem lange geführten, oft auch unterbrochenen Diarium seines Seelenzustandes zuletzt dahin gelangte, einen berühmten Theologen, seinen vormaligen academischen Collegem, den D. Less zu befragen: ob er nicht

in

\*) In Rücksicht auf diese könnte man den bekannten Vers des Persius so parodiren: *Naturam videant ingemiscantque relicta.*

in seinem weitläufigen Schatz der Gottesgelahrtheit Trost für seine bedängigte Seele antreffen könne.

Die verschiedenen Acte der Vorstellungskraft in mir zu beobachten, wenn ich sie herbeyrufe, ist des Nachdenkens wohl werth; für Logik und Metaphysik nöthig und nützlich. — Aber sich belauschen zu wollen, so wie sie auch ungerufen von selbst ins Gemüth kommen (das geschieht durch das Spiel der unabsichtlich dichtenden Einbildungskraft), ist, weil alsdann die Principien des Denkens nicht (wie sie sollen) vorangehen, sondern hintennach folgen, eine Verkehrung der natürlichen Ordnung im Erkenntnißvermögen und ist entweder schon eine Krankheit des Gemüths, (Willensfängererey) oder fährt zu derselben und zum Irthume. Wer von inneren Erfahrungen (von der Gnade, von Ansehungungen) viel zu erzählen weiß, mag bey seiner Entdeckungsjahre zur Erforschung seiner selbst immer nur in Anticyra vorher anlanden. Denn es ist mit jenen inneren Erfahrungen nicht so bewandt, wie mit den äußeren, von Gegenständen im Raum, worin die Gegenstände nebeneinander und als bleibend festgehalten erscheinen. Der innere Sinn sieht die Verhältnisse seiner Bestimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen; wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung nothwendig ist, statt findet. \*)

Von

\*) Wenn wir uns die innere Handlung (Spontaneität), wodurch ein Begriff (ein Gedanke) möglich wird, die Reflexion, die Empfänglichkeit (Receptivität) wodurch eine Wahrnehmung (perceptio) d. i. empirische

An-

## Wohnten Vorstellungen die wir haben, ohne und ihrer bewußt zu seyn.

§. 5. Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewußt zu seyn, darinn scheint ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, daß wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewußt sind? Diesen Einwurf machte schon Locke, der darum auch das Daseyn solcher Art Vorstellungen verwarf. — Allein wir können uns doch

Anschauung möglich wird, die Apprehension, beyde Acte aber mit Bewußtseyn vorstellen, so kann das Bewußtseyn seiner selbst (apperceptio) in das der Reflexion und das der Apprehension eingetheilt werden. Das erstere ist ein Bewußtseyn des Verstandes, das zweite der inneren Sinn; jenes die reine, dieses die empirische Apperception, da dann jene fälschlich der innere Sinn genannt wird. — In der Psychologie erforschen wir uns selbst nach unseren Vorstellungen des inneren Sinnes; in der Logik aber nach dem was das intellectuelle Bewußtseyn an die Hand giebt. — Hier scheint uns nun das Ich doppelt zu seyn (welches widersprechend wäre): 1) Das Ich, als Subject des Denkens (in der Logik), welches die reine Apperception bedeutet (das bloß reflectirende Ich), und von welchem gar nichts weiter zu sagen, sondern das eine ganz einfache Vorstellung ist: 2) Das Ich, als das Object der Wahrnehmung, mithin des inneren Sinnes, was eine Mannigfaltigkeit von Bestimmungen enthält, die eine innere Erfahrung möglich machen.

Die Frage, ob bey den verschiedenen inneren Veränderungen des Gemüths (seines Gedächtnisses oder der von ihm angenommenen Grundsätze) der Mensch, wenn er sich dieser Veränderungen bewußt ist, noch sagen könne, er sey eben der selbe (der Seele nach), ist eine ungeräumte Frage;

Das unmittelbar bewußt seyn eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewußt sind — Dergleichen Vorstellungen heißen dann dunkle; die übrigen sind klar, und, wenn ihre Klarheit sich auch auf die Theilvorstellungen eines Ganzen derselben und ihre Verbindung erstreckt, deutliche Vorstellungen; es sey des Denkens oder der Anschauung.

Wenn ich weit von mir auf einer Wiese einen Menschen zu sehen mir bewußt bin, ob ich gleich seine Augen, Nase, Mund u. s. w. zu sehen mir nicht bewußt bin, so schreibe ich eigentlich nur, daß dies Ding ein Mensch sey; denn wollte ich darum, weil ich mir nicht bewußt bin, diese Theile des Kopfs (und so auch die übrigen Theile dieses Menschen) wahrzunehmen, die Vorstellung derselben in meiner Anschauung gar nicht zu haben, beaupten, so würde ich auch nicht sagen können, daß ich einen Menschen sehe; denn aus diesen Theilvorstellungen ist die ganze (des Kopfs oder des Menschen) zusammengesetzt.

Daß das Feld unserer Sinnenanschaulungen und Empfindungen, deren wir uns nicht bewußt sind, ob wir gleich unbezweifelt schließen können, daß wir sie haben, d. i. dunkler Vorstellungen im Menschen (und so auch in Thieren), unermeslich sey, die klaren dagegen nur unendlich wenige Punkte derselben enthalten, die dem Bewußt:

ge; denn er kann sich dieser Veränderungen nur dadurch bewußt seyn, daß er sich in den verschiedenen Zuständen als ein und dasselbe Subject vorstellt, und das Ich des Menschen ist zwar der Form (der Vorstellungsart) nach, aber nicht der Materie (dem Inhalte) nach zwiefach.

Bewußtseyn offen liegen: daß gleichsam auf der großen Charte unseres Gemüths nur wenig Stellen illuminiert sind, kann uns Bewunderung über unser eigenes Wesen einflößen: denn eine höhere Macht dürfte nur rufen: es werde Licht! so würde auch ohne Zuthun des Mindesten (z. B. wenn wir einen Litterator mit allem dem nehmen, was er in seinem Gedächtniß hat) gleichsam eine halbe Welt ihm vor Augen liegen. Alles, was das bewafnere Auge durchs Telescop (etwa am Monde) oder durchs Microscop (an Infusionsthierchen) entdeckt, wird durch unsere bloßen Augen gesehen; denn diese optischen Mittel bringen ja nicht mehr Lichtstrahlen und dadurch erzeugte Bilder ins Auge, als auch ohne jene künstliche Werkzeuge sich auf der Netzhaut gemahlt haben würden, sondern breiten sie nur mehr aus, um uns ihrer bewußt zu werden. — Eben das gilt von den Empfindungen des Gehörs, wenn der Musiker mit zehñ Fingern und beyden Füßen eine Phantasie auf der Orgel spielt, und wohl auch noch mit einem neben ihm stehenden spricht, wo so eine Menge Vorstellungen in wenig Augenblicken in der Seele erweckt werden, deren jede zu ihrer Wahl überdem noch ein besonderes Urtheil über die Schicklichkeit bedurfte; weil ein einziger der Harmonie nicht gemäßer Fingerschlag sofort als Mislaut vernommen werden würde, und doch das Ganze so ausfällt, daß der frey phantasirende Musiker oft wünschen möchte, manches von ihm glücklich ausgeführte Stück, dergleichen er vielleicht sonst mit allem Fleiß nicht so gut zu Stande zu bringen hofft, in Noten aufbehalten zu haben.

So ist das Feld dunkler Vorstellungen das größte im Menschen. — Weil es aber diesen nur in seinem passiven Theile, als Spiel der Empfindungen wahrnehmen läßt, so gehört die Theorie derselben doch nur zur physisch-logischen Anthropologie, nicht zur pragmatischen, worauf es hier eigentlch abgesehen ist.

Wir spielen nämlich oft mit dunkelen Vorstellungen, und haben ein Interesse beliebte oder unbekante Gegenstände vor der Einbildungskraft in Schatten zu stellen; öfter aber noch sind wir selbst ein Spiel dunkeler Vorstellungen, und unser Verstand vermag nicht sich wider die Ungereimtheiten zu retten, in die ihn der Einfluß derselben versetzt, ob er sie gleich als Täuschung anerkennt.

So ist es mit der Geschlechtsliebe bewandt, so fern sie eigentlch nicht das Wohlwollen, sondern vielmehr den Genuß ihres Gegenstandes beabsichtigt. Wie viel Witze ist nicht von jeher verschwendet worden, einen dünnen Flor über das zu werfen, was zwar beliebt ist, aber doch den Menschen mit der gemeinen Thiergattung in so naher Verwandtschaft sehen läßt, daß die Schamhaftigkeit dadurch aufgefodert wird, und die Ausdrücke in seiner Gesellschaft nicht unverblümt, wenn gleich zum Belächeln durchscheinend genug, hervortreten dürfen. — Die Einbildungskraft mag hier gern im Dunkeln spaziren, und es gehört immer nicht gemeine Kunst dazu, wenn, um den Eynisim zu vermeiden, man nicht in den lächerlichen Purisim zu verfallen Gefahr laufen will.

*Handwritten notes in cursive script, partially illegible due to fading and bleed-through from the reverse side of the page.*

Andererseits sind wir auch oft genug das Spiel dunkler Vorstellungen, welche nicht verschwinden wollen, wenn sie gleich der Verstand beleuchtet. Sich das Grab in seinem Garten oder unter einem schattigten Baum, im Felde oder im trockenen Boden, zu bestellen, ist oft eine wichtige Angelegenheit für einen Sterbenden: ob zwar er im ersteren Fall keine schöne Aussicht zu hoffen, im letzteren aber von der Feuchtigkeit den Schnupfen zu besorgen nicht Ursache hat.

Daß das Kleid den Mann mache, gilt in gewisser Maße auch für den Verständigen. Das Russische Sprichwort sagt zwar: „Man empfängt den Gast nach seinem Kleide und begleitet ihn nach seinem Verstande;“ aber der Verstand kann doch den Eindruck dunkler Vorstellungen von einer gewissen Wichtigkeit, den eine wohlgekleidete Person macht, nicht verhüten, sondern allenfalls nur das vorläufig über sie gefällte Urtheil hinten nach zu berichtigen den Vorfaß haben.

Sogar wird studirte Dunkelheit oft mit gewünschtem Erfolg gebraucht, um Tieffinn und Gründlichkeit vorzuspiegeln; wie etwa in der Dämmerung oder durch einen Nebel gesehene Gegenstände immer größer gesehen werden, als sie sind. \*) Das Scotison (machs dunkel)

B 2

ist

\*) Dagegen beim Tageslicht gesehen, scheint das was heller ist, als die umgebenden Gegenstände, auch größer zu seyn, z. B. weiße Strümpfe stellen vollere Waden vor als schwarze; ein Feuer in der Nacht auf einem hohen Berge angelegt, scheint größer zu seyn, als man es beim Ausmessen



ist der Nachspruch aller Mystiker, um durch gekünstelte Dunkelheit Schatzgräber der Weisheit anzulocken. — Aber überhaupt ist auch ein gewisser Grad des Räthfels hasten in einer Schrift dem Leser nicht unwillkommen; weil ihm dadurch seine eigene Scharfsinnigkeit fühlbar wird, das Dunkle in klare Begriffe aufzulösen.

### Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewußtseyn seiner Vorstellungen.

§. 6. Das Bewußtseyn seiner Vorstellungen, welches zur Unterscheidung eines Gegenstandes von anderen zureicht, ist Klarheit. Dasjenige aber, wodurch auch die Zusammensetzung der Vorstellungen klar wird, heißt Deutlichkeit. Die letztere macht es allein, daß eine Summe von Vorstellungen Erkenntnis wird; worinn dann, weil eine jede Zusammensetzung mit Bewußtseyn Einheit desselben, folglich eine Regel für jene voraussetzt, Ordnung in diesem Manigfaltigen gedacht wird. — Der deutlichen Vorstellung kann man nicht die verworrene (*perceptio confusa*),  
sonst

messen befindet. — Vielleicht läßt sich daraus auch die scheinbare Größe des Mondes und eben so die dem Anschein nach größere Weite der Sterne von einander, nahe am Horizont, erklären; denn in beiden Fällen erscheinen uns leuchtende Gegenstände, die nahe am Horizont durch eine mehr verdunkelnde Luftschicht gesehen werden, als hoch am Himmel, und was dunkel ist, wird durch das umgebende Licht auch als kleiner beurtheilt. Wenn Scheibenschiefen würde also eine schwarze Scheibe, mit einem weißen Zirkel in der Mitte, zum Treffen günstiger seyn als umgekehrt.

sondern muß ihr bloß die undeutliche (*maere clara*) entgegensetzen. Was verworren ist, muß zusammengesetzt seyn; denn im Einfachen giebt es weder Ordnung noch Verwirrung. Die letztere ist also die Ursache der Undeutlichkeit, nicht die Definition derselben. — In jeder vielhaltigen Vorstellung (*perceptio complexa*), dergleichen ein jedes Erkenntniß ist (weil dazu immer Anschauung und Begriff erfordert wird), beruht die Deutlichkeit auf der Ordnung, nach der die Theilvorstellungen zusammengesetzt werden, die dann entweder (die bloße Form betreffend) eine bloß logische Eintheilung in obere und untergeordnete (*perceptio primaria et secundaria*), oder eine reale Eintheilung in Haupt- und Nebenvorstellungen (*perceptio principalis et adhaerens*) veranlassen; durch welche Ordnung das Erkenntniß deutlich wird. — Man sieht wohl, daß, wenn das Vermögen der Erkenntniß überhaupt Verstand (in der allgemeinsten Bedeutung des Wortes) heißen soll, dieser das Auffassungsvermögen (*attentio*) gegenbener Vorstellungen, um Anschauung, das Absonderungsvermögen dessen was mehreren gemein ist (*abstractio*), um Begriff, und das Ueberlegungsvermögen (*reflexio*), um Erkenntniß des Gegenstandes hervorzubringen, enthalten müsse.

Man nennt den, welcher diese Vermögen im vorzüglichsten Grade besitzt, einen Kopf; den, dem sie in sehr kleinem Maas bescheert sind, einen Pinsel (weil er immer von Andern geführt zu werden bedarf); den aber, der sogar Originalität im Gebrauch desselben bey sich führt (kräft deren er was gewöhnlicherwise unter

strender Leistung gelernt werden muß, aus sich selbst hervorbringt), ein Genie.

Der nichts gelernt hat, was man doch gelehrt werden muß, um es zu wissen, heißt ein Ignorant, wenn er es hätte wissen sollen; so sehn er einen Gelehrten vorstellen will; denn ohne diesen Anspruch kann er ein großes Genie seyn. Der welcher nicht selbst denken, wenn gleich viel lernen kann, wird ein beschränkter Kopf (bornirt) genannt. — Man kann ein Wasser Gelehrter (Maschine zur Unterweisung Anderer, wie man selbst unterwiesen worden) sind, in Ansehung des vernünftigen Gebrauchs seines historischen Wissens, dabei doch sehr bornirt seyn. — Der, dessen Verfahren mit dem was er gelernt hat, in der öffentlichen Mittheilung den Zwang der Schule (also Mangel der Freyheit im Selbstdenken) verräth, ist der Pedant; er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann seyn. Unter diesen ist der gelehrte Pedant im Grunde noch der erträglichste; weil man doch von ihm lernen kann: da hingegen die Peinlichkeit in Formalen (die Pedanterie) bey den letzteren nicht allein nutzlos, sondern auch, wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, oben ein lächerlich wird, da es der Stolz eines Ignoranten ist.

Die Kunst aber, oder vielmehr die Gewandheit im gesellschaftlichen Tone zu sprechen, und sich überhaupt modisch zu zeigen, welche, vornehmlich wenn es Wissenschaft betrifft, fälschlich Popularität genannt wird, da sie vielmehr gepukte Seichtigkeit heißen sollte, deckt  
mans

manche Armseligkeit des eingeschränkten Kopfs. Aber nur Kinder lassen sich dadurch irre leiten. „Deine Trommel (sagte der Quäcker beym Addison zu dem in der Kutsche neben ihm schwärmenden Officier) ist ein Sinnbild von Dir; sie klingt weil sie leer ist.“

Um die Menschen nach ihrem Erkenntnißvermögen (dem Verstande überhaupt) zu beurtheilen, theilt man sie in diejenigen ein, denen *Som e i n s i n n s e n s u s c o m m u n i s*), der freylich nicht *g e m e i n s* (*sensus vulgaris*) ist, zugestanden werden muß, und in Leute von Wissenschaft. Die erstern sind der Regeln Kundige in Fällen der Anwendung (in *concreto*), Die andern für sich selbst und vor ihrer Anwendung (in *abstracto*). — Man nennt den Verstand, der zu dem ersteren Erkenntnißvermögen gehört, den gesunden Menschenverstand (*bon sens*), den zum zweyten den hellen Kopf (*ingenium perspicax*). — Es ist merkwürdig, daß man sich den ersteren, welcher gewöhnlich nur als practisches Erkenntnißvermögen betrachtet wird, nicht allein als einen, welcher der Cultur entbehren kann, sondern als einen solchen, dem sie wohl gar nachtheilig ist, wenn sie nicht weit genug getrieben wird, vorstellig macht, ihn daher bis zur Schwärmerey hochpreiset, und ihn als eine Fundgrube in den Tiefen des Gemüths verborgen liegender Schätze vorstellt, auch bisweilen seinen Ausspruch als Orakel (den *Genius des Sokrates*) für zuverlässiger erklärt, als Alles was studirte Wissenschaft immer zu Markte bringen würde. — So viel ist gewiß, daß, wenn die Auslösung einer Frage auf den allgemeinen und angebohrnen Regeln des Verstandes (deren Besitz Mutterwitz genannt wird) beruht, es unsicherer

herer ist, sich nach studirten und künstlich aufgestellten Principien (dem Schulwitz) umzusehen und seinen Beschluß darnach abzufassen, als wenn man es auf den Ausschlag der im Dunkeln des Gemüths liegenden Bestimmungsgründe des Urtheils in Masse ankommen läßt, welches man den logischen Taet nennen könnte: wo die Ueberlegung den Gegenstand sich auf vielerley Seiten vorstellig macht und ein richtiges Resultat herausbringt, ohne sich der Acte, die hiebey im Inneren des Gemüths vorgehen, bewußt zu werden.

Der gesunde Verstand aber kann diese seine Vorzüglichkeit nur in Ansehung eines Gegenstandes der Erfahrung beweisen; nicht allein durch diese an Erkenntniß zu wachsen, sondern sie (die Erfahrung) selbst zu erweisen, aber nicht in speculativer, sondern blos in empirisch; practischer Rücksicht. Denn in jener bedarf es wissenschaftlicher Principien a priori; in dieser aber können es auch Erfahrungen, d. i. Urtheile seyn, die durch Versuch und Erfolg continuirlich bewähret werden.

## Von der Sinnlichkeit im Gegensatz mit dem Verstande.

---

§. 7. In Ansehung des Zustandes der Vorstellungen ist mein Gemüth entweder handelnd und zeigt Vermögen (facultas), oder es ist leidend und besteht in Empfänglichkeit (receptivitas). Ein Erkenntniß enthält beydes verbunden in sich und die Möglichkeit eine solche zu haben, führt den Namen des Erkenntnißvermögens von dem vornehmsten Theil derselben, nämlich der Thätigkeit des Gemüths Vorstellungen zu verbinden, oder von einander zu sondern.

Vorstellungen, in Ansehung deren sich das Gemüth leidend verhält, durch welche also das Subject afficirt wird (dieses mag sich nun selbst afficiren oder von einem Object afficirt werden), gehören zum sinnlichen: diejenigen aber, welche ein bloßes Thun (das Denken) enthalten, zum intellectuellen Erkenntnißvermögen. Jenes wird auch das untere, dieses aber das obere Erkenntnißvermögen genannt. \*) Jenes hat den Char

B 5

acter

\*) Die Sinnlichkeit bloß in der Undeutlichkeit der Vorstellungen, die Intellectualität dagegen in der Deutlichkeit zu setzen, und hiemit einen bloß formalen (logischen) Unterschied des Bewußtseyns, statt des realen (psychologischen), der nicht bloß die Form, sondern auch den

acter der Passivität des inneren Sinnes der Empfindungen, dieses der Spontaneität der Apperception, d. i. des reinen Bewußtseyns der Handlung, welche das Denken ausmacht und zur Logik (einem System der Regeln des Verstandes), so wie jener zur Psychologie (einem Inbegriff aller innern Wahrnehmungen unter Naturgesetzen), gehört und innere Erfahrung begründet.

Anmerkung. Der Gegenstand der Vorstellung, der nur die Art enthält, wie ich von ihm afficirt werde, kann von mir nur erkannt werden, wie er mir erscheint und alle Erfahrung (empirische Erkenntniß), die innere nicht minder als die äußere, ist nur Erkenntniß der Gegenstände, wie sie uns erscheinen, nicht wie sie (für sich allein betrachtet) sind. Denn es kommt alsdann nicht bloß auf die Beschaffenheit des Objects der Vorstellung, sondern auf die des Subjects und dessen Empfänglichkeit an, welcher Art die sinnliche Anschauung seyn werde,

den Inhalt des Denkens betrifft, zu setzen, war ein großer Fehler der Leibniz-Weßischen Schule, nämlich die Sinnlichkeit bloß in einem Mangel (der Klarheit, der Theilvorstellungen), folglich der Unauslichkeit zu setzen, die Beschaffenheit aber der Verstandesvorstellung in der Deutlichkeit; da jene doch etwas sehr positives und ein unentbehrlicher Zusatz zu der letzteren ist, um ein Erkenntniß hervorzubringen. — Leibniz aber war eigentlich Schuld daran. Denn Er, der platonischen Schule anhängig, nahm angebohrne reine Verstandesanschauungen, Ideen genannt, an, welche im menschlichen Gemüth, jetzt nur verdunkelt, angetroffen würden und deren Zergliederung und Beleuchtung durch Aufmerksamkeit wir allein die Erkenntniß des Objecte, wie sie an sich selbst sind, zu verdanken hätten.

werde, darauf das Denken desselben (der Begriff vom Object) folgt. — Die formale Beschaffenheit dieser Receptivität kann nun nicht wiederum noch von den Sinnen abgeborgt werden, sondern muß (als Anschauung) a priori gegeben seyn, d. i. es muß eine sinnliche Anschauung seyn, welche übrig bleibt, wenn gleich alles Empirische (Sinnenempfindung enthaltende) weg gelassen wird und dieses Formliche der Anschauung ist bey inneren Erfahrungen die Zeit.

Woll Erfahrung empirisches Erkenntnis ist, zum Erkenntnis aber (da es auf Urtheilen beruht) Ueberlegung (reflexio), mithin Bewußtseyn, d. i. Thätigkeit in Zusammenstellung des Mannigfaltigen der Vorstellung nach einer Regel der Einheit desselben, d. i. Begriff und (vom Anschauen unterschiedenes) Denken überhaupt erfordert wird: so wird das Bewußtseyn in das discursive (welches, als logisch, weil es die Regel giebt, voran gehen muß), und das intuitive Bewußtseyn eingetheilt werden; das erstere (die reine Apperception seiner Gemüths handlung) ist einfach. Das Ich der Reflexion hält kein Mannigfaltiges in sich, und ist in allen Urtheilen immer ein und dasselbe, weil es bloß dies Formliche des Bewußtseyns; dagegen die innere Erfahrung das Materielle desselben und ein Mannigfaltiges der empirischen inneren Anschauung, das Ich der Apprehension (folglich eine empirische Apperception) enthält.

Ich, als denkendes Wesen, bin zwar mit Mir, als Sinnenwesen, ein und dasselbe Subject; aber, als Object der inneren empirischen Anschauung, d. i. so fern ich innerlich



lich von Empfindungen in der Zeit, — so wie sie zugleich oder nach einander sind, afficirt werde, erkenne ich mich doch nur, wie ich mir selbst erscheine, nicht als Ding an sich selbst. Denn es hängt doch von der Zeitbedingung, welche kein Verstandesbegriff (mithin nicht bloße Spontaneität) ist, folglich von einer Bedingung ab, in Ansehung deren mein Vorstellungsvermögen leidend ist (und gehört zur Receptivität). — Daher erkenne ich mich durch innere Erfahrung immer nur wie ich mir erscheine; welcher Satz dann oft bösslicherweise so verdreht wird, daß er so viel sagen wolle: es sehe ich mich nur (mihi videri) daß ich gewisse Vorstellungen und Empfindungen habe, ja überhaupt daß ich existire. — Der Schein ist der Grund zu einem irrigen Urtheil aus subjectiven Ursachen, die fälschlich für objectiv gehalten werden; Erscheinung ist aber gar kein Urtheil, sondern bloß empirische Anschauung, die durch Reflexion, und den daraus entspringenden Verstandesbegriff zur inneren Erfahrung und hiemit Wahrheit wird.

Daß die Wörter innerer Sinn und Apperception von den Seelenforschern gemeinhin für gleichbedeutend genommen worden, unerachtet der erstere allein ein psychologisches (angewandtes), die zweyte aber bloß ein logisches (reines) Bewußtseyn anzeigen soll, ist die Ursache dieser Irrungen. Daß wir aber durch den ersteren uns nur erkennen können, wie wir uns erscheinen, erhellet daraus, weil Auffassung (apprehensio) der Eindrücke des ersteren eine formale Bedingung der inneren Anschauung des Subjects, nämlich die Zeit, voraussetzt, welche kein Verstandesbegriff ist, und also  
 bloß

Blos als subjective Bedingung gilt, wie nach der Beschaffenheit der menschlichen Seele uns innere Empfindungen gegeben werden, also diese uns nicht, wie das Object an sich ist, zu erkennen giebt.

\* \* \*

Diese Anmerkung gehört eigentlich nicht zur Anthropologie. In dieser sind nach Verstandesgesetzen vereinigte Erscheinungen Erfahrungen, und da wird nach der Vorstellungsart der Dinge, wie sie auch ohne ihr Verhältniß zu den Sinnen in Betrachtung zu ziehen (mithin an sich selbst) sind, gar nicht gefragt; denn diese Untersuchung gehört zur Metaphysik, welche es mit der Möglichkeit der Erkenntniß a priori zu thun hat. Aber es war doch nöthig so weit zurückzugehen, um auch nur die Verstöße des speculativen Kopfs in Ansehung dieser Frage abzuhalten. — Da übrigens die Kenntniß des Menschen durch innere Erfahrung, weil er darnach grossentheils auch Andere beurtheilt, von großer Wichtigkeit, aber doch zugleich von vielleicht größerer Schwierigkeit ist, als die richtige Beurtheilung Anderer, indem der Forscher seines Inneren leichtlich, statt blos zu beobachten, manches in das Selbstbewußtseyn hinein trägt, so ist es rathsam und sogar nothwendig von beobachteten Erscheinungen in sich selbst anzufangen, und dann allererst zu Behauptung gewisser Sätze, die die Natur des Menschen angehen, d. i. zur inneren Erfahrung, fortzuschreiten.

Apolo-

## Apologie für die Sinnlichkeit.

§. 8. Dem Verstande bezeigt jedermann, alle Achtung, wie auch die Benennung desselben als oberen Erkenntnißvermögens es schon anzeigt; wer ihn lobpreisen wollte, würde mit dem Spott jenes, den Lob der Tugend erhebenden Redners (skulte! quis unquam viruperavit) abgefertigt werden. Aber die Sinnlichkeit ist in üblem Ruf. Man sagt ihr viel Schlimmes nach: z. B. 1) daß sie die Vorstellungskraft verwirre; 2) daß sie das große Wort führe und als Herrscherin, da sie doch nur die Dienerin des Verstandes seyn sollte, halbstarrig und schwer zu bändigen sey; 3) daß sie sogar betrüge und man in Ansehung ihrer nicht genug auf seiner Hut seyn könne. — Anderseits fehlt es ihr aber auch nicht an Lobrednern, vornehmlich unter Dichtern und Leuten von Geschmack, welche die Versinnlichung der Verstandesbegriffe nicht allein als Verdienst hochpreisen, sondern auch gerade hierin und daß die Begriffe nicht so mit peinlicher Sorgfalt in ihre Bestandtheile zerlegt werden müßten, das Prägnante (die Gedankenfälle) oder das Empathische (den Nachdruck) der Sprache und das Einleuchtende (die Helligkeit im Bewußtseyn) der Vorstellungen setzen, die Nacktheit des Verstandes aber geradezu für Dürftigkeit erklären \*).

Wir

\*) Da hier nur vom Erkenntnißvermögen und also von Vorstellung (nicht dem Gefühl der Lust oder Unlust) die Rede ist, so wird Empfindung nichts weiter als Sinnvorstellung (empirische Anschauung), zum Unterschiede sowohl von Begriffen (dem Denken), als auch von der reinen Anschauung (des Raums und der Zeitvorstellung,) bedeuten.

Wir brauchen hier keinen Panegyriken, sondern nur eben Advocaten wider den Ankläger.

Das Passive in der Sinnlichkeit, was wir doch nicht ablegen können, ist eigentlich die Ursache alles des Uebels, was man ihr nachsagt. Die innere Vollkommenheit des Menschen besteht darin: daß er den Gebrauch aller seiner Vermögen in seiner Gewalt habe, um ihn seiner freyen Willkühr zu unterwerfen. Dazu aber wird erfordert, daß der Verstand herrsche, ohne doch die Sinnlichkeit (die an sich Böbel ist, weil sie nicht denkt) zu schwächen; weil ohne sie es keinen Stoff geben würde, der zum Gebrauch des gesetzgebenden Verstandes verarbeitet werden könnte.

### Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Erste Anklage.

§. 9. Die Sinne verwirren nicht. Dem, der ein gegebenes Mannigfaltige zwar aufgefaßt, aber noch nicht geordnet hat, kann man nicht nachsagen, daß er es verwirre. Die Wahrnehmungen der Sinne (empirische Vorstellungen mit Bewußtseyn) können nur innere Erscheinungen heißen. Der Verstand der hinzukommt, und sie unter einer Regel des Denkens verbindet (Ordnung in das Mannigfaltige hineinbringt), macht allererst daraus empirisches Erkenntniß, d. i. Erfahrung. — Es liegt also an dem seine Obliegenheit vernachlässigenden Verstande, wenn er Urtheilt, ohne zuvor die Sinnenvorstellungen nach Begriffen

griffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verwirrenheit derselben klagt, die der sinnlich gearteten Natur des Menschen zu Schulden kommen müsse. Dieser Vorwurf trifft sowohl die ungegründete Klage, über die Verwirrung der äußeren, als der inneren Vorstellungen durch die Sinnlichkeit.

Die sinnlichen Vorstellungen kommen freylich denen des Verstandes zuvor, und stellen sich in Masse dar. Aber desto reichhaltiger ist der Ertrag, wenn der Verstand mit seiner Anordnung und intellectuellen Form hinzukommt und z. B. prägnante Ausdrücke für den Begriff, emphatische für das Gefühl und interessante Vorstellungen für die Willensbestimmung ins Bewußtseyn bringt. — Der Reichtum, den die Geistesproducte in der Redekunst und Dichtkunst dem Verstande auf einmal (in Masse) darstellen, bringe diesen zwar oft in Verwirrung, wenn er sich alle Acte der Reflexion, die er hiebey wirklich, obzwar im Dunkelen, anstellt, deutlich machen und auseinander setzen soll. Aber die Sinnlichkeit ist hiebey in keiner Schuld, sondern es ist vielmehr Verdienst von ihr, dem Verstande reichhaltigen Stoff, wogegen die abstracten Begriffe desselben oft nur schimmernde Armseligkeiten sind, dargeboten zu haben.

### Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Zweyte Anklage.

§. 10. Die Sinne gebieten nicht über den Verstand. Sie bieten sich vielmehr nur dem Verstande an,  
um

Um über ihren Dienst zu disponiren. Daß sie ihre Wichtigkeit nicht verkannt wissen wollen, die ihnen vornehmlich in dem zukommt, was man den gemeinen Menschen sinn (*sensus communis*) nennt, kann ihnen nicht für Anmaßung über den Verstand herrschen zu wollen, angerechnet werden. Zwar giebt es Urtheile, die man eben nicht förmlich vor den Richterstuhl des Verstandes zieht, um von ihm abgeurtheilt zu werden; die daher unmittelbar durch den Sinn dictirt zu seyn scheinen. Dergleichen enthalten die sogenannten Sinnsprüche, oder orakelmäßigen Auswandlungen (wie diejenigen, deren Ausspruch Sokrates seinem Genius zuschrieb). Es wird nämlich dabey vorausgesetzt, daß das erste Urtheil über das, was in einem vorkommenden Falle zu thun recht und weise ist, gemeintlich auch das richtige sey, und durch Nachgrübeln nur verunstaltet werde. Aber sie kommen in der That nicht aus den Sinnen, sondern aus wirklichen ob zwar dunkelen Ueberlegungen des Verstandes. — Die Sinne machen darauf keinen Anspruch und sind, wie das gemeine Volk, welches, wenn es nicht Pöbel ist (*ignobile vulgus*), seinem Oberrn, dem Verstande, sich zwar gern unterwirft, abtr doch gehört werden will. Wenn aber gewisse Urtheile und Einsichten als unmittelbar aus dem innern Sinn (nicht vermittelt des Verstandes) hervorgehend, sondern dieser als für sich gebietend und Empfindungen für Urtheile geltend angenommen werden, so ist das baare Schwärmerey, welche mit der Sinneneverrückung in naher Verwandtschaft steht.

### Rechtfertigung der Sinnlichkeit wider die Dritte Anklage.

Die Sinne betrügen nicht. Dieser Satz ist die Ablehnung des wichtigsten, aber auch, genau erw

wogen, wichtigsten Vorwurfs, den man den Sinnen macht; und dieses darum, nicht weil sie immer richtig urtheilen, sondern weil sie gar nicht urtheilen; weshalb der Irrthum immer nur dem Verstande zu Last fällt. — Doch gereicht diesem der Sinnen schein (Species, apparentia), wenn gleich nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung; wonach, der Mensch öfters in den Fall kommt, das Subjective seiner Vorstellungsart für das Objectiv (den entfernten Thurm, an dem er keine Ecken sieht, für rund, das Meer, dessen entfernter Theil ihm durch höhere Lichtstrahlen ins Auge fällt, für höher als das Ufer (altum mare), den Vollmond den er in seinem Aufgange am Horizont durch eine dunstige Luft sieht, ob zwar er ihn durch denselben Sehewinkel ins Auge faßt, für entfernter, also auch für größer, als wie er hoch am Himmel erscheint, und so Erscheinung für Erfahrung zu halten; dadurch aber in Irrthum, als einen Fehler des Verstandes, nicht den der Sinne, zu gerathen.

\* \* \*

Ein Tadel, den die Logik der Sinnlichkeit entgegen wirft, ist der: daß man dem Erkenntniß, so wie es durch sie befördert wird, *Seichtigkeit* (Individualität, Einschränkung aufs Einzelne) vorwirft, da hingegen den Verstand, der aufs Allgemeine geht, eben darum aber zu *Abstractionen* sich bequemen muß, der Vorwurf der *Tröckheit* trifft. Die ästhetische Behandlung, deren erste Forderung *Popularität* ist, schlägt aber einen Weg ein, auf dem beyden Fehlern ausgebeugt werden kann.

Vom

Vom Können in Ansehung des Erkenntnißvermögens überhaupt.

§. 10. Der vorhergehende Paragraph, der vom Scheinvermögen handelte, in dem was kein Mensch kann, führt uns zur Erörterung der Begriffe vom Leichten und Schweren (*leve et grave*), welche dem Buchstaben nach, im Deutschen zwar nur körperliche Beschaffenheiten und Kräfte bedeuten, dann aber wie im Lateinischen, nach einer gewissen Analogie, das Thunliche (*facile*) und Comparativ: unthunliche (*difficile*) bedeuten sollen; denn das kaum Thunliche wird doch von einem Subject, das an dem Grade seines dazu erforderlichen Vermögens zweifelt, in gewissen Lagen und Verhältnissen desselben für subjectiv: unthunlich gehalten.

Die Leichtigkeit etwas zu thun (*promptitudo*) muß mit der Fertigkeit in solchen Handlungen (*habitus*) nicht verwechselt werden. Die erstere bedeutet einen gewissen Grad des mechanischen Vermögens: — „ich kann wenn ich will;“ und bezeichnet subjective Möglichkeit: die zweite die subjectiv: practische Nothwendigkeit, d. i. Gewohnheit, mithin einen gewissen Grad des Willens, der durch den oft wiederholten Gebrauch seines Vermögens erworben wird; „ich will, weil es die Pflicht gebietet.“ Daher kann man die Tugend nicht so erklären: sie sey die Fertigkeit in freyen rechtmäßigen Handlungen; denn da wäre sie blos Mechanismus der Kräfteanwendung; sondern Tugend ist die moralische Stärke in Befolgung  
 C 2 seiner



seiner Pflicht, die niemals zur Gewohnheit werden, sondern immer ganz neu und ursprünglich aus der Denkart hervorgehen soll.

Das Leichte wird dem Schweren, aber oft auch dem Lästigen entgegengesetzt. Leicht ist einem Subject dasjenige, wozu ein großer Ueberschuß seines Vermögens über die zu einer That erforderliche Kraftanwendung, in ihm anzutreffen ist. Was ist leichter, als die Förmlichkeiten der Visiten, Gratulationen und Condoleuzen zu begehren? Was ist aber auch einem beschäftigten Mann beschwerlicher? Es sind freundschaftliche Veraxtionen (Plackerchen), die ein jeder herzlich wünscht los zu werden, indess er doch auch Bedenken trägt, wider den Gebrauch zu verstoßen.

Welche Veraxtionen giebt es nicht in äußeren zur Religion gezählten, eigentlich aber zur kirchlichen Form gezogenen Gebräuchen: wo gerade darin, daß sie zu nichts nutzen, und in der bloßen Unterwerfung der Gläubigen, sich durch Ceremonien und Observanzen, Bägungen und Fastenungen (je mehr desto besser) geduldig hudein zu lassen, das Verdienstliche der Frömmigkeit gesetzt wird; indessen daß diese Frohndienste zwar mechanisch leicht (weil keine lasterhafte Neigung dabey aufgefert werden darf), aber dem Vernünftigen moralisch sehr beschwerlich und lästig fallen müssen. — Wenn daher der große moralische Volksthrer sagte „meine Gebote sind nicht schwer“, so wollte er dadurch nicht sagen, sie bedürften nur geringen Aufwand von Kräften, um sie zu erfüllen; denn in der That sind sie, als solche, welche reine Herzens

zengestannungen fodern, das Schwerste unter allem, was geboten werden mag; aber sie sind für einen Vernünftigen doch unendlich leichter als Gebote einer geschäftigen Nichtsthueroy (gratis anhelare, multa agendo nihil agere), dergleichen die waren, welche das Judenthum begründete; denn das Mechanischleichte fühlt der vernünftige Mann zentnerschwer, wenn er sieht, daß die darauf verwandte Mühe doch zu nichts nützt.

Etwas schweres leicht zu machen ist Verdienst; es als leicht vorzumahlen, ob man gleich es selbst zu leisten nicht vermag, ist Betrug. Das, was leicht ist, zu thun, ist verdienstlos. Methoden und Maschinen, und unter diesen die Vertheilung der Arbeiten unter verschiedene Künstler (fabrikenmäßige Arbeit), machen vieles leicht, was mit eigenen Händen, ohne andere Werkzeuge, zu thun schwer seyn würde.

Schwierigkeiten zu zeigen, ehe man die Vorschrift zur Unternehmung giebt (wie z. B. in Nachforschungen der Metaphysik), mag zwar abschrecken, aber das ist doch besser als sie zu verheelen. Der alles, was er sich vornimmt, für leicht hält, ist leichtsinnig. Dem alles was er thut, leicht läßt, ist gewandt; so wie der, dessen Thun Mühe verräth, schwerfällig. — Die gesellige Unterhaltung (Conversation) ist ein bloßes Spiel, worin Alles leicht seyn und leicht lassen muß. Daher die Ceremonie (das Steife) in derselben, z. B. das feyerliche Abschiednehmen nach einem Gelage, als alträterisch abgeschafft ist.

Die Gemüthsstimmung der Menschen bey Unternehmung eines Geschäfts ist nach Verschiedenheit der Temperamente verschieden. Etnige fassen von Schwierigkeiten und Besorgnissen an, (Melancholische) bey andern ist die Hoffnung und vermeynte Leichtigkeit der Ausführung das erste, was ihnen in die Gedanken kommt, (Sanguinische).

Was ist aber von dem ruhmredigen Ausspruche der Kraftmänner, der nicht auf bloßem Temperament gegründet ist, zu halten? „Was der Mensch will das kann er.“ Er ist nichts weiter als eine hochtönende Tautologie: was er nämlich auf den Gehorsam seiner moralisch gebietenden Vernunft will, das soll er, folglich kann er es auch thun (denn das unmögliche wird ihm die Vernunft nicht gebieten). Es gab aber vor etnigen Jahren solche Gecken, die das auch im physischen Sinn von sich priesen, und sich so als Weltbestärmer ankündigten, deren Rasse aber vorlängst ausgegangen ist.

Endlich macht das Gewohntwerden (*consuetudo*), da nemlich Empfindungen von eben derselben Art, durch ihre lange Dauer ohne Abwechslung, die Aufmerksamkeit von den Sinnen abziehen, und man sich ihrer kaum mehr bewußt ist, zwar die Ertragung der Uebel leicht (die man alsdaun fälschlich mit dem Namen einer Tugend, nemlich der Geduld, beehrt), aber auch das Bewußtseyn und die Erinnerung des empfangenen Guten schwerer, welches dann gemeiniglich zum Un dank (einer wirklichen Untugend) führt.

Aber die Angewohnheit (*assuetudo*) ist eine physische innere Nöthigung nach derselben Weise ferner

zu

zu verfahren, wie man bis dahin verfahren hat. Sie benimmt selbst den guten Handlungen eben dadurch ihren moralischen Werth, weil sie der Freyheit des Gemüths Abbruch thut, und überdem zu gedankenlosen Wiederholungen ebendesselben Acts (Monotonie) führt, und dadurch lächerlich wird. — Angewöhnte Flickwörter (Phrasen zu bloßer Ausfüllung der Leere an Gedanken) machen den Zuhörer unaufhörlich besorgt, das Sprüchelchen wiederum hören zu müssen, und den Redner zur Sprachmaschine. Die Ursache der Erregung des Eitels, den die Angewohnheit eines Andern in uns erregt, ist, weil das Thier hier gar zu sehr aus dem Menschen hervorspringt, das instinctmäßig nach der Regel der Angewohnung, gleich als eine andere (nicht-menschliche) Natur geletet wird, und so Gefahr läuft, mit dem Vieh in eine und dieselbe Classe zu gerathen. — Doch können gewisse Angewohnungen absichtlich geschehen und eingeräumt werden, wenn nämlich die Natur der freyen Willkühr ihre Hülfe versagt, z. B. im Alter sich an die Zeit des Essens und Trinkens, die Qualität und Quantität desselben, oder auch des Schlags zu gewöhnen und so allmählig mechanisch zu werden; aber das gilt nur als Ausnahme und im Nothfall. In der Regel ist alle Angewohnheit verwerflich.

### Von dem künstlichen Spiel mit dem Sinnen-schein.

§. 11. Das Blendwerk, welches durch Sinnenvorstellungen dem Verstande gemacht wird (praestigiæ), kann natürlich, oder auch künstlich seyn und ist entweder Täuschung (illusio), oder Betrug (fraus). —

Dasjenige Blendwerk, wodurch man genöthigt wird, es was auf das Zeugniß der Augen für wirklich zu halten, ob es zwar von eben demselben Subject durch seinen Verstand für unmöglich erklärt wird, heißt Augenverblendniß (praestigiae).

Illusion ist dasjenige Blendwerk, welches bleibt, ob man gleich weiß, daß der vermeynte Gegenstand nicht wirklich ist. — Dieses Spiel des Gemüths mit dem Sinnenschein ist sehr angenehm und unterhaltend, wie z. B. die perspectivische Zeichnung des Inneren eines Tempels, oder, wie Raphael Mengs von dem Gemälde der Schule der Peripatetiker (nicht deucht von Correggio) sagt: „daß, wenn man sie lange ansieht, sie zu gehen scheinen;“ oder wie eine im Stadthaus von Amsterdam gemahlte Treppe mit halbgelbener Thür jeden verleitet, an ihr hinaufzusteigen, u. d. g.

Betrug aber der Sinne ist: wenn, so bald man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch der Schein sogleich aufhört. Dergleichen sind die Taschenspielerkünste von allerley Art. — Kleidung, deren Farbe zum Gesicht vortheilhaft absteht, ist Illusion; Schminke aber Betrug. Durch die erstere wird man verleitet, durch die zweyte geüßt. — Daher kommt es auch, daß man mit Farben nach der Natur bemahlte Statuen menschlicher oder thierischer Gestalten nicht leiden mag: indem man jeden Augenblick betrogen wird, sie für lebend zu halten, so oft sie unversehens zu Gesichte kommen.

Sejanus

Bezauberung (fascinatio) in einem sonst gefunden Gemüthszustand ist ein Blendwerk der Sinne, von dem man sagt, daß es nicht mit natürlichen Dingen zugehe; weil das Urtheil, daß ein Gegenstand (oder eine Beschaffenheit desselben) sey, bey darauf verwandter Attention, mit dem Urtheil, daß er nicht (oder anders gestaltet) sey, unwiderstehlich wechselt, — der Sinn also sich selbst zu widersprechen scheint. Wie ein Vogel der gegen den Spiegel, in dem er sich selbst sieht, starrt, und ihn bald für einen wirklichen Vogel bald nicht dafür hält. Dieses Spiel mit Menschen, daß sie ihre eigenen Sinnen nicht trauen, findet vornehmlich bey solchen statt, die durch Leidenschaft stark angezogen werden. Dem Verliebten, der (nach Helvetius) seine Geliebte in den Armen eines Andern sah, konnte diese, die es ihm schlechthin ableugnete, sagen: „Treuloser, du liebst mich nicht mehr, du glaubst mehr was du siehst, als was ich dir sage.“ — Gröbber, wenigstens schädlicher war der Betrug, den die Bauchredner, die Wahrsager, die Mesmerianer u. d. g. vermeynte Schwarzkünstler verübten. Man nannte vor Alters die armen unwissenden Weiber, die so etwas Uebernatürliches zu thun vermeynten, Hexen, und noch in diesem Jahrhundert war der Glaube daran nicht völlig ausgerottet \*).

§ 5

scheint

\*) Ein protestantischer Geistliche in Schottland sagte noch in diesem Jahrhundert in dem Verhör über einen solchen Fall als Zeuge zum Richter: „Mein Herr, ich versichere Euch auf meine priesterliche Ehre, daß dieses Weib eine Hexe ist;“ worauf der letztere erwiederte: „und ich versichere Euch auf meine richterliche Ehre, daß Ihr kein Hexenmei-

scheint das Gefühl der Verwunderung über etwas Unerhörtes habe an sich selbst viel Anlockendes für den Schwachen: nicht bloß weil ihm auf einmal neue Aussichten eröffnet werden, sondern weil er dadurch von dem ihm lästigen Gebrauch der Vernunft losgesprochen zu seyn, das gegen Andere in der Unwissenheit sich gleich zu machen, verleitet wird.

### Von dem erlaubten moralischen Schein.

§. 12. Die Menschen sind insgesammt, je civilisirtter, desto mehr Schauspieler: sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor Anderen, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit an, ohne irgend jemand das durch zu betrügen; weil ein jeder Andere, daß es hiemit eben nicht herzlich gemeint sey, dabey einverständlich ist, und es ist auch sehr gut, daß es so in der Welt zugeht. Denn dadurch, daß Menschen diese Rolle spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geraume Zeit hindurch nur gekünstelt haben, nach und nach wohl wirklich

renmeister seyn.“ Das jetzt deutsch gewordene Wort *here* kommt von den Anfangsworten der Messformel, bey Einweihung der Hostie her, welche der Gläubige mit *leiblichen* Augen als eine kleine Scheibe Brod sieht, nach Aussprechung derselben aber mit geistigen Augen als den Leib eines Menschen zu sehen verbunden wird. Denn die Wörter *hoc est* haben zuerst das Wort *corpus* hinzugehan, wo *hoc est corpus* sprechen in *hocuspocus* machen verändert wurde; vermuthlich aus frömmere Scheu den rechten Namen zu nennen und zu profaniren; wie es Abergläubische bey unnatürlichen Gegenständen zu thun pflegen, um sich daran nicht zu vergreifen.

wirklich erweckt, und gehen in die Besinnung über. — Aber den Betrüger in uns selbst, die Neigung, zu betrügen, ist wiederum Rückkehr zum Gehorsam unter das Gesetz der Tugend, und nicht Betrug, sondern schuldlose Täuschung unserer selbst.

So ist die Anerkennung seiner eigenen Existenz, aus der Leerheit des Gemüths, an Empfindungen, zu denen es unaufhörlich strebt, der langen Weile, wobey man doch zugleich ein Gewicht der Trägheit fühlt, d. i. des Ueberdrußes an aller Beschäftigung, die Arbeit heißen und jenen Ekel vertreiben könnte, weil sie mit Beschwerden verbunden ist, ein höchst widriges Gefühl, dessen Ursache keine andere ist, als die natürliche Neigung zur Gemüthlichkeit (einer Ruhe, vor der keine Ermüdung vorhergeht). — Diese Neigung ist aber betrügerisch, selbst in Ansehung der Zwecke welche die Vernunft dem Menschen zum Gesetz macht, um mit sich selbst zufrieden zu seyn, wenn er gar nichts thut (zwecklos vegetirt), weil er da doch nichts Böses thut. Sie also wieder zu betrügen (welches durch das Spiel mit schönen Künsten, am meisten aber durch gesellige Unterhaltung geschehen kann), heißt die Zeit vertreiben (*tempus fallere*); wo der Ausdruck schon die Absicht andeutet, nämlich die Neigung zur geschäftlosen Ruhe selbst zu betrügen, wenn durch schöne Künste das Gemüth spielend unterhalten, ja auch nur durch ein bloßes an sich zweckloses Spiel in einem friedlichen Kampfe, wenigstens Cultur des Gemüths bewirkt wird; widrigenfalls es heißen würde, die Zeit tödten. — Mit Gewalt ist wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet; man muß sie  
 übers



überlisten, und, wie Swift sagt, dem Walfisch eine  
Lonne zum Spiel hingeben, um das Schiff zu retten.

Die Natur hat den Hang, sich gerne täuschen zu  
lassen, dem Menschen weislich eingepflanzt, selbst um  
die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten. Der  
gute ehrbare Anstand ist ein äußerer Schein, der an-  
dern Achtung einflößt (sich nicht gemein zu machen).  
Zwar würde das Frauenzimmer damit schlecht zufrieden  
seyn, wenn das männliche Geschlecht ihren Reizen nicht  
zu huldigen schiene. Aber Sittsamkeit (pudicitia),  
ein Selbstzwang, der die Leidenschaft versteckt, ist doch  
als Illusion sehr heilsam, um zwischen einem und dem  
anderen Geschlecht den Abstand zu bewirken, der nöthig  
ist, um nicht das eine zum bloßen Werkzeuge des Ge-  
nusses des anderen abzuwürdigen. — Ueberhaupt ist Alles,  
was man Wohlstandigkeit (decorum) nennt,  
von derselben Art, nämlich nichts als schöner Schein.

Höflichkeit (Politesse) ist ein Schein der Herz-  
ablassung, der Liebe einflößt. Die Verbeugungen  
(Complimente) und die ganze höfliche Galanterie,  
samt den heftigsten Freundschaftsver Versicherungen mit  
Worten, sind zwar nicht eben immer Wahrheit  
(Meine lieben Freunde: es gibt keinen Freund! Ari-  
stoteles), aber sie betrogen darum doch auch  
nicht, weil ein jeder weiß, wofür er sie nehmen soll, und  
dann vornehmlich darum, weil diese anfänglich leeren Zei-  
chen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach  
zu wirklichen Gesinnungen dieser Art hinführen.

Alle

Alle menschliche Tugend im Verlehr ist Scheidemünze; ein Kind ist der, welcher sie für ächtes Gold nimmt. — Es ist doch aber besser, Scheidemünze, als gar kein solches Mittel im Umlauf zu haben, und endlich kann es doch, wenn gleich mit ansehnlichem Verlust, in baares Gold umgesetzt werden. Sie für lauter Spielmarken, die gar keinen Werth haben, auszugeben, mit dem sarcastischen Swift zu sagen: „Die Ehrlichkeit ist ein Paar Schuhe, die im Kothe ausgetreten worden“ u. s. w. oder, mit dem Prediger Hofstede, in seinem Angriff auf Marimontels Velifar, selbst einen Sokrates zu verläumdern, um ja zu verhindern; daß irgend jemand an die Tugend glaube, ist ein an der Menschheit verübter Hochverrath. Selbst der Schein des Guten an Anderen muß uns werth seyn; weil aus diesem Spiel mit Verfiel langen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann. — Nur der Schein des Guten in uns selbst muß ohne Verschonen weggewischt, und der Schleyer, womit die Eigenliebe unsere moralischen Gebrechen verdeckt, abgerissen werden; weil der Wein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moralischen Gehalt ist, die Tilgung seiner Schuld, oder gar, in Wegwerfung desselben, die Ueberrödung nichts schuldig zu seyn, sich vorspiegelt, z. B. wenn die Vereuung der Uebelthaten am Ende des Lebens für wirkliche Besserung, oder vorseßliche Uebertretung als menschliche Schwachheit, vorgemahle wird.

### Von den fünf Sinnen.

§. 13. Die Sinnlichkeit im Erkenntnisvermögen (das Vermögen der Vorstellungen in der Anschauung)

Schauung) enthält zwey Stücke: den Sinn und die Einbildungskraft. — Das erstere ist das Vermögen der Anschauung in der Gegenwart des Gegenstandes, das zweyte auch ohne die Gegenwart desselben. — Die Sinne aber werden wiederum in die äußeren und den inneren Sinn (sensus internus) eingetheilt; der erstere ist der, wo der menschliche Körper durch körperliche Dinge, der zweyte wo er durchs Gemüth afficirt wird; wobey zu merken ist, daß der letztere als bloßes Wahrnehmungsvermögen (der empirischen Anschauung), vom Gefühl der Lust und Unlust, d. i. der Empfänglichkeit des Subjects, durch gewisse Vorstellungen zur Erhaltung oder Abwehrrung des Zustandes dieser Vorstellungen bestimmt zu werden, verschieden gedacht wird, den man den inneren Sinn (sensus interior) nennen könnte. — Eine Vorstellung durch den Sinn, deren man sich als einer solchen bewußt ist, heißt besonders Sensation; wenn die Empfindung zugleich Aufmerksamkeit auf den Zustand des Subjects erregt.

§. 14. Man kann zuerst die Sinne der Körperempfindung in den der Vitalempfindung (sensus vagus), und die der Organempfindung (sensus fixus), und, da sie insgesammt nur da, wo Nerven sind, angetroffen werden, in diejenigen eintheilen, welsche das ganze System der Nerven, oder nur den zu einem gewissen Gliede des Körpers gehörenden Nerven afficiren. — Die Empfindung der Wärme und Kälte, selbst die, welche durchs Gemüth erregt wird (z. B. durch schnell wachsende Hoffnung oder Furcht), gehört zum Vitalinn. Der Schauer, der den Menschen selbst  
bey

bey der Vorstellung des Erhabenen überläuft und das Gräusen, womit Ammenmährchen in später Abendzeit die Kinder zu Bette jagen, sind von der letzteren Art; sie durchdringen den Körper, so weit als in ihm Leben ist.

Der Organ Sinne aber können süglich nicht mehr oder weniger als fünf aufgezählt werden, so fern sie sich auf äußere Empfindung beziehen.

Drey derselben aber sind mehr objectiv als subjectiv, d. i. sie tragen, als empirische Anschauung, mehr zur Erkenntniß des äußeren Gegenstandes bey, als sie das Bewußtseyn des afficirten Organs rege machen; — zwey aber sind mehr subjectiv als objectiv, d. i. die Vorstellung durch dieselbe ist mehr die des Genusses, als der Erkenntniß des äußeren Gegenstandes; daher über die erstere man sich mit Anderen leicht einverständigen kann, in Ansehung der letzteren aber, bey einerley äußerer empirischer Anschauung und Benennung des Gegenstandes, die Art, wie das Subject sich von ihm afficirt fühlt, ganz verschieden seyn kann.

Die Sinne von der ersteren Classe sind 1) der, der Betastung (tactus), 2) des Gesichtes (visus), 3) des Gehörs (auditus). — Von der zweyten a) des Geschmacks (gustus), b) des Geruchs (olfactus); insgesamt lauter Sinne der Organempfindung, gleichsam so vieler äußerer, von der Natur für das Thier zum Unterscheiden der Gegenstände zubereiteten, Eingänge.

Vom

### Vom Sinne der Betastung.

§. 15. Der Sinn der Betastung liegt in den Fingerspitzen und den Nervenwärtchen (papillae) derselben, um durch die Berührung der Oberfläche eines festen Körpers die Gestalt desselben zu erkundigen. — Die Natur scheint allein dem Menschen dieses Organ angewiesen zu haben, damit er durch Betastung von allen Seiten sich einen Begriff von der Gestalt eines Körpers machen könne; denn die Fühlhörner der Insecten scheinen nur die Gegenwart desselben, nicht die Erkundigung der Gestalt zur Absicht zu haben. — Dieser Sinn ist auch der einzige, von unmittelsbarer äußerer Wahrnehmung; eben darum auch der wichtigste und am sichersten belehrende, dennoch aber der größte: weil die Materie fest seyn muß, von deren Oberfläche der Gestalt nach wir durch Berührung belehrt werden sollen. (Von der Witaempfindung, ob die Oberfläche saftig oder unsaftig, vielweniger noch, ob sie warm oder kalt anzufühlen sey, ist hier nicht die Rede.) — Ohne diesen Organ Sinn würden wir uns von einer körperlichen Gestalt gar keinen Begriff machen können, auf deren Wahrnehmung also die beyden andern Sinne der erstern Classe ursprünglich bezogen werden müssen, um Erfahrungserkenntniß zu verschaffen.

### Vom Gehör.

§. 16. Der Sinn des Gehörs ist einer der Sinne von bloß mittelbarer Wahrnehmung. — Durch die Luft, die uns umgiebt und vermittelt derselben, wird ein entfernter Gegenstand in großem Umfange erkannt, und durch eben dieses Mittel, welches durch das Stimmorgan, den Mund, in Bewegung gesetzt wird, können sich Menschen am leicht-

leichtesten und vollständigsten mit andern in Gemeinschaft der Gedanken und Empfindungen bringen, vornehmlich wenn die Laute, die jeder den andern hören läßt, articu- lirt sind, und in ihrer gesetzlichen Verbindung durch den Verstand eine Sprache ausmachen. — Die Gestalt des Gegenstandes wird durchs Gehör nicht gegeben, und die Sprachlaute führen nicht unmittelbar zur Vorstellung des- selben, sind aber eben darum, und weil sie an sich nichts, wenigstens keine Objecte, sondern allenfalls nur innere Ge- fühle bedeuten, die geschicktesten Mittel der Bezeichnung der Begriffe, und Taubgebohrne, die eben darum auch stumm (ohne Sprache) bleiben müssen, können nie zu etwas Mehrerem, als einem *Analogon* der Vernunft gelangen.

Was aber den Vitalinn betrifft, so wird dieser durch *Musik*, als ein regelmäßiges Spiel von Empfindungen des Gehörs, unbeschreiblich lebhaft und mannigfaltig nicht bloß bewegt, sondern auch gestärkt, welche also gleichsam eine Sprache bloßer Empfindungen (ohne alle Begriffe) ist. Die Laute sind hier *Töne*, und dasje- nige fürs Gehör, was die Farben fürs Gesicht sind; eine Mittheilung der Gefühle in die Ferne in einem Rau- me umher, an alle, die sich darin befinden, und ein gesell- schaftlicher Genuß, der dadurch nicht vermindert wird, daß viele an ihm theilnehmen.

### Von dem Sinn des Sehens.

§. 17. Auch das Gesicht ist ein Sinn der mittelbar- ten Empfindung durch eine nur für ein gewisses Organ (die *Augen*) empfindbare bewegte Materie, durch *Licht*,

D

wels

welches nicht, wie der Schall, blos eine wellenartige Bewegung eines flüssigen Elements ist, die sich im Raume umher nach allen Seiten verbreitet, sondern eine Ausströmung, durch welche ein Punct für das Object im Raume bestimmt wird, und vermittelt dessen uns das Weltgebäude in einem so unermesslichen Umfange bekannt wird, daß, vornehmlich bey selbstleuchtenden Himmelskörpern, wenn wir ihre Entfernung mit unsern Maasstäben hier auf Erden vergleichen, wir über der Zahlenreihe ermüden, und dabey fast mehr Ursache haben, über die zarte Empfindsamkeit dieses Organs in Ansehung der Wahrnehmung so geschwächter Eindrücke zu erstaunen, als über die Größe des Gegenstandes (des Weltgebäudes), vornehmlich wenn man die Welt im Kleinen, so wie sie uns vermittelt der Microscopien vor Augen gestellt wird, z. B. bey den Infusionsthierchen, das zu nimmt. — Der Sinn des Gesichts ist, wenn gleich nicht unentbehrlicher als der des Gehörs, doch der edelste; weil er sich unter allen am meisten von dem der Verfassung, als der eingeschränktesten Bedingung der Wahrnehmungen, entfernt, und nicht allein die größte Sphäre derselben im Raume enthält, sondern auch sein Organ am wenigsten afficirt fühlt, (weil es sonst nicht bloßes Sehen seyn würde), hiemit also einer reinen Anschauung (der unmittelbaren Vorstellung des gegebenen Objectes ohne beygemischte merckliche Empfindung) näher kommt.

\* \* \*

Diese drey äußerh Sinne leiten durch Reflexion das Subject zum Erkenntniß des Gegenstandes, als eines Dinges

ges außer uns. — Wenn aber die Empfindung so stark wird, daß das Bewußtseyn der Bewegung des Organs stärker wird, als das der Beziehung auf ein äußeres Object, so werden äußere Vorstellungen in innere verhandelt. — Das Glatte oder Rauhe im Anfahbaren bemerken, ist ganz was anderes, als die Figur des äußeren Körpers dadurch erkundigen. Eben so: wenn das Sprechen Anderer so stark ist, daß einem, wie man sagt, die Ohren davon wehthun, oder wenn jemand, welcher aus einem dunkeln Gemach in den hellen Sonnenschein tritt, mit den Augen blinzelt, so wird der letzte durch zu starke oder plöbliche Erluchtung auf einige Augenblicke blind, der erste durch kreischende Stimme taub, d. i. beyde können vor der Heftigkeit der Sinnesempfindung nicht zum Begriff vom Object kommen, sondern ihre Aufmerksamkeit ist blos an die subjective Vorstellung, nämlich die Veränderung des Organs, geheftet.

### Von den Sinnen des Geschmacks und des Riechens:

§. 18. Die Sinne des Geschmacks und des Geruchs sind beyde mehr subjectiv als objectiv; der erstere in der Berührung des Organs der Zunge; des Schlund des und der Gaumen durch den äußeren Gegenstand, der zweyte durch Einziehung der mit der Luft vermischten fremden Ausdünstungen, wobey der Aderpet, der sie auströmt, selbst vom Organ entfernt seyn kann. Beyde sind einander nahe verwandt, und wenn der Geruch mangelt, der hat jederzeit nur einen sümpfen Geschmack. — Man kann sagen, daß beyde durch Salze (fixe und flüchtige), deren die



eine durch die Flüssigkeit im Munde, die andere durch die Luft aufgelöst seyn müssen, afficirt werden, welche in das Organ eindringen müssen, um diesem ihre specifische Empfindung zukommen zu lassen.

### Allgemeine Anmerkung über die äußern Sinne.

§. 19. Man kann die Empfindungen der äußern Sinne in die des mechanischen und des chemischen Einflusses eintheilen. Zu den mechanisch einfließenden gehören die drey obersten, zu denen von chemischem Einfluß die zwey niedern Sinne. Jene sind Sinne der Wahrnehmung, (oberflächlich), diese des Genusses (innigste Einnehmung). — Daher kommt es, daß der Ekel ein Anreiz, sich des Genossenen durch den kürzesten Weg des Speisecanals zu entledigen (sich zu erbrechen), als eine so starke Vitalempfindung den Menschen beygegeben worden, weil jene innigliche Einnehmung dem Thier gefährlich werden kann.

Weil es aber auch einen Geistesgenuß giebt, der in der Mittheilung der Gedanken besteht, das Gemüth aber diesen, wenn er uns aufgedrungen wird, und doch als Geistesnahrung für uns nicht gedeßlich ist, widersüßlich findet, (wie z. B. die Wiederholung immer einerley wichtig oder lustig seyn sollender Einfälle uns selbst durch diese Einerleyheit ungedeßlich werden kann,) so wird der Instinct der Natur, seiner los zu werden, der Analoge wegen, gleichfalls Ekel genannt; ob er gleich zum innern Sinn gehört.

Geruch

Geruch ist gleichsam ein Geschmack in der Ferne, und andere werden gezwungen, mit zu genießen, sie mögen wollen oder nicht, und darum ist er, als der Freyheit zuwider, weniger gesellig als der Geschmack, wo, unter vielen Schüsseln oder Boutellen, der Gast Eine nach seiner Behaglichkeit wählen kann, ohne daß Andere genöthigt werden, davon mit zu genießen. — Schmuß scheint nicht sowohl durch das Widrige fürs Auge und die Zunge, als vielmehr durch den davon zu vermuthenden Gestank, Eitel zu erwecken. Denn die Einnehmung durch den Geruch (in die Lungen) ist noch inniglicher, als die durch die einsaugenden Gefäße des Mundes, oder des Schlundes. 10

Je stärker die Sinne, bey eben demselben Grade des auf sie geschehenen Einflusses, sich afficirt fühlen, desto weniger lehren sie. Umgekehrt: wenn sie viel lehren sollen, müssen sie mäßig afficiren. Im stärksten Licht sieht (unterscheidet) man nichts, und eine stentorisch angestrenzte Stimme betäubt (unterdrückt das Denken).

Je empfänglicher der Vitalinn für Eindrücke ist (je zärtlicher und empfindlicher), desto unglücklicher ist der Mensch; je empfänglicher für den Organinn (empfindsamer), dagegen abgehärteter für den Vitalinn der Mensch ist, desto glücklicher ist er; — ich sage glücklicher, nicht eben moralisch besser; — denn er hat das Gefühl seines Wohlseyns mehr in seiner Gewalt. Die Empfindungsfähigkeit aus Stärke (sensibilitas sthenica) kann man zarte Empfindsamkeit, die aus Schwäche des Subjects, dem Eindringen der Sinneninflüsse ins Bewußtseyn nicht hinreichend widerstehen zu können,

d. i. wider Willen darauf zu attendiren, zärtliche Empfindlichkeit (*sensibilitas asthenica*). nennen.

### F r a g e n.

§. 20. Welcher Organsinn ist der undankbarste und scheint auch der entbehrlichste zu seyn? Der des Geruchs. Es belohnt nicht, ihn zu cultiviren, oder wohl gar zu verfeinern, um zu genießen; denn es zieht mehr Gegenstände des Eitels, (vornehmlich in volkreichern Völkern), als der Annehmlichkeit, die er verschaffen kann, und der Genuß durch diesen Sinn kann immer auch nur flüchtig und vorübergehend seyn, wenn er vergnügen soll. — Aber als negative Bedingung des Wohlseyns, um nicht schädliche Luft (den Fendunst, den Gestank der Moräste und Aeser) einzuathmen, oder auch faulende Sachen zur Nahrung zu brauchen, ist dieser Sinn nicht unwichtig. — Eben dieselbe Wichtigkeit hat auch der zweyte Genußsinn, nämlich der Sinn des Geschmacks, aber mit dem ihm eigenthümlichen Vorzuge, daß dieser die Geselligkeit im Genießen befördert, was der vorige nicht thut, überdem auch daß er schon bey der Pforte des Eingangs der Speisen in den Darmcanal die Gedeihlichkeit derselben, zum voraus beurtheilt; denn diese ist mit der Annehmlichkeit in diesem Genuße, als einer ziemlich sicheren Vorhersagung der letzteren, wohl verbunden, wenn Heppigkeit und Schwelgerey den Sinn nur nicht verkünstelt hat. — Worauf der Appetit bey Kranken fällt, das pflegt ihnen auch gemeiniglich, gleich einer Arzney, gedeihlich zu seyn. — Der Geruch der Speisen ist gleichsam ein Vorgeschmack, und der Hungrige wird durch den Ger

Geruch von beliebten Speisen zum Genuße eingeladen, so wie der Gatte dadurch abgewiesen wird.

Giebt es ein Vicariat der Sinne, d. i. einen Gebrauch des einen Sinnes, um die Stelle eines andern zu vertreten? Dem Tauben kann man, wenn er nur sonst hat hören können, durch die Geböhrung, also durch die Augen desselben, die gewohnte Sprache ablocken; was zu auch die Beobachtung der Bewegung seiner Lippen gehört; ja durch das Gefühl der Betastung bewegter Lippen im Finckern kann eben dasselbs geschehen. Ist er aber taub geböhren, so muß der Sinn des Sehens aus der Bewegung der Sprachorgane die Laute, die man ihm bey seiner Belehrung abgeloekt hat, in ein Fühlen der eigenen Bewegung der Sprachmuskeln desselben verwandeln; wiewohl er dadurch nie zu wirklichen Begriffen kommt, weil die Zeichen, deren er dazu bedarf, keiner Allgemeinheit fähig sind. — Der Mangel eines musikalischen Gehörs, obgleich das blos physische unverlezt ist, da das Gehör zwar Laute aber nicht Töne vernehmen, der Monck also zwar sprechen aber nicht singen kann, ist eine schwer zu erklärende Verkrüppelung; so wie es Leute giebt, die sehr gut sehen, aber keine Farben unterscheiden können, und denen alle Gegenstände wie im Kupferstich erscheinen.

Welcher Mangel oder Verlust eines Sinnes ist wichtiger, der des Gehörs oder des Gesichts? — Der erste ist, wenn er angebohren wäre, unter allen am wenigsten erschlich; ist er aber nur später, nachdem der Gebrauch der Augen, es sey zu Beobachtung des Gebehrs

den Spiels, oder, noch mittelbarer, durch Befang einer Schrift schon cultivirt worden, erfolgt: so kann ein solcher Verlust, vornehmlich bey einem Wohlhabenden, noch wohl nothdürftig durchs Gesicht ersetzt werden. Aber ein im Alter Taubgewordener vermisst dieses Mittel des Umgangs gar sehr, und, so wie man viele Blinde sieht, welche gesprächig, gesellschaftlich und an der Tafel fröhlich sind, so wird man schwerlich einen, der sein Gehör verloren hat, in Gesellschaft anders als verdrießlich, mißtrauisch und unzufrieden antreffen. Er sieht in dem Mienen der Tischgenossen allerley Ausdrücke von Affect, oder wenigstens Interesse, und zerarbeitet sich vergeblich, ihre Bedeutung zu errathen, und ist also selbst mitten in der Gesellschaft zur Einsamkeit verdammt.

\* \* \*

§. 21. Noch gehört zu den beyden letzteren Sinnen (die mehr subjectiv als objectiv sind) eine Empfänglichkeit für gewisse Objecte äußerer Sinnenempfindungen von der besondern Art, daß sie blos subjectiv sind und auf die Organe des Riechens und Schmeckens durch einen Reiz wirken, der doch weder Geruch noch Geschmack ist, sondern als die Einwirkung gewisser fixer Salze, welche die Organe zu specifischen Ausleerungen reizen, gefühlt wird; daher denn diese Objecte nicht eigentlich genossen und in die Organe innigst aufgenommen werden, sondern nur sie berühren und bald darauf weggeschafft werden sollen; eben dadurch aber den ganzen Tag hindurch (die Essenszeit und den Schlaf ausgenommen) ohne Sättigung können gebraucht werden. — Das gemeinste Material derselben ist der Opbäl, es sey  
ihn

ihn zu schnupfen, oder ihn in den Mund zwischen der Zunge und dem Gaumen zur Reizung des Speichels zu legen, oder auch ihn durch Pfeifenröhre, wie selbst das Spanische Frauenzimmer in Lima durch einen angezündeten Zigarro, zu rauchen. Statt des Tobaks bedienen sich die Malayen im letzteren Fall der Arekanuß in ein Betelblatt gewickelt (Betelareck), welches eben dieselbe Wirkung thut. — Dieses Gelüsten (Pica), abgesehen von dem medicinischen Nutzen oder Schaden, den die Absonderung des Flüssigen in beyderley Organen zur Folge haben mag, ist, als bloße Aufreizung des Sinnesgefühls überhaupt, gleichsam ein oft wiederholter Antriebs der Recollection der Aufmerksamkeit auf seinen Gedankenzustand, der sonst einschläfern, oder durch Gleichförmigkeit und Eimerlethheit langweilig seyn würde; statt dessen jene Mittel sie immer stoßweise wieder aufwecken. Diese Art der Unterhaltung des Menschen mit sich selbst vertritt die Stelle einer Gesellschaft; indem es die Leere der Zeit statt des Gespräches mit immer neu erregten Empfindungen und schnell vorbeigehenden, aber immer wieder erneuerten, Anreizen ausfüllt.

### Vom inneren Sinn.

§. 22. Der innere Sinn ist nicht die reine Apperception, ein Bewußtseyn dessen, was der Mensch thut, denn dieses gehört zum Denkungsvermögen, sondern was er leidet, wiefern er durch sein eignes Gedankenspiel afficirt wird. Ihm liegt die innere Anschauung, folglich das Verhältniß der Vorstellungen in der Zeit (so wie sie darinn zugleich oder nach einander sind) zum Grunde,

Die Wahrnehmungen desselben und die durch ihre Verknüpfung zusammengesetzte (wahre oder scheinbare) innere Erfahrung ist nicht bloß anthropologisch, wo man nämlich davon absteht, ob der Mensch eine Seele (als besondere unkörperliche Substanz) habe oder nicht, sondern psychologisch, wo man eine solche in sich wahrzunehmen glaubt, und das Gemüth, welches als bloßes Vermögen zu empfinden und zu denken vorgestellt ist, als besondere im Menschen wohnende Substanz angesehen wird. — Da giebt es alsdann nur Einen inneren Sinn; weil es nicht verschiedene Organe sind, durch welche der Mensch sich innerlich empfindet, und man könnte sagen, die Seele ist das Organ des inneren Sinnes, von dem nun gesagt wird, daß er auch Täuschungen unterworfen ist, die darin bestehen, daß der Mensch die Erscheinungen desselben entweder für äußere Erscheinungen, d. i. Einbildungen für Empfindungen nimmt, oder aber gar für Eingebungen hält, von denen ein anderes Wesen, welches doch kein Gegenstand äußerer Sinne ist, die Ursache sey: wo die Illusion alsdann Schwärmerey, oder auch Geisterseherey und beydes Betrug des inneren Sinnes ist. In beyden Fällen ist es Gemüthskrankheit: der Hant das Spiel der Vorstellungen des inneren Sinnes für Erfahrungserkenntniß anzunehmen, da es doch nur eine Dichtung ist; oft auch sich selbst mit einer gekünstelten Gemüthsstimmung hinzuhalten, vielleicht weil man sie für heilsam und über die Niedrigkeit der Sinnenvorstellungen erhaben hält, und mit darnach geformten Anschauungen (Eräumen im Waschen) sich zu hintergehen. — Denn nach gerade hält der Mensch das, was er sich selbst vorzüglich ins Gemüth hinein-

hineingefagen hat, für etwas das schon vorher in demselben gelegen hätte, und glaubt das, was er sich selbst aufdrang, in den Tiefen seiner Seele nur entdeckt zu haben.

So war es mit den schwärmerisch; reizenden inneren Empfindungen einer Dourignon, oder den schwärmerisch; schreckenden eines Pascal bewandt. Diese Verstimmung des Gemüths kann nicht fählich durch vernünftige Vorstellungen (denn was vermögen die wider vermeynte Anschauungen?) gehoben werden. Der Hang in sich selbst gekehrt zu seyn, kann, sammt den daher kommenden Täuschungen des inneren Sinnes, nur dadurch in Ordnung gebracht werden, daß der Mensch in die äußere Welt, und hiemit in die Ordnung der Dinge, die den äußeren Sinnen vorliegen, zurückgeführt wird.

---

Von



Von den Ursachen der Vermehrung oder Verminderung der Sinnenempfindungen dem Grade nach.

---

§. 23. Die Sinnenempfindungen werden dem Grade nach vermehrt durch 1) den Contrast, 2) die Neuigkeit, 3) den Wechsel, 4) die Steigerung.

a.

Der Contrast.

Absteckung (Contrast) ist die Aufmerksamkeit erregende Nebenetnanderstellung einander widerwärtiger Sinnesvorstellungen unter einem und demselben Begriffe. Sie ist vom Widerspruch unterschieden, welcher in der Verbindung einander widerstreibender Begriffe besteht. — Ein wohlgebautes Stück Landes in einer Sandwüste hebt die Vorstellung des ersteren durch den bloßen Contrast; wie die angeblich paradiesischen Gegenden in der Gegend von Damascus in Syrien. — Das Geräusch und der Glanz eines Hofes oder auch nur einer großen Stadt, neben dem stillen, einfältigen und doch zufriedenen Leben des Landmanns; ein Haus unter einem Strohdach, inwendig mit geschmackvollen und bequemen Zimmern anzutreffen, belebt die Vorstellung und man weilet gern dabey; weil die Sinne dadurch gestärkt werden. — — Dagegen Armut und Hoffahrt, prächtiger Puz einer Dame, die mit Brillianten umschimmert und deren Wäsche unsauber ist;

ist; — oder, wie ehemals bey einem polnischen Magias ten, verschwenderisch besetzte Tafeln und dabey zahlreiche Aufwärter, aber in Basschuhen, stehen nicht im Contrast, sondern im Widerspruch, und eine Sinnenvorstellung vernichtet oder schwächt die andere, weil sie unter einem und demselben Begriffe das Entgegengesetzte vereinigen will, welches unmöglich ist. — — Doch kann man auch comisch contrastiren und einen augenscheinlichen Widerspruch im Ton der Wahrheit, oder etwas offenbar verächtliches in der Sprache der Lobpreisung vortragen, um die Ungerechtigkeit noch fühlbarer zu machen, wie Fix lding in seinem Jonathan Wild dem großen, oder Blumauer in seinem travestirten Virgil, und z. B. einen herzbelemmenden Roman, wie Clarissa, lustig und mit Nutzen parodiren, und so die Sinne stärken, dadurch, daß man sie vom Widerstreite befreyt, den falsche und schädliche Begriffe ihnen bürgerlich haben.

b.

### Die Neuigkeit.

Durch das Neue, wozu auch das Seltene und das verborgene Gehaltene gehört, wird die Aufmerksamkeit belebt. Denn es ist Erwerb; die Sinnenvorstellung gewinnt also dadurch mehr Stärke. Das Alltägliche oder Gewohnte löschet sie aus. Doch ist darunter nicht die Entdeckung, Berührung oder öffentliche Ausstellung eines Theils des Alterthums zu verstehen, wodurch eine Sache vergegenwärtigt wird, von der man, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, hätte vermuthen sollen, daß die Gewalt der Zeit sie längst vernichtet

nichtet hätte. Auf einem Stuck des Gemäuers des alten Theaters der Römer (in Verona oder Nimes) zu sitzen, einen Haustrath jenes Volks aus dem alten, nach viel Jahrhunderten unter der Lava entdeckten, Herculanium in Händen zu haben, eine Münze Macedonischer Könige, oder eine Gomme von der alten Sculptur vorzeigen zu können u. d. g. weckt die Sinne des Kenners zur größten Aufmerksamkeit. Der Hang zur Erwerbung einer Kenntniß, bloß ihrer Neuigkeit, Seltenheit und Verborgenheit halber, wird die *Curiosität* genannt. Diese Neigung, ob sie zwar nur mit Vorfällungen spielt; und sonst ohne Interesses an ihrem Gegenstande ist, wenn sie nur nicht auf Ausspähung dessen geht, was eigentlich mit Andere interessiert, ist nicht zu tadeln. — Was aber den bloßen Sinneneindruck betrifft, so macht jeder Morgen: bloß durch die Neuigkeit seiner Empfindungen alle Vorstellungen der Sinne, (wenn diese nur sonst nicht krankhaft sind) klarer und belebter als sie gegen Abend zu seyn pflegen.

## Der Wechsel.

Monotonie (völlige Gleichförmigkeit in Empfindungen) bewirkt endlich Atonie derselben (Ermattung der Aufmerksamkeit auf seinen Zustand); und die Sinnempfindung wird geschwächt. Abwechslung frischt sie auf; so wie eine in ebendenselben Tone, es sey geschrieene oder mit gemäßigter eben gleichförmiger Stimme abgelesene, Predigt die ganze Gemeinde in Schlaf bringt. — Arbeit und Ruhe, Stadt und Landleben, im Umgang Unterredung und Spiel, in der Einsamkeit Unterhaltung, bald

halb mit Geschichten, halb mit Gedichten, einmal mit Philosophie und dann mit Mathematik, stärken das Gemüth. — Es ist eben dieselbe Lebenskraft, welche das Bewußtseyn der Empfindungen rege macht; aber die verschiedenen Organe derselben lösen einander in ihrer Thätigkeit ab. So ist es leichter, sich eine geraume Zeit im Sehen zu unterhalten, weil da ein Muskel (der Netzhaut) mit dem anderen in der Ruhe wechselt, als steif auf einer und derselben Stelle stehen zu bleiben, wo einer unabgespannt eine Weile wirken muß. — Daher ist das Reisen so anlockend; nur schade daß es bey müßigen Leuten eine Leere (die Atonie), als die Folge von der Monotonie des häuslichen Lebens, zurückläßt.

Die Natur hat es nun zwar schon selbst so geordnet, daß sich zwischen angenehmen und den Sinn unterhaltenden Empfindungen der Schmerz ungerufen einschleicht und so das Leben interessant macht. Aber absichtlich, der Abwechslung wegen, ihn heranzumathen und sich wehe zu thun, sich aufwecken zu lassen, um das erneuerte Einschlafen recht zu fühlen, oder, wie in Fiedlings Roman (Der Findling), ein Herausgeber dieses Buchs nach des Verfassers Tode noch einen letzten Theil hinzufügte, um, der Abwechslung halber, in die Ehe (womit die Geschichte schloß) noch Eifersucht hineinzubringen, ist abgeschmackt; denn die Verschlimmerung eines Zustandes ist nicht Vermehrung des Interesse, welches die Sinne daran nehmen; selbst nicht in einem Trauerspiel. Denn Beendigung ist nicht Abwechslung.

d. Die

### Die Steigerung bis zur Vollendung.

Eine continuirliche Reihe dem Grade nach verschiedene auf einander folgender Sinnesvorstellungen hat, wenn die folgende immer stärker ist als die vorhergehende, ein Aeußerstes der Anspannung (intensio), dem sich zu nähern erweckend, es zu überschreiten wiederum abspannend ist (remissio). In dem Punkte aber, der beyde Zustände trennt, liegt Vollendung (maximum) der Empfindung, welche Unempfindlichkeit, mithin Leblosigkeit, zur Folge hat.

Will man das Sinnenvermögen lebendig erhalten, so muß man nicht von den starken Empfindungen anfangen (benn die machen uns gegen die folgenden unempfindlich), sondern sie sich lieber anfänglich versagen und sich karglich zumeßsen, um immer höher steigen zu können. Der Kanzelredner fängt in der Einleitung mit einer kalten Belehrung des Verstandes an, die zu Beherzigung eines Pflichtbegriffs hinweist; bringt hernach in die Zergliederung seines Textes ein moralisches Interesse hinein, und endigt in der Application mit Bewegung aller Triebfedern der menschlichen Seele, durch die Empfindungen, welche jenem Interesse Nachdruck geben können.

Junger Mann! versage dir die Befriedigung (der Lustbarkeit, der Schwelgerey, der Liebe u. d. g.), wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbehren zu wollen, sondern in der feinen epicurischen, um einen immer noch wachsenden Genuß im Prospect zu haben.

Dieses

Dieses Sorgen, mit der Saarschaft deines Lebensgeföhls macht dich durch den Ausschub des Genusses wörtllich reicher, wenn du auch dem Gebrauch derselben am Ende des Lebens größtentheils entsagt haben solltest. Das Bewußtseyn, den Genuß in deiner Gewalt zu haben; ist, wie alles Idealishe, fruchtbarer und weiter umfassend, als Alles, was den Sinn dadurch befriedigt, daß es hemit zugleich verzehet wird, und so von der Masse des Ganzen abgeht.

### Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verlust des Sinnenvermögens.

§. 23. Das Sinnenvermögen kann geschwächt, gehemmt, oder gänzlich aufgehoben werden. Daher die Zustände der Trunkenheit, des Schlags, der Ohnmacht, des Scheintodes (Asphyxie) und des wörtllichen Todes.

Die Trunkenheit ist der widernatürlliche Zustand des Unvermögens seine Sinnenvorstellungen nach Erfahrungsgeesehen zu ordnen, so fern er die Wirkung eines übermäßig genommenen Genießmittels ist.

Der Schlaf ist, der Worterklärung nach, ein Zustand des Unvermögens eines gesunden Menschen; sich der Vorstellungen durch äußere Sinne bewußt werden zu können. Hiezu die Sacherklärung zu finden, bleibe den Physiologen überlassen; welche diese Abspannung, die doch zugleich eine Sammlung der Kräfte zu erneuerter äußeren Sinnenempfindung ist, (wodurch sich der Mensch gleich als neugeböhren in der Welt steht, und womit wohl ein Drittheil unserer Lebenszeit unbewußt und

und unbedauert dahin geht) — wenn sie können, erklärten mögen.

Der widernatürliche Zustand einer Betäubung der Sinnwerkzeuge, welche einen geringeren Grad der Aufmerksamkeit auf sich selbst als im natürlichen zur Folge hat, ist ein Analogon der Trunkenheit, daher der auf einem festen Schlaf schnell aufgeweckte schlaftrunkene genannt wird. — Er hat noch nicht seine völlige Besinnung. — Aber auch im Wachen kann eine plötzlich jemanden anwandelnde Verlogenheit, sich zu bestimmen, was man in einem unvorhergesehenen Falle zu thun habe, als Hemmung des ordentlichen und gewöhnlichen Gebrauchs seines Reflexionsvermögens, einen Stillstand im Spiel der Sinnenvorstellungen hervorbringen, bey dem man sagt: er ist aus der Fassung gebracht, ausser sich, (vor Freude oder Schreck) perplex, verdußt, verblüfft, hat den Tramontano \*) verloren u. d. g. und dieser Zustand ist, wie ein augenblicklich anwandelndes der Schlaf, der eines Sammelns seiner Sinnensempfindungen bedarf, anzusehen. Im heftigen plötzlich erregten Affect (des Schrecks, des Zorns, auch wohl der Freude) ist der Mensch, wie man sagt, ausser sich, (in einer Ecstasis, wenn man sich in einer Anschauung, die nicht die der Sinne ist, begriffen zu seyn glaubt) seiner selbst nicht mächtig und für den Gebrauch äußerer Sinne einige Augenblicke gleichsam gelähmt.

§. 24.

\*) Tramontano oder Tramontana heist der Nordstern; und perder la tramontana den Nordstern (als Leitstern der Seefahrt) verlieren; heist aus der Fassung kommen, sich nicht zu finden wissen.

§. 24. Die Ohnmacht, welche auf einen Schwindel (einen schnell im Kreise wiederkehrenden und die Fassungskraft übersteigenden Wechsel vieler ungleichartigen Empfindungen) zu folgen pflegt, ist ein Vorspiel von dem Tod. Die gänzliche Hemmung dieser insgesammt ist Asphyrie, oder der Scheintod, welcher, so viel man äußerlich wahrnehmen kann, nur durch den Erfolg von dem wahren zu unterscheiden ist (wie bey Ertrunkenen, Gehentten, im Dampf Erstickten).

Das Sterben kann kein Mensch an sich selbst erfahren (denn eine Erfahrung zu machen, dazu gehört Leben), sondern nur an andern wahrnehmen. Ob es schmerzhaft sey, ist aus dem Nüchtern, oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurtheilen; vielmehr scheint es eine bloß mechanische Reaction der Lebenskraft, und vielleicht eine sanfte Empfindung des allmählichen Freywerdens von allem Schmerz zu seyn. — Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch dem Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tod ist also nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken gestorben (d. i. todt) zu seyn; den also der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vormeynt, indem er das Cadaver, was nicht mehr Er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe, oder irgend sonst wo denkt. — Die Täuschung ist hier nicht zu heben; denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst. Der Gedanke ich bin nicht, kann gar nicht existiren; denn bin ich nicht, so kann ich mir auch nicht bewußt werden, daß ich nicht bin. Ich kann wohl sagen, ich bin nicht



gesund u. d. g. Prädicata von mir selbst verneinend denken (wie es bey allen verbis geschieht); aber in der ersten Person sprechend das Subject selbst verneinen, wobey alldann dieses sich selbst vernichtet, ist ein Widerspruch.

## Von der Einbildungskraft.

§. 25. Die Einbildungskraft (*facultas imaginandi*), als ein Vermögen der Anschauungen auch ohne Gegenwart des Gegenstandes, ist entweder productiv, d. i. ein Vermögen der ursprünglichen Darstellung des letzteren (*exhibitio originaria*), welche also vor der Erfahrung vorhergeht; oder reproductiv, der abgeleiteten (*exhibitio derivativa*), welche eine vorher gehabte empirische Anschauung ins Gemüth zurückbringt. — Keine Raumes- und Zeitanschauungen gehören zur ersten Darstellung; alle übrige setzen empirische Anschauung voraus, welche, wenn sie mit dem Begriffe vom Gegenstande verbunden und also empirisches Erkenntniß wird, Erfahrung heißt. — Die Einbildungskraft, so fern sie auch unwillkürlich Einbildungen hervorbriugt, heißt Phantasie. Der, welcher diese für (innere oder äußere) Erfahrungen zu halten gewohnt ist, ist ein Phantast. — Im Schlaf (einem Zustande der Gesundheit) ein unwillkürliches Spiel seiner Einbildungen zu seyn, heißt träumen.

Die

Die Einbildungskraft ist (mit andern Worten) entweder d i c h t e n d (productiv), oder blos z u r ü c k r u f e n d (reproductiv). Die productiv aber ist dennoch darum eben nicht s c h ö p f e r i s c h, nämlich nicht vermögend, eine Sinnenvorstellung, die vorher unserm Sinnesvermögen nie gegeben war, hervorzubringen, sondern man kann den Stoff zu derselben immer nachweisen, Dem, der unter den sieben Farben die rothe nie gesehen hätte, kann man diese Empfindung nie faßlich machen, dem Blindgebohrnen aber gar keine; selbst nicht die Mittelfarbe, die aus der Vermischung zweyer hervorgebracht wird; z. B. die grüne. Gelb und blau mit einander gemischt, geben grün; aber die Einbildungskraft würde nicht die mindeste Vorstellung von dieser Farbe, ohne sie vermischt gesehen zu haben, hervorbringen.

Eben so ist es mit jedem besondern aller fünf Sinne bewandt, daß nämlich die Empfindungen aus denselben in ihrer Zusammensetzung nicht durch die Einbildungskraft können gemacht, sondern ursprünglich dem Sinnesvermögen abgelockt werden müssen. Es hat Leute gegeben, die für die Lichtsvorstellung keinen größeren Vorrath in ihrem Sehevermögen hatten, als weiß oder schwarz, und für die, ob sie gleich gut sehen konnten, die sichtbare Welt nur wie ein Kupferstich erschien. Eben so giebt es mehr Leute als man wohl glaubt, die von gutem, ja sogar äußerst feinem, aber schlechterdingt nicht musikalischen Gehör sind, deren Sinn für Töne, nicht blos um sie nachzumachen (zu singen), sondern auch nur vom bloßen Schall zu unterscheiden, ganz unempfindlich ist. — Eben so mag es mit den Vorstellungen des Geschmacks

und Geruchs bewandt seyn, daß nämlich für manche specifische Empfindungen dieser Stoffe des Genusses der Sinn mangelt, und einer den anderen hierüber zu verstehen glaubt, indessen daß die Empfindungen des einen von denen des Anderen nicht blos dem Grade nach, sondern specifisch ganz und gar unterschieden seyn mögen. — Es giebt Leute, denen der Sinn des Geruchs gänzlich mangelt, die die Empfindung des Einziehens der reinen Luft durch die Nase für Geruch halten, und daher aus allen Beschreibungen, die man ihnen von dieser Art zu empfinden machen mag, nicht klug werden können; wo aber der Geruch mangelt, da fehlt es auch sehr am Geschmack, den, wo er nicht ist, zu lehren und beyzubringen vergebliche Arbeit ist. Der Hunger aber und die Befriedigung desselben (die Sättigung), ist ganz was anders als der Geschmack.

Wenn also gleich die Einbildungskraft eine noch so große Künstlerinn, ja Zauberinn ist, so ist sie doch nicht schöpferisch, sondern muß den Stoff zu ihren Bildungen von den Sinnen hernehmen. Diese aber sind, nach den eben gemachten Erinnerungen, nicht so allgemein mittheilbar, als die Verstandesbegriffe. Man nennt aber (wiewohl nur uneigentlich) auch die Empfänglichkeit für Vorstellungen der Einbildungskraft in der Mittheilung bisweilen einen Sinn und sagt: Dieser Mensch hat hier für keinen Sinn, ob es zwar eine Unfähigkeit nicht des Sinnes, sondern zum Theil des Verstandes ist, mitgetheilte Vorstellungen aufzufassen und im Denken zu vereinigen. Er denkt selbst nichts bey dem, was er spricht, und andere verstehen ihn daher auch nicht; er spricht  
Um

**Insinn** (non sense); welcher Fehler noch von dem **stnuleseren** unterschieden ist, wo Gedanken so zusammen gepaart werden, daß ein Anderer nicht weiß, was er daraus machen soll. — Daß das Wort **Sinn** (aber nur im Singular) so häufig für Gedanken gebraucht, ja wohl gar eine noch höhere Stufe als die des Denkens ist, bezeichnen soll; daß man von einem Ausspruche sagt: es liege in ihm ein reichhaltiger oder tiefer **Sinn**, (daher das Wort **Sinnspruch**), und daß man den gesunden Menschenverstand auch **Gemeinsinn** nennt, und ihn, obzwar dieser Ausdruck eigentlich nur die niedrigste Stufe vom Erkenntnisvermögen bezeichnet, doch obenan setzt, gründet sich darauf: daß die Einbildungskraft, welche dem Verstande Stoff unterlegt, um den Begriffen desselben Inhalt (zum Erkenntnis) zu verschaffen, vermöge der Analogie ihrer (gedichteten) Anschauungen mit wirklichen Wahrnehmungen, jenen Realität zu verschaffen scheint.

§. 26. Die Einbildungskraft \*) zu erregen oder zu besänftigen giebt es ein körperliches Mittel in dem Genuße berauscher **Geniosmittel**; deren einige als **Gifte** die Lebenskraft **schwächend** (gewisse Schwämme,

E 4

Pörsch,

\*) Ich übergehe hier, was nicht Mittel zu einer Absicht, sondern natürliche Folge aus der Lage ist, darin jemand gesetzt wird, und wodurch bloß seine Einbildungskraft ihn außer Fassung bringt. Dahin gehört der **Schwindel** beim Herabsehen vom Rande einer steilen Höhe, (allenfalls auch nur einer schmalen Brücke ohne Geländer) und die **Seekrankheit**. — Das Bret, worauf der sich schwach fühlende Mensch tritt, würde, wenn es auf der Erde läge, ihm keine Furcht einjagen; wenn es aber, als ein **Steg**, über einen

Poffch, wilder Bärenklaus, das Chita der Peruaner und das Ava der Südseeindianer, das Opium); andere sie stärkend, wenigstens ihr Gefühl erhebend (wie gegohrte Getränke, Wein und Bier, oder dieser ihr geistiger Auszug, Branntwein), alle aber widernatürlich und gekünstelt sind. Der, welcher sie in solchem Uebermaße zu sich nimmt, daß er die Sinnenvorstellungen nach Erfahrungsgesetzen zu ordnen auf eine Zeitlang unvermögend wird, heißt trunken, oder berauscht; und sich willkürlich oder absichtlich in diesen Zustand versetzen, heißt sich berauschen. Alle diese Mittel aber sollen dazu dienen, den Menschen die Last, die ursprünglich im Leben überhaupt zu liegen scheint, vergessen zu machen. — Die sehr ausgebreitete Neigung und der Einfluß desselben auf den Verstandesgebrauch verdient vorzüglich in einer pragmatischen Anthropologie in Betrachtung gezogen zu werden.

Alle stumme Berauschung, d. i. diejenige, welche die Geselligkeit und wechselseitige Gedankenmittheilung nicht

einen tiefen Abgrund gelegt ist, vermag der Gedanke von der bloßen Möglichkeit fehl zu treten so viel, daß er bey seinem Versuche wirklich in Gefahr kommt. — Die Seeskrankheit (von welcher ich selbst in einer Fahrt von Pillau nach Königsberg eine Erfahrung gemacht habe, wenn man anders dieselbe eine Seefahrt nennen will), mit ihrer Anwandlung zum Erbrechen, kam, wie ich bemerkt zu haben glaube, mir blos durch die Augen; da, beim Schwanken des Schiffs aus der Cajüte gesehen, mir bald das Haff, bald die Höhe von Balga in die Augen fiel und das wiederkommende Sinken, nach dem Steigen, vermittelst der Einbildungskraft durch die Bauchmuskeln eine antiperistaltische Bewegung der Eingeweide reizte.

nicht betriegt; hat etwas Schändliches an sich; dergleichen die vom Opium und dem Branntwein ist. Wein und Bier, wovon der erstere bloß reizend, das zweyte mehr nährend und gleich einer Speise, sättigend ist, dienen zur geselligen Verauschung; wobey doch der Unterschied ist, daß die Trinkgelage mit dem letzteren mehr träumerisch verschlossen, oft auch ungeschliffen, die aber mit dem ersteren fröhlich, laut und mit Wiß redselig sind.

Die Unenthaltbarkeit im gesellschaftlichen Trinken, die bis zur Benebelung der Sinne geht, ist allerdings eine Unart des Mannes, nicht bloß in Ansehung der Gesellschaft, mit der man sich unterhält, sondern auch in Absicht auf die Selbstschätzung, wenn er aus ihr taumelnd, wenigstens nicht sicheren Tritts, oder bloß lallend herausgeht. Aber es läßt sich auch vieles zur Wilderung des Urtheils über ein solches Versehen, da die Gränzlinie des Selbstbesitzes so leicht übersehen und überfritten werden kann, anführen; denn der Wirth will doch, daß der Gast durch diesen Act der Geselligkeit völlig befriedigt (*vt convivae satur*) herausgehe.

Die Sorgenfreyheit und mit ihr auch wohl die Unbehutsamkeit, welche der Rausch bewirkt, ist ein täuschen des Gefühl vermehrter Lebenskraft; der Verauschte fühlt nun nicht die Hindernisse des Lebens, mit deren Ueberwältigung die Natur unablässig zu thun hat (worin auch die Gesundheit besteht), und ist glücklich in seiner Schwäche, indem die Natur wirklich in ihm bestrebt ist, durch allmähligte Steigerung seiner Kräfte sein Leben stufenweise wieder herzustellen. — Weiber, Geistliche und Ju-

den Bewerben gewöhnlich sich nicht, wenigstens vermeiden sie sorgfältig allen Schein davon, weil sie bürgerlich schwach sind und Zurückhaltung nöthig haben (wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird). Denn ihr äußerer Werth beruht bloß auf dem Glauben Anderer an ihre Keuschheit, Frömmigkeit und separatistische Geselligkeit. Denn was das letztere betrifft, so sind alle Separatisten, d. i. solche, die sich nicht bloß einem öffentlichen Landesgesetz, sondern noch einem besonderen (sectenmäßig) unterwerfen, als Sonderlinge und vorgeblich ausartete, der Aufmerksamkeit des Gemeinwesens und der Schärfe der Critik vorzüglich ausgesetzt; können also auch in der Aufmerksamkeit auf sich selbst nicht nachlassen, weil der Mangel der diese Behutsamkeit wegnimmt, für sie ein Scandal ist.

Vom Lato, sagt sein stolzer Verehrer: seine Tugend stärkte sich durch Wein (*virtus eius incaluit mero*), und von den alten Deutschen ein Neuerer: Sie fasten ihre Rathschläge (zu Beschließung eines Krieges) beym Trunk, damit sie nicht ohne Nachdruck wären, und überlegten sie nüchtern, damit sie nicht ohne Verstand wären.“

Der Trunk löst die Zunge (*in vino disertus*). — Er öffnet aber auch das Herz und ist ein materiales Beispiel einer moralischen Eigenschaft, nämlich der Offenherzigkeit. — Das Zurückhalten mit seinen Gedanken ist für ein lautes Herz ein beklemmender Zustand, und lustige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß jemand bey einem Belage sehr mäßig sey; weil er einen Aufmerker vorstellt, der auf die Fehler der Anderen Acht hat, mit

mit seinen eigenen aber zurückhält. Auch sagt Hume: „unangenehm ist der Gesellschafter der nicht vergiftet; die Thorheiten des einen Tages müssen vergessen werden, um denen des anderen Platz zu machen.“ Gutmüthigkeit wird bey dieser Erlaubniß, die der Mann hat, der geselligen Freude wegen über die Grenzlinie der Mäßigkeit ein wenig und auf kurze Zeit hinauszuweichen, vorausgesetzt; die vor einem halben Jahrhundert im Schwang gewesene Politik, als nordische Höfe Gesandte abschickten, die viel trinken konnten ohne sich zu betrinken, andere aber betrunken machten, um sie auszuforschen oder zu bereden, war hinterlistig; ist aber mit der Rohigkeit der Sitten damaliger Zeit verschwunden, und eine Epistel der Warnung wider dieses Laster möchte wohl in Ansehung der gesitteten Stände jetzt überflüssig seyn.

Ob man bey dem Trinken auch wohl das Temperament des Menschen, der sich betrinkt, oder seinen Character erforschen könne? Ich glaube nicht. Es ist ein neues Flüssige seinen in den Adern umlaufenden Säften beygermischt, und ein anderer Reiz auf die Nerven, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdeckt, sondern eine andere hineinbringt. — Daher wird der Eine, der sich betrinkt, verliebt, der Andere großsprecherisch, der Dritte zänkisch werden, der Vierte (vornehmlich bey dem Bier) sich weichmüthig oder andächtig oder gar stumm zeigen; alle aber werden, wenn sie den Mauth ausgeschlafen haben, und man sie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über diese wunderliche Stimmung oder Verstimmung ihrer Sinne selber lachen.



§. 27. Die Originalität (nicht nachgeahmte Production) der Einbildungskraft, wenn sie zu Begriffen zusammenstimmt, heißt *Genie*; stimmt sie dazu nicht zusammen, *Schwärmerey*. — Es ist merkwürdig, daß wir uns für ein vernünftiges Wesen keine andere schickliche Gestalt, als die eines Menschen denken können. Jede andere würde allenfalls wohl ein Symbol von einer gewissen Eigenschaft des Menschen — z. B. die Schlange als Bild der boshaften Schlaueit — aber nicht das vernünftige Wesen selbst vorstellig machen. So bevölkern wir alle andere Weltkörper in unserer Einbildung mit lauter Menschengestalten, obzwar es wahrscheinlich ist, daß sie, nach Verschiedenheit des Bodens, der sie trägt und ernährt, und der Elemente, daraus sie bestehen, sehr verschieden gestaltet seyn mögen. Alle andere Gestalten, die wir ihnen geben möchten, sind *Fraßen*\*).

Wenn der Mangel eines Sinnes (z. B. des Gehörs) angebohren ist: so cultivirt der Verküppelte nach Möglichkeit einen andern Sinn, der das *Bicariat* für jenen

\*) Daher die heilige Drey, ein alter Mann, ein junger Mann und ein Vogel (die Taube), nicht als wirkliche ihrem Gegenstande ähnliche Gestalten, sondern nur als Symbole vorgestellt werden müssen. Eben das bedeuten die bildlichen Ausdrücke des Herabkommens vom Himmel und Aufsteigens zu demselben. Wir können, um unseren Begriffen von vernünftigen Wesen Anschauung unterzulegen, nicht anders verfahren als sie zu anthropomorphosiren; unglücklich aber oder kindisch, wenn dabey die symbolische Vorstellung zum Begriffe der Sache an sich selbst erhoben wird.

jenen fähre, und übe die productiv'e Einbildungskraft in großer Maas'e; indem er die Formen äußerer Körper durch betasten, und, wo dieses, wegen der Größe (z. B. eines Hauses) nicht zureicht, die Veräumlichkeit noch durch einen andern Sinn, etwa den des Gehörs, nämlich durch den Wiederhall der Stimme in einem Zimmer sich faßlich zu machen sucht; am Ende aber, wenn eine glückliche Operation das Organ für die Empfindung frey macht, muß er allererst sehen und hören lernen, d. i. seine Wahrnehmungen unter Begriffe von dieser Art Gegenstände zu bringen suchen.

Begriffe von Gegenständen veranlassen oft, ihnen ein selbstgeschaffenes Bild (durch productiv'e Einbildungskraft) unwillkürlich unterzulegen. Wenn man das Leben und die Thaten eines dem Talent, Verdienst, oder Rang nach großen Mannes liest, oder sich erzählen läßt, so wird man gemeinlich verleitet, ihm in der Einbildungskraft eine ansehnliche Statur zu geben, und dagegen einem der Beschreibung nach feinen und sanften im Character, eine kleinlich, geschmeidige Bildung. Nicht bloß der Bauer, sondern auch wohl ein genugsam mit der Welt Bekannter, findet sich hoch befremdet, wenn ihm der Held, den er sich nach den von ihm erzählten Thaten dachte, als ein kleines Männchen, amgetöhet der feinen und sanften Hume ihm als ein vierschrötiger Mann vorgewiesen wird. — Daher muß man auch die Erwartung von Etwas nicht hoch spannen, weil die Einbildungskraft natürlicherweise bis zum Neusserken zu steigern geneigt ist; denn die Wirklichkeit ist immer beschränkter als die Idee, die ihrer Ausführung zum Muster dient. —

Es ist nicht rathsam von einer Person, die man zu erst in eine Gesellschaft einführen will, vorher viel Hochpreissens zu machen; vielmehr kann es oft ein hochhaftes Stückchen von einem Schalk seyn, jene lächerlich zu machen. Denn die Einbildungskraft steigert die Vorstellung von dem, was erwartet wird, so hoch, daß die genannte Person, in Vergleichung mit der vorgefaßten Idee, nicht anders als einbüßen kann. Eben das geschieht, wenn man eine Schrift, ein Schauspiel, oder sonst etwas, was zur schönen Manier gehört, mit übertriebener Lobpreisung ankündigt; denn da kann es, wenn es zur Darstellung kommt, nicht anders als sinken. Selbst ein gutes Schauspiel nur gelesen zu haben, schwächt schon den Eindruck, wenn man es aufführen sieht. — Ist nun aber das vorher Gepriesene gar das gerade Widerspiel von dem, worauf die Erwartung gespannt war, so erregt der aufgeführte Gegenstand, wenn er sonst unschädlich ist, das größte Gelächter.

Wandelbare, in Bewegung gesetzte Gestalten, die für sich eigentlich keine Bedeutung haben, welche Aufmerksamkeit erregen könnte, — dergleichen das Flackern eines Caminsfeuers, oder die mancherley Drehungen und Blasenbewegungen eines über Steine rieselnden Bachs sind, unterhalten die Einbildungskraft mit einer Menge von Vorstellungen ganz anderer Art (als die hier des Sehens), im Gemüth zu spielen und sich im Nachdenken zu vertiefen. Selbst Musik, für den der sie nicht als Kenner anhört, kann einen Dichter oder Philosophen in eine Stimmung setzen, darin ein jeder nach seinen Geschäften oder seiner Liebhaberey Gedanken haschen und derselben auch

auch mächtig werden kann, bis er, wenn er in seinem Zimmer einsam sich hingesezt hätte, nicht so glücklich wüßte aufgefangen haben. Die Ursache dieses Phänomens scheint darin zu liegen; daß, wenn der Sinn durch Ein Mannigfaltiges, was für sich gar keine Aufmerksamkeit erregen kann, vom Aufmerken auf irgend einen andern, stärker in den Sinn fallenden, Gegenstand abgezogen wird, das Denken nicht allein erleichtert, sondern auch ~~erleichtert~~ wird, so fern es nämlich einer angestrengteren und anhaltendern Einbildungskraft bedarf, um seinen Verstandesvorstellungen Stoff unterzulegen. — Der Engl. Zuschauer erzählt von einem Advocaten: daß er gewohnt war beym Placiren einen Bindfaden aus der Tasche zu nehmen, den er unaufhörlich um den Finger auf, und abwickelte; da denn, als der Schalk, sein Gegenadvocat, ihn heimlich aus der Tasche practisirte, ja ner ganz in Verlegenheit kam und lauter Unsinn redete, weswegen man sagte: „er habe den Faden seiner Rede verlohren.“ — Der Sinn, der an einer Empfindung fest gehalten wird, läßt (der Angewöhnung wegen) auf keine andere, fremde Empfindungen Acht geben, wird also so dadurch nicht zerstreut; die Einbildungskraft aber kann sich hiebey desto besser im regelmäßigen Gange erhalten.

### Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen nach seinen verschiedenen Arten.

§. 28. Es giebt drey verschiedene Arten des sinnlichen Dichtungsvermögens. Diese sind, das bildende der Anschauung im Raum (*imaginatio plastica*), das  
bey

Begehre der der Anschauung in der Zeit (imagi-  
(natio efficiens), und das der Verwandtschaft  
aus der gemeinschaftlichen Abstammung der Wesen  
gen von einander (affinitas).

Ai

### Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Bildung.

Ehe der Künstler eine körperliche Gestalt (gleichsam  
handgreiflich) darstellen kann, muß er sie in der Einbil-  
dungskraft verfertigt haben, und diese Gestalt ist alsdann  
eine Dichtung, welche, wenn sie unwillkürlich ist (wie  
etwa im Traume), Phantasie heißt, und nicht dem  
Künstler angehört; wenn sie aber durch Willkühr regiert  
wird, Composition, Erfindung genannt wird.  
Arbeitet nun der Künstler nach Bildern, die den Werken  
der Natur ähnlich sind, so heißen seine Produkte natü-  
rlich; verfertigt er aber nach Bildern, die nicht in der  
Erfahrung vorkommen können, so gestaltete Gegenstände,  
(wie der Prinz Palagonia in Sicilien) so heißen sie  
adentheurlich, unnatürlich, Frazengestalten, und solche  
Einsfälle sind gleichsam Traumbilder eines Wachenden  
(velut aegri somnia vanae finguntur species). —  
Wir spielen oft und gern mit der Einbildungskraft; aber  
die Einbildungskraft (als Phantasie) spielt eben so oft  
und bisweilen sehr ungelegen auch mit uns.

Das

Das Spiel der Phantasie mit dem Menschen im Schlafe ist der Traum, und findet auch im gesunden Zustande statt; dagegen es einen krankhaften Zustand verrieth, wenn es im Wachen geschieht. — Der Schlaf, als Abspannung alles Vermögens äußerer Wahrnehmungen und vornehmlich willkürlicher Bewegungen, scheint allen Thieren ja selbst den Pflanzen (nach der Analogie der letzteren mit den ersteren), zur Sammlung der im Wachen aufgewandten Kräfte nöthwendig; aber eben das scheint auch der Fall mit den Thieren zu seyn, so, daß die Lebenskraft, wenn sie im Schlafe nicht durch Träume immer rege erhalten würde, erlöschen und der tiefste Schlaf zugleich den Tod mit sich führen müßte. — Wenn man sagt: einen festen Schlaf, ohne Träume, gehabt zu haben, so ist das doch wohl nicht mehr, als daß man sich dieser beym Erwachen gar nicht erinnert; welches, wenn die Einbildungen schnell wechseln, einem wohl auch im Wachen begegnen kann; nämlich im Zustande einer Zerstreung zu seyn; wo man auf die Frage, was der mit starrem Blicke eine Weile auf denselben Punkt gehetzte jetzt denke, die Antwort erhält: ich habe nichts gedacht. Würde es nicht beym Erwachen viele Lücken (aus Unaufmerksamkeit übergangene verlaufsande Zwischenvorstellungen) in unserer Erinnerung geben; würden wir die folgende Nacht da wieder zu träumen anfangen, wo wir es in der vorigen gestatten haben; so wüß ich nicht, ob wir nicht uns in zwey verschiedenen Welten zu leben wähnen würden. — Das Träumen ist eine weise Veranstaltung der Natur, zur Erregung der Lebenskraft durch Affecten, die sich auf unwillkürlich geschehene Begebenheiten beziehen, indessen daß die auf der

Willkür beruhenden Bewegungen des Körpers, nämlich die der Muskeln suspendirt sind. — Nur muß man die Traumgeschichten nicht für Offenbarungen aus einer unsichtbaren Welt annehmen.

B.

Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen  
der Vergesellung.

Das Gesetz der Association ist: empirische Vorstellungen, die nach einander oft folgten, bewirken eine Angewohnheit im Gemüth, wenn die eine erzeugt wird, die andere auch entstehen zu lassen. — Eine physiologische Erklärung hievon zu fordern, ist vergeblich; man mag sich auch hiezu was immer für einer Hypothese bedienen (die selbst wiederum eine Dichtung ist), wie der des Cartesius, von seinen sogenannten materiellen Ideen im Gehirn. Wenigstens ist keine dergleichen Erklärung pragmatisch d. i. man kann sie zu keiner Kunstausübung brauchen; weil wir keine Kenntniß vom Gehirn und den Nerven in demselben haben, worinn die Spuren der Eindrücke aus Vorstellungen sympathetisch mit einander in Einklang kommen möchten, indem sie sich einander (wenigstens mittelbar) gleichsam berühren.

Diese Nachbarschaft geht öfters sehr weit, und die Einbildungskraft geht vom hundertsten auf tausendste oft so schnell, daß es scheint, man habe gewisse Zwischenglieder in der Kette der Vorstellungen gar übersprungen, obgleich

abgleich man sich ihrer nur nicht bewußt geworden ist, so daß man sich selbst öfters fragen muß: wo war ich? von wo war ich in meinem Gespräch ausgegangen, und wie bin ich zu diesem Endpuncte gelangt? \*)

### Das sinnliche Dichtungsvermögen der Verwandtschaft.

Ich verstehe unter der Verwandtschaft die Vereinigung aus der Abstammung des Mannigfaltigen von einem Grunde. — In einer gesellschaftlichen Unterhaltung ist das Abspringen von einer Materie auf eine ganz ungleichartige, wozu die empirische Association der Vorstellungen, deren Grund bloß subjectiv ist (d. i. bey dem einen sind die Vorstellungen anders associirt, als bey dem

§ 2

Ans

\*) Daher muß der, welcher einen gesellschaftlichen Discours anhebt, von dem, was ihm nahe und gegenwärtig ist, anfangen, und so allmählig auf das Entferntere, so wie es interessiren kann, hinleiten. Das böse Wetter ist für den, der von der Straße in eine zur wechselseitigen Unterhaltung versammelte Gesellschaft tritt, hiezu ein guter und gewöhnlicher Behelf. Denn etwa von den Nachrichten aus der Turkey, die eben in den Zeitungen stehen, wenn man ins Zimmer tritt, anzufangen, thut der Einbildungskraft Anderer Gewalt an, die nicht sehen, was ihn dazuf gebracht habe. Das Gemüth verlangt zu aller Mittheilung der Gedanken eine gewisse Ordnung, wobey es auf die einleitenden Vorstellungen und den Anfang eben sowohl im Discurse, wie in einer Predigt, sehr ankömmt.



Anderen) — wozu sage ich, diese Association verleitet, eine Art Unsinn der Form nach, welcher alle Unterhaltung unterbricht und zerstört. — Nur wenn eine Materie erschöpft worden, und eine kleine Pause eintritt, kann jemand eine andere, die interessant ist, auf die Bahn bringen. Die regellos herumsehweifende Einbildungskraft verwirrt, durch den Wechsel der Vorstellungen, die an nichts objectiv angeknüpft sind, den Kopf so, daß dem, der aus einer Gesellschaft dieser Art gekommen ist, zu Muth wird als ob er geträumt hätte. — Es muß immer ein Thema seyn, sowohl bey dem stillen Denken als in Mittheilung der Gedanken, an welches das Mannigfaltige angeordnet wird, mithin auch der Verstand dabey wirksam seyn; aber das Spiel der Einbildungskraft folgt hier doch den Gesetzen der Sinnlichkeit, welche den Stoff dazu hergiebt, dessen Association, ohne Bewußtseyn der Regeln, doch derselben und hiemit dem Verstande gemäß, obgleich nicht als aus dem Verstande abgeleitet, verrichtet wird.

Das Wort Verwandtschaft (affinitas) erinnert hier an eine aus der Chemie genommene, jener Verstandesverbindung analogische, Wechselwirkung zweyer specifisch verschiedenen, körperlichen, innigst auf einander wirkenden und zur Einheit strebenden Stoffe, wo diese Vereinigung etwas drittes bewirkt, was Eigenschaften hat, die nur durch die Vereinigung zweyer heterogenen Stoffe erzeugt werden können. Verstand und Sinnlichkeit verschwistern sich, bey ihrer Ungleichartigkeit, doch so von selbst zu Bewirkung unserer Erkenntniß, als wenn eine von der Anderen, oder beyde von einem gemeinschafts-

schaftlichen Stamme ihren Ursprung hätten; welches doch nicht seyn kann, wenigstens für uns unbegreiflich ist, wie das Ungleichartige aus einer und derselben Wurzel entsprossen seyn könne. \*)

§. 29. Die Einbildungskraft ist indessen nicht so schöpferisch als man wohl vorgiebt. Wir können uns für ein vernünftiges Wesen keine andere Gestalt als schick-

§ 3

lich

\*) Man könnte die zwey ersten Arten der Zusammensetzung der Vorstellungen die mathematische (der Vergrößerung), die dritte aber die dynamische (der Erzeugung) nennen; wodurch ein ganz neues Ding (wie etwa das Mittelsalz in der Chemie) hervorkommt. Das Spiel der Kräfte, in der leblosen Natur sowohl als der lebenden, in der Seele eben sowohl als des Körpers, beruht auf Zerlegungen und Vereinigungen des Ungleichartigen. Wir gelangen zwar zur Erkenntniß derselben durch Erfahrung ihrer Wirkungen; die oberste Ursache aber und die einfachen Bestandtheile, darinn ihr Stoff aufgelöst werden kann, sind für uns unerreichbar. — Was mag wohl die Ursache davon seyn, daß alle organische Wesen, die wir kennen, ihre Art nur durch die Vereinigung zweyer Geschlechter (die man dann das männliche und weibliche nennt) fortgepflanzt werden? Man kann doch nicht annehmen, daß der Schöpfer, blos der Sonderbarkeit halber, und nur um auf unserm Erd-Glob eine Einrichtung, die ihm so gefiele, zu machen, gleichsam nur gespielt habe; sondern es scheint, es müsse unmöglich seyn, aus der Materie unsers Erdballs organische Geschöpfe durch Fortpflanzung anders entstehen zu lassen, ohne daß dazu zwey Geschlechter gestiftet wären. — In welchem Dunkel verliert sich die menschliche Vernunft, wenn sie hier den Abtamm zu ergründen, ja auch nur zu errathen, es unternehmen will?

lich denken, als die Gestalt eines Menschen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder einen Gott vorfertigt, jederzeit einen Menschen. Jede andere Figur scheint ihm Theile zu enthalten, die sich, seiner Idee nach, mit dem Bau eines vernünftigen Wesens nicht zusammen vereinigen lassen, (als Flügel, Krallen, oder Hufe). Die Größe dagegen kann er dichten, wie er will.

Die Täuschung durch die Stärke der Einbildungskraft des Menschen geht oft so weit, daß er dasjenige, was er nur im Kopf hat, außer sich zu sehen und zu fühlen glaubt. Daher der Schwindel, der den, welcher in einen Abgrund sieht, befällt, ob er gleich eine genugsam breite Fläche um sich hat, um nicht zu fallen, oder gar an einem festen Geländer steht. — Wunderlich ist die Furcht einiger Gemüthskranken vor der Anwandlung eines inneren Antriebes, sich wohl gar freywillig herunter zu stürzen. — Der Anblick des Genusses etlicher Sachen an anderen (z. B. wenn die Tungusen den Rog aus den Nasen ihrer Kinder mit einem Tempo aussaugen und verschlucken) bewegt den Zuschauer eben so zum Erbreechen, als wenn ihm selbst ein solcher Genuß aufgedrungen würde.

Das Heimweh der Schweizer, (und wie ich es aus dem Munde eines erfahrenen Generals habe, auch der Westphäler und der Pommern in einigen Gegenden) welches sie befällt, wenn sie in andere Länder versetzt werden, ist die Wirkung einer durch die Zurückrufung der Bilder der Sorgenfreyheit und nachbarlichen Gesellschaft in ihren Jugendjahren erregten Sehnsucht nach den Orten,

wo sie die sehr einfachen Lebensfreuden genossen, da sie dann nach dem spätern Besuche derselben sich in ihrer Erwartung sehr getäuscht und so auch geheilt finden; zwar in der Meynung, daß sich dort alles sehr geändert habe, in der That aber, weil sie ihre Jugend dort nicht wiederum hindringen können; wobey es doch merkwürdig ist, daß dieses Heimweh mehr die Landleute einer geldarmen, dafür aber durch Brüder; und Wetterschaften verbundenen Provinz, als diejenigen befällt, die mit Gelderwerb beschäftigt sind und das patria ubi bene sich zum Wahlpruch machen.

Wenn man vorher gehört hat, daß dieser oder jener ein böser Mensch ist, so glaubt man ihm die Tücke im Gesicht lesen zu können, und Dichtung mischt sich hier, vornehmlich wenn Affect und Leidenschaft hinzukommen, mit der Erfahrung zu Einer Empfindung. Nach Helvetius sah eine Dame durch ein Telescop im Monde die Schatten zweyer Verliebten; der Pfarrer, der nachher dadurch beobachtete, sagte: „nicht doch Madam; es sind zwey Glockenthürme an einer Hauptkirche.“

Man kann zu allen diesen noch die Wirkungen durch die Sympathie der Einbildungskraft zählen. Der Anblick eines Menschen in convulsivischen, oder gar epileptischen Zuständen, reizt zu ähnlichen krampfhaften Bewegungen; so wie das Gähnen Anderer, um mit ihnen zu gähnen; und der Arzt, Hr. Michaelis, führt an: daß, als bey der Armee in Nordamerika ein Mann in heftige Raserey gerieth, zwey oder drey beystehende durch den Anblick desselben plötzlich auch darcin versetzt wurden, wiewohl dieser Zustand

fall nur vorbegehend war; daher es Nervenschwachen (Hypochondrischen) nicht zu rathen ist, aus Neugierde Tollhäuser zu besuchen. Mehrentheils vermeiden sie dieses auch von selbst; weil sie für ihren Kopf fürchten. — Man wird auch finden, daß lebhaftere Personen, wenn jemand ihnen etwas im Affect, vornehmlich des Zorns, was ihm begegnet sey, erzählt, bey starker Attention Gesichter dazu schneiden, und unwillkürlich in ein Spiel der Mienen, die zu jenem Affect passen, versetzt werden. — Man will auch bemerkt haben: daß mit einander sich wohlvertragende Eheleute nach und nach eine Aehnlichkeit in Gesichtszügen bekommen, und deutet es dahin aus, die Ursache sey, weil sie sich um dieser Aehnlichkeit halber (*similis simili gaudet*) geehligt haben; welches doch falsch ist. Denn die Natur treibt bey dem Instinct der Geschlechter eher zur Verschiedenheit der Subjecte, die sich in einander verlieben sollen, damit alle Mannigfaltigkeit, welche sie in ihre Keime gelegt hat, entwickelt werde; sondern die Vertraulichkeit und Neigung, mit der sie einander in ihren einsamen Unterhaltungen, dicht neben einander, oft und lange in die Augen sehen, bringt sympathetische ähnliche Mienen hervor, die, wenn sie fixirt werden, endlich in stehende Gesichtszüge übergehen.

Endlich kann man zu diesem unabsichtlichen Spiel der productiven Einbildungskraft, die alsdann Phantasie genannt werden kann, auch den Hang zum arglosen Lügen rechnen, der bey Kindern allemal, bey Erwachsenen, aber sonst gutmüthigen, dann und wann, bisweilen fast als ansteckende Krankheit angetroffen

fen wird, wo beyrn Erzählen die Begebenheiten und vor-  
gebllichen Abentheur, wie eine herabrollende Schneel-  
vne wachsend, aus der Einbildungskraft hervorgehen,  
ohne irgend einen Vortheil zu beabsichtigen, als blos sich  
interessant zu machen; wie der Ritter John Fallstaff  
beym Shakespear, der aus zwey Männern in Friestleis-  
dern fünf Personen machte, ehe er seine Erzählung en-  
digte. —

§. 30. Weil die Einbildungskraft reicher und frucht-  
barer an Vorstellungen ist als der Sinn, so wird sie, wenn  
eine Leidenschaft hinzutritt, durch die Abwesenheit des  
Gegenstandes mehr belebt als durch die Gegenwart; wenn  
etwas geschieht, was dessen Vorstellung, die eine Zeit lang  
durch Zerstreungen getilgt zu seyn schien; wiederum ins  
Gemüth zurückruft. — So hatte ein deutscher Fürst,  
sonst ein rauher Krieger, aber doch edler Mann, um  
seine Verliebung in eine bürgerliche Person in seiner Nei-  
sibenz sich aus dem Sinn zu bringen, eine Reise nach  
Italien unternommen; der erste Anblick aber ihrer Woh-  
nung bey seiner Wiedertehr erweckte weit stärker, als es  
ein anhaltender Umgang gethan hätte, die Einbildungs-  
kraft, so, daß er der Entschliebung ohne weitere Zöge-  
rung nachgab, die glücklicher Weise auch der Erwartung  
entsprach. — Diese Krankheit, als Wirkung einer dich-  
tenden Einbildungskraft, ist unheilbar: außer durch die  
Ehe. Denn diese ist Wahrheit (eripitur persona,  
manet res. Lucret.).

Die dichtende Einbildungskraft stiftet eine Art von  
Umgange mit uns selbst, obgleich blos als Erscheinungen

des inneren Sinnes, doch nach einer Analogie mit äußeren. Die Nacht belebt sie und erhöht sie über ihren wirklichen Gehalt: so wie der Mond zur Abendzeit eine große Figur am Himmel macht, der am hellen Tage nur wie ein unbedeutendes Wölkchen anzusehen ist. Sie schwärmt in demjenigen, der in der Stille der Nacht luxubriert, oder auch mit seinem eingebildeten Gegner zankt; oder, in seinem Zimmer herumgehend, Luftschlösser baut. Aber alles, was ihm da wichtig zu seyn scheint, verliert an dem auf den Nachtschlaf folgenden Morgen seine ganze Wichtigkeit; wohl aber fühlt er mit der Zeit von dieser übeln Gewohnheit Abspannung der Gemüthskräfte. Daher ist die Bejähmung seiner Einbildungskraft durch frühes Schlafengehen, um früh wieder aufstehen zu können, eine zur psychologischen Diät gehörige sehr nützliche Regel; das Frauenzimmer aber und die Hypochondriken (die gemeinlich eben daher ihr Uebel haben) lieben mehr das entgegengesetzte Verhalten. — Warum lassen sich Geistergeschichten in später Nacht noch wohl anhören, die am Morgen, bald nach dem Aufstehen, jedem abgeschwacht und für die Unterhaltung ganz unschicklich vorkommen; wo man dagegen fragt: was Neues im Hause oder gemeinen Wesen vorgefallen sey, oder seine Arbeit des vorigen Tages fortsetzt? Die Ursache ist: weil, was an sich blos Spiel ist, dem Nachlassen der den Tag über erschöpften Kräfte, was aber Beschaft ist, dem durch die Nachtruhe gestärkten und gleichsam neugebohrnen Menschen angemessen ist.

Die Vergehungen (vicia) der Einbildungskraft sind: daß ihre Dichtungen entweder blos zügellos oder gar  
regell

regellos sind (effrenis aut perversa). Der letztere Fehler ist der ärgste. Die erstern Dichtungen könnten doch wohl in einer möglichen Welt (der Fabel) ihre Stelle finden; die letztern in gar keiner, weil sie sich widersprechen. — Daß die in der Lybischen Wüste das: Sem häufig anzutreffenden in Stein gehauenen Menschen; und Thiergehalten von den Arabern mit Strauen angesehen werden, weil sie solche für durch den Fluch versteinerte Menschen halten, gehört zu Einbildungen der ersteren Gattung, nämlich der zügellosen Einbildungskraft. — Daß aber, nach der Meynung derselben Araber, diese Bildsäulen von Thieren, am Tage der allgemeinen Auferstehung, den Künstler anschnarzen und ihm es verweisen werden, daß er sie gemacht und ihnen doch keine Seele habe geben können, ist ein Widerspruch. — Die zügellose Phantasie kann immer noch einbeugen (wie die jenes Dichters, den der Cardinal Este bey Ueberreichung des ihm gewidmeten Buchs fragte: „Meister Ariosto, wo Herker habt ihr alles das tolle Zeug her?“); sie ist Ueppigkeit aus ihrem Reichthum; aber die regellose nähert sich dem Wahnsinn, wo die Phantasie gänzlich mit dem Menschen spielt, und der Unglückliche den Lauf seiner Vorstellungen gar nicht in seiner Gewalt hat.

Uebrigens kann ein politischer Künstler, eben so gut wie ein ästhetischer, durch Einbildung, die er statt der Wirklichkeit vorzuspiegeln versteht, z. B. von Freyheit des Volks die (wie die im englischen Parlament) oder des Ranges und der Gleichheit (wie im französischen Convent) in bloßen Formalien besteht, die Welt leiten und regieren (mundus vult decipi); aber es ist doch  
besser



besser auch nur den Schein von dem Besitze dieses die Menschheit veredelnden Guts für sich zu haben, als sich desselben handgreiflich beraubt zu fühlen.

### Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Künftigen durch die Einbildungskraft.

§. 31. Das Vermögen sich vorsehllich das Vergangene zu vergegenwärtigen ist das Erinnerungsvermögen; und das Vermögen sich etwas als zukünftig vorzustellen, das Vorhersehungsvermögen. Beyde gründen sich, sofern sie sinnlich sind, auf die Association der Vorstellungen des vergangenen und künftigen Zustandes des Subjects mit dem Gegenwärtigen, und, obgleich nicht selbst Wahrnehmungen, dienen sie zur Verknüpfung der Wahrnehmungen in der Zeit, das, was nicht mehr ist, mit dem, was noch nicht ist, durch das, was gegenwärtig ist, in einer zusammenhängenden Erfahrung zu verknüpfen. Sie heißen Erinnerungs-; und Divinationsvermögen der Respicienz; und Prospicienz (wenn man sich diese Ausdrücke erlauben darf), da man sich seiner Vorstellungen als solcher, die im vergangenen oder künftigen Zustande anzutreffen wären, bewußt ist.

#### A.

### Vom Gedächtniß.

Das Gedächtniß ist von der bloß reproductiven Einbildungskraft darinn unterschieden, daß es die vormalige  
Vor-

Vorstellung willkürlich zu reproduciren vermögend, das Gemüth also nicht ein bloßes Spiel von jener ist. Phantasie, d. i. schöpferische Einbildungskraft, muß sich nicht dazwischen mischen, damit dadurch würde das Gedächtniß untrüblich. — Etwas bald ins Gedächtniß fassen, sich leicht worauf besinnen und es lange behalten, sind die formalen Vollkommenheiten des Gedächtnisses.<sup>11)</sup> Diese Eigenschaften sind aber selten bey uns Menschen.<sup>12)</sup> Wenn jemand glaubt etwas im Gedächtniß zu haben; aber es nicht zum Bewußtseyn bringen kann, so sagt er; er könne es nicht entsinnen (nicht sich entsinnen; denn das bedeutet so viel, als sich sinnlos machen). Die Bemühung hiebey ist, wenn man doch darauf bestrebt ist, sehr Kopfangreifend, und man thut am besten, daß man sich eine Weile durch andere Gedanken zerstreut, und von Zeit zu Zeit nur flüchtig auf das Objeckt zurückblickt; dann ertappt man gemeiniglich eine von den associirten Vorstellungen, welche jene zurückruft.

Methodisch etwas ins Gedächtniß fassen (*memoriae mandare*) heißt memoriren (nicht studiren, wie der gemeine Mann es von dem Prediger sagt, der seine künftig zu haltende Predigt bloß auswendig lernt). — Dieses Memoriren kann mechanisch, oder ingenüß, oder auch judiciß seyn. Das erstere beruht bloß auf öfterer, buchstäblicher, Wiederholung: z. B. bey dem Erlernen des Einmaleins, wo der Lernende die ganze Reihe der auf einander in der gewöhnlichen Ordnung folgenden Worte durchgehen muß, um auf das Gesuchte zu kommen, z. B. wenn der Lehrling gefragt wird, wie viel macht 3 mal 7? so wird er, von 3 mal 3 anfangend, wohl

wohl auf ein und zwanzig kommen, fragt man ihn aber, wie viel macht 7 mal 3? so wird er sich nicht so bald besinnen können, sondern die Zahlen umkehren müssen, um sie in die gewohnte Ordnung zu stellen. Wenn das Erlernete eine feyerliche Formel ist, in der kein Ausdruck abgeändert werden, sondern die, wie man sagt, hergesbetet werden muß, so sind wohl Leute von dem besten Gedächtniß furchtsam, sich darauf zu verlassen (wie denn diese Furcht selbst sie irre machen könnte), und halten es daher für nöthig, sie abzulesen; wie es auch die geübtesten Prediger thun, weil die mindeste Abänderung der Worte hiebey lächerlich seyn würde.

Das ingenüöse Memoriren ist eine Methode gewisse Vorstellungen durch Association mit Nebenvorstellungen, die an sich (für den Verstand) gar keine Verwandtschaft mit einander haben, z. B. Laute einer Sprache mit gänzlich ungleichartigen Bildern, die jenen correspondiren sollen, dem Gedächtniß einzuprägen; wo man, um etwas leichter ins Gedächtniß zu fassen, dasselbe noch mit mehr Nebenvorstellungen belästigt; folglich ungereimt, als regelloses Verfahren der Einbildungskraft in der Zusammenpaarung dessen, was nicht unter einem und demselben Begriffe zusammen gehören kann; und zugleich Widerspruch zwischen Mittel und Absicht, da man dem Gedächtniß die Arbeit zu erleichtern sucht, in der That aber sie durch die ihm unnöthig aufgebürdete Association sehr disparater Vorstellungen erschwert \*). Das  
Bis:

\*) Eoist die Bilderbibel, wie die Bilderbibel, oder gar eine in Bildern vorgestellte Wandectenlehre ein optischer Kasten

Wichtiges selten ein *triviale* Gedächtniß haben (*ingeniosus non admodum fidus est memoria*) ist eine Bemerkung die jenes Phänomen erklärt.

Das judicöse Memoriren ist kein anderes als das einer Tafel der Eintheilung eines Systems (z. B. des Linnés) in Gedanken; wo, wenn man irgend etwas sollte vergessen haben, man sich durch die Aufzählung der Glieder, die man behalten hat, wieder zurecht finden kann; oder auch der *Abtheilungen* eines sichtbar gemachten Ganzen (z. B. der Provinzen eines Landes auf einer Charte, welche nach Norden, Westen u. s. w. liegen), weil man auch dazu Verstand braucht und dieser wechseltig der Einbildungskraft zu Hülfe kommt. Am meisten die Topik d. i. ein Fachwerk für allgemeine Begriffe, *Sometnplage* genannt, welches durch Classeneintheilung, wie wenn man in einer Bibliothek die Bücher in Schränke mit verschiedenen Aufschriften vertheilt, die Erinnerung erleichtert.

Eine Gedächtnißkunst (*ars mnemonica*) als allgemeine Lehre giebt es nicht. Unter die Besondern das zu gehörigen Kunstgriffe gehören die *Denksprüche in Versen* (*versus memoriales*); weil der Rhythmus einen regelmäßigen Sylbenfall enthält, der dem Mechanismus des Gedächtnisses sehr zum Vortheil gereicht. — Von den *Wun-*

Kasten eines kindischen Lehrers, um seine Lehrlinge noch kindischer zu machen als sie waren. Von der letzteren kann ein auf solche Art dem Gedächtniß anvertrauter Titel der Wandtafel: *de heredibus suis et legitimis*, zum Beispiel dienen. Das erste Wort wurde durch einen Kasten mit Vorhängeschloßern sinnlich gemacht, das zweyte durch eine Sau, das dritte durch die zwey Tafeln Moses

Wundermännern des Gedächtnisses, einem Nicus von Mirandola, Scaliger, Angelus Politanus, Magliabechi u. s. w. den Polyhistoren, die eine Ladung Bücher für hundert Camceek als Materialien für die Wissenschaften in ihrem Kopf herumtragen, muß man nicht verächtlich sprechen; weil sie vielleicht die, für das Vermögen der Auswahl aller dieser Kenntnisse zum zweckmäßigen Gebrauch angemessene, Urtheilskraft nicht besaßen; denn es ist doch schon Verdienst genug, die rohe Materie reichlich herbeygeschafft zu haben; wenn gleich andere Köpfe nachher hinzukommen müssen, sie mit Urtheilskraft zu verarbeiten (*tantum scimus, quantum memoria tenemus*). Einer der Alten sagte: „Die Kunst zu schreiben hat das Gedächtniß zu Grunde gerichtet (zum Theil entbehrtlich gemacht).“ Etwas wahres ist in diesem Satz: denn der gemeine Mann hat das Mannigfaltige, was ihm aufgetragen wird, gemeinlich besser auf der Schnur, es nach der Reihe zu verrichten und sich darauf zu besinnen: eben darum, weil das Gedächtniß hier mechanisch ist und sich kein Vernünfteln einmischet; da hingegen dem Gelehrten, welchem viele fremdartige Nebengedanken durch den Kopf gehen, Vieles von seinen Aufträgen oder häuslichen Angelegenheiten durch Verstreuung entwischt, weil er sie nicht mit genügsamer Aufmerksamkeit aufgefaßt hat. Aber, mit der Schreibtafel in der Tasche, sicher zu seyn, alles was man in den Kopf zum Aufbewahren niedergelegt hat, ganz genau und ohne Mühe wiederzufinden, ist doch eine große Bequemlichkeit, und die Schreibkunst bleibt immer eine herrliche Kunst, weil, wenn sie auch nicht zur Mittheilung seines Wissens an Andere gebraucht würde, sie doch die Stelle des ausgedehnten

gedehntesten und treuesten Gedächtnisses vertritt, dessen Mangel sie ersetzen kann.

Vergeßlichkeit (obliviositas) hingegen, wo der Kopf, so oft er auch gefüllet wird, doch, wie ein durchsicheres Glas, immer leer bleibt, ist ein um desto größeres Uebel. Dieses ist bisweilen unverschuldet; wie bey alten Leuten, welche sich zwar die Begebenheiten ihrer jüngern Jahre gar wohl erinnern können, aber das nächst vorhergehende immer aus den Gedanken verlieren. Aber oft ist es doch auch die Wirkung einer habituellen Zerstreuung, welche vornehmlich die Romanleserinnen anzuwandeln pflegt. Denn, weil bey dieser Leserey die Absicht nur ist, sich für den Augenblick zu unterhalten, indem man weiß, daß es bloße Erdichtungen sind, die Leserin hier also volle Freyheit hat, im Lesen nach dem Lausfe ihrer Einbildungskraft zu dichten, welches natürlicher Weise zerstreut, und die Geistesabwesenheit (Mangel der Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige) habituell macht; so muß das Gedächtniß dadurch unvermeidlich geschwächt werden. — Diese Uebung in der Kunst die Zeit zu tödten und sich für die Welt unnütz zu machen; hintennach aber doch über die Kürze des Lebens zu klagen, ist, abgesehen von der phantastischen Gemüthsstimmung, welche sie hervorbringt, einer der feindseligsten Angriffe aufs Gedächtniß.

## Von dem Vorhersehungsvermögen.

(Praevision.)

§. 32. Dieses Vermögen zu besitzen interessirt mehr als jedes andere; weil es die Bedingung aller möglichen Praxis und der Zwecke ist, worauf der Mensch den Gebrauch seiner Kräfte bezieht. Alles Begehren enthält ein (zweifelhaftes oder gewisses) Voraussehen dessen, was durch diese möglich ist. Das Zurücksehen aufs Vergangene (Erinnern) geschieht nur in der Absicht, um das Voraussehen des Künftigen dadurch möglich zu machen; indem wir im Standpunkte der Gegenwart überhaupt um uns sehen, um etwas zu beschließen, oder worauf gefaßt zu seyn.

Das empirische Voraussehen ist die Erwartung ähnlicher Fälle (*expectatio casuum similium*) und bedarf keiner Vernunftkunde von Ursachen und Wirkungen, sondern nur der Erinnerung beobachteter Begebenheiten, wie sie gemeiniglich auf einander folgen, und wiederholte Erfahrungen bringen darinn eine Fertigkeit hervor. Wie Wind und Wetter stehen werden, interessirt sehr den Schiffet und Ackermann. Aber wir reichen hierinn mit unserer Vorherfagung nicht viel weiter, als der sogenannte Bauerkalender, dessen Vorausfagungen, wenn sie etwa eintreffen, gepriesen, treffen sie nicht ein, vergesen werden und so immer in einigem Credit bleiben.— Man sollte fast glauben, die Vorherfagung habe das Spiel der

der Bitterungen absichtlich so undurchschaulich verflochten, damit es Menschen nicht so leicht wäre, für jede Zeit die dazu erforderlichen Anstalten zu treffen, sondern damit sie Verstand zu brauchen genöthigt würden, um auf alle Fälle bereit zu seyn.

In den Tag hinein (ohne Vorsicht und Besorgniß) leben, macht zwar dem Verstande des Menschen eben nicht viel Ehre; wie dem Cariben, der des Morgens seine Hangmatte verkauft und des Abends darüber betreten ist, daß er nicht weiß, wie er des Nachts schlafen wird. Wenn aber dabey nur kein Verstoß wider die Moralität vorkommt, so kann man einen, der für alle Ereignisse abgehärtet ist, wohl für glücklicher halten, als den, der sich immer nur mit trüben Ausichten die Luft am Leben verkümmert. Unter allen Ausichten aber, die der Mensch nur haben kann, ist die wohl die tröstlichste, wenn er nach seinem gegenwärtigen moralischen Zustande Ursache hat, die Fortdauer und das fernere Fortschreiten zum noch Besseren im Prospect zu haben. Dagegen wenn er zwar muthig den Vorsatz faßt, von nun an einen neuen und besseren Lebenswandel einzuschlagen, sich aber selbst sagen muß: es wird doch wohl nichts daraus werden; weil du öfters dieses Versprechen (durch Procrastination) dir gegeben, es aber immer, unter dem Vorwande einer Ausnahme für dieses einzigemal, gebrochen hast: so ist das ein trostloser Zustand der Erwartung ähnlicher Fälle.

Wo es aber auf das Schicksal, was über uns schweben mag, nicht auf den Gebrauch unserer freyen Willkühr,



führ, ankommt, da ist die Aussicht in die Zukunft entweder Vorempfindung, d. i. Ahndung (praesensio) oder \*) Vorhererwartung (praefagitio). Das erstere bedeutet gleichsam einen verborgenen Sinn für das an, was noch nicht gegenwärtig ist; das zweyte ein durch Reflexion über das Gesetz der Folge der Begebenheiten nach einander (das der Causalität) erzeugtes Bewußt seyn des Künftigen.

Man sieht leicht, daß alle Ahndung ein Hirngespinnst sey; denn wie kann man empfinden was noch nicht ist? Sind es aber Urtheile aus dunkelen Begriffen eines solchen Causalverhältnisses, so sind es nicht Vorempfindungen, sondern man kann die Begriffe, die dazu führen, entwickeln, und, wie es mit dem gedachten Urtheil zustehe, erklären. — Ahndungen sind mehrentheils von der ängstlichen Art; die Bangigkeit, welche ihre psychische Ursachen hat, geht vorher, unbestimmt was der Gegenstand der Furcht sey. Aber es giebt auch stolze und kühne Ahndungen von Schwärmern, welche die nahe Enthüllung eines Geheimnisses, für das der Mensch doch keine Empfänglichkeit der Sinne hat, wittern, und die Vorempfindung dessen, was sie, als Epopten, in mystischer

\*) Man hat neuerlich zwischen etwas ahnen und ahnden einen Unterschied machen wollen; allein das erstere ist kein deutsches Wort und es bleibt nur das letztere. — Ahnden bedeutet so viel als gedenken. Es ahndet mir heißt, es schwebt etwas meiner Erinnerung dunkel vor; etwas ahnden, bedeutet jemandes That ihm im Bösen gedenken (d. i. sie bestrafen). Es ist immer derselbe Begriff, aber anders gewandt.

scher Anschauung erwarten, so eben entschleiert zu sehen glauben. — Der Bergschotten ihr zweytes Gesicht, mit welchem erstliche unter ihnen einen am Mastbaum Aufgesknüpften zu sehen glauben, von dessen Tode sie, wenn sie wirklich in den entferneten Hafen eingelaufen sind, die Nachricht erhalten zu haben vorgeben, gehört auch in diese Classe der Bezauberungen.

C.

Von der Wahrsagergabe.

(Facultas diuinatrix.)

§. 33. Vorhersagen, wahrsagen und weissagen sind darin unterschieden: daß das erstere im Vorhersehen nach Erfahrungsgesetzen (mithin natürlich), das zweyten bekannten Erfahrungsgesetzen entgegen (widernatürlich), das dritte aber Eingebung einer von der Natur unterschiedenen Ursache (übernatürlich) ist, oder dafür gehalten wird, deren Fähigkeit, weil sie von dem Einflusse eines Gottes herzurühren scheint, auch das eigentliche Divinationsvermögen genannt wird (denn uneigentlich wird jede scharfsinnige Errathung des Künftigen auch Divination genannt).

Wenn es von jemanden heißt: er wahrsagt dieses oder jenes Schicksal, so kann dieses eine ganz natürliche Geschiedlichkeit anzeigen. Von dem aber, der hierinn eine übernatürliche Einsicht vorgiebt, muß es heißen er

wahrsagert; wie die Zigeuner von Hinduischer Abstammung, die das Wahrsagen aus der Hand, Planetenlesen nennen; oder die Astrologen und Schakgräber, denen sich auch die Goldmacher anschließen, über welche alle im Griechischen Alterthum die Pythia, zu unserer Zeit aber der lumpigte sibirische Schaman hervorragt. Die Wahrsagungen der Ausvizen und Haruspizen der Römer hatten nicht sowohl die Entdeckung des verborgenen im Laufe der Begebenheiten der Welt, als vielmehr des Willens der Götter, dem sie sich ihrer Religion gemäß zu fügen hatten, zur Absicht — Wie aber gar die Poeten dazu kamen, sich auch für begeistert (oder besessen) und für wahrsagend (vates) zu halten, und in ihren dichterischen Anwendungen (furor poeticus) Einfaltungen zu haben, sich berühmen konnten, kann nur dadurch erklärt werden: daß der Dichter, nicht so wie der Prosaeredner, bestellte Arbeit mit Ruhe verfertigt, sondern den günstigen Augenblick seiner ihn anwandelnden inneren Sinnesstimmung haschen muß, in welchem ihm lebendige und kräftige Bilder und Gefühle von selbst zu strömen, und er hiebey sich gleichsam nur leidend verhält; wie es denn auch schon eine alte Bemerkung ist, daß dem Genie eine gewisse Dosis von Tollheit beigemischt sey. Hierauf gründet sich auch der Glaube an Orakelsprüche, die in den blind gewählten Stellen berühmter (gleichsam durch Eingebung getriebener) Dichter vermuthet wurden (sortes Virgilianae); ein dem Schaklästlein der neueren Frömmeler ähnliches Mittel, den Willen des Himmels zu entdecken; oder auch die Auslegung Sybillinischer Bücher, die den Römern das Staatsgeschick vorherrverkündigt haben sollen, und deren

sie,

ſie, leider! durch überlangewandte Knickerey zum Theil verluſtig geworden ſind.

Alle Weiſſagungen, die ein unablenkbares Schickſal eines Volks vorhervorkündigen, was doch von ihm ſelbſt verſchuldet, mithin durch ſeine freye Willkühr herbeygeführt ſeyn ſoll, haben, außer dem, daß das Vorherwiſſen ihm unnütz iſt, weil es ihm doch nicht entgehen kann, das Ungereimte an ſich, daß in dieſem unbedingten Verhängniß (*decretum abſolutum*) ein Freyheitsmechanismus gedacht wird, wovon der Begriff ſich ſelbſt widerſpricht.

Das Aeufferſte der Ungereimtheit, oder des Betrugs, im Wahrfagen war wohl dies, daß ein Werrückter für einen Seher (unſichtbarer Dinge) gehalten wurde; als ob aus ihm gleichſam ein Geiſt rede, der die Stelle der Seele, die ſo lange von der Behauſung des Körpers Abſchied genommen habe, vertrete; und daß der arme Seelentrante (oder auch nur epileptiſche) für einen *Enesgumenen* (Beſeſſenen) galt, und er, wenn der ihn beſitzende Dämon für einen guten Geiſt gehalten wurde, bey den Griechen ein *Wantis*, deſſen Ausleger aber *Prophet* hieß. — Alle Thorheit mußte erſchöpft werden, um das Künſtige, deſſen Vorausſehung uns ſo ſehr intereſſirt, mit Ueberſprungung aller Stufen, welche vermittelſt des Verſtandes durch Erfahrung dahin führen möchten, in unſeren Beſitz zu bringen. O, *curas hominum!*

Es giebt ſonſt keine ſo ſichere und doch in ſo große Weite hinaus erſtreckte Wahrfagungswiſſenſchaft, als die

der Astronomie, welche die Umwälzungen der Himmelskörper ins Unendliche vorhervorkündigt. Aber das hat doch nicht hindern können, daß sich nicht bald eine Mystik hinzugesellet hat, welche nicht etwa, wie die Vernunft es verlangt, die Zahlen der Weltepochen von den Begebenheiten, sondern umgekehrt die Begebenheiten von gewissen Zahlen abhängig machen wollte und so die Chronologie selbst, eine so nothwendige Bedingung aller Geschichte, in eine Fabel verwandelte.

### Von der unwillkürlichen Dichtung im gesunden Zustande, d. i. vom Traume.

§. 34. Was Schlaf, was Traum, was Somnambulismus (wozu auch das laute Sprechen im Schlaf gehört, seiner Naturbeschaffenheit nach sey, zu erforschen, ist außerhalb dem Felde einer pragmatischen Anthropologie gelegen; denn man kann aus diesem Phänomen keine Regeln des Verhaltens im Zustande des Träumens ziehen; indem diese nur für den Wachenden gelten, der nicht träumen oder gedankenlos schlafen will. Und das Urtheil jenes griechischen Kaisers, der einen Menschen, welcher seinen Traum, er habe den Kaiser umgebracht, seinen Freunden erzählte, zum Tode verurtheilte, unter dem Vorwand, „es würde ihm nicht geträumt haben, wenn er nicht im Wachen damit umgegangen wäre“ ist der Erfahrung zuwider und grausam. „Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; schlafen wir aber, so hat ein jeder seine eigene.“ — Das Träumen scheint zum Schlafen so nothwendig zu gehören, daß Schlafen und Sterben einerley seyn würde, wenn

Wenn der Traum nicht als eine natürliche, obzwar unwillkürliche Agitation der inneren Lebensorgane, durch die Einbildungskraft hinzukäme. So erinnere ich mich sehr wohl, wie ich als Knabe, wenn ich mich, durch Spiel so ermüdet, zum Schlafe hinlegte, im Augenblick des Einschlafens durch einen Traum, als ob ich ins Wasser gefallen wäre, und dem Versinken nahe, im Kreise herumgedreht würde, schnell erwachte, um aber bald wieder und ruhiger einzuschlafen, vermuthlich weil die Thätigkeit der Brustmuskeln im Athemholen, welches von der Willkühr gänzlich abhängt, nachläßt, und so, mit der Ausbleibung des Athemholens, die Bewegung des Herzens gehemmt, dadurch aber die Einbildungskraft des Traums wieder ins Spiel versetzt werden muß. — Dahin gehört auch die wohlthätige Wirkung des Traums beim sogenannten Alp drücken (incubus). Denn, ohne diese fürchterliche Einbildung von einem uns drückenden Gespenst und der Anstrengung aller Muskelkraft sich in eine andere Lage zu bringen, würde der Stillstand des Bluts dem Leben geschwind ein Ende machen. Eben darum scheint die Natur es so eingerichtet zu haben, daß bey weitem die mehresten Träume Beschwerlichkeiten und gefährvolle Umstände enthalten; weil dergleichen Vorstellungen die Kräfte der Seele mehr aufreizen, als wenn alles nach Wunsch und Willen geht. Man träumt oft, sich nicht auf seine Füße erheben zu können, oder sich zu verirren, in einer Predigt stecken zu bleiben, oder aus Vergesseneheit statt der Perücke in großer Versammlung eine Nachtmütze auf dem Kopfe zu haben, oder daß man in der Luft nach Belieben hin und her schweben könne, oder im frühlichen Lachen, ohne zu wissen warum, aufwache. —

Wie es zugehe, daß wir oft im Traume in die längst vergangene Zeit verlegt werden, mit längst Verstorbenen sprechen, dieses selbst für einen Traum zu halten versucht werden, aber doch diese Einbildung für Wirklichkeit zu halten uns gendthigt sehen, wird wohl immer unerklärt bleiben. Man kann aber wohl für sicher annehmen, daß kein Schlaf ohne Traum seyn könne, und wer nicht ges träumt zu haben wähnt, seinen Traum nur vergessen habe.

### Von dem Bezeichnungsvermögen.

(Facultas signatrix.)

§. 35. Das Vermögen der Erkenntniß des Gegens wärtigen, als Mittel der Verknüpfung der Vorstellung des Vorhergesehenen mit der des Vergangenen, ist das Bezeichnungsvermögen. — Die Handlung des Gemüths diese Verknüpfung zu bewirken, ist die Bezeichnung (signatio), die auch das Signaliren genannt wird, von der nun der größere Grad die Auszeichnung genannt wird.

Gestalten der Dinge (Anschauungen), so fern sie nur zu Mitteln der Vorstellung durch Begriffe dienen, sind Symbole, und das Erkenntniß durch dieselbe heißt symbolisch oder figürlich (speciosa). — Charactere sind noch nicht Symbole; denn sie können auch blos mittelbare (indirecte) Zeichen seyn, die an sich nichts bedeuten, sondern nur durch Beygefellung auf Anschauungen und durch diese auf Begriffe führen; daher das symbolische Erkenntniß nicht der intuitiven sondern der discursiven entgegengesetzt werden muß,

in

in welcher letzteren das Zeichen (character) den Begriff nur als Wächter (custos) begleitet, um ihn gelegentlich zu reproduciren. Das symbolische Erkenntniß ist also nicht der intuitiven (durch sinnliche Anschauung) sondern der intellectuellen (durch Begriffe) entgegengesetzt. Symbole sind blos Mittel des Verstandes, aber nur indirect, durch eine *Analogie* mit gewissen Anschauungen, auf welche der Begriff desselben angewandt werden kann, um ihm durch Darstellung eines Gegenstandes Bedeutung zu verschaffen.

Wer sich immer nur symbolisch ausdrücken kann, hat noch wenig Begriffe des Verstandes, und das so oft bewunderte der lebhaften Vorstellung, welche die Wilden, (bisweilen auch die vermeinten Weisen in einem noch rohen Volk) in ihren Reden hören lassen, ist nichts als Armuth an Begriffen und daher auch an Wörtern, sie auszudrücken: z. B. wenn der Americanische Wilde sagt: „Wir wollen die Streitart begraben“ so heißt das so viel als: Wir wollen Friede machen, und in der That haben die alten Gesänge, vom Homer an bis zum Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten, das Glänzende ihres Vortrags blos dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken.

Die wirklichen, den Sinnen vorliegenden Welterscheinungen (mit *Schwedenborg*) für bloßes Symbol einer im Rückhalt verborgenen intelligibelen Welt ausgehen, ist *Schwärmerey*. Aber in den Darstellungen der zur Moralität, welche das Wesen aller Religion ausmacht, mithin zur reinen Vernunft gehörigen, Begriffe  
(Ideen



(Ideen genannt), das Symbolische vom Intellectuellen (Gottesdienst von Religion), die, zwar einige Zeit hindurch nützliche und nöthige Hülle, von der Sache selbst zu unterscheiden, ist Aufklärung; weil sonst ein Ideal (der reinen practischen Vernunft) gegen ein Idol vertauscht und der Endzweck verfehlt wird. — Daß alle Völker der Erde mit dieser Vertauschung angefangen haben, und daß, wenn es darum zu thun ist, was ihre Lehrer selbst, bey Abfassung ihrer heiligen Schriften wirklich gedacht haben, man sie alsdann, nicht symbolisch, sondern buchstäblich auslegen müsse, ist nicht zu streiten; weil es unredlich gehandelt seyn würde, ihre Worte zu verdrehen. Wenn es aber nicht blos um die Wahrhaftigkeit des Lehrers, sondern auch und zwar wesentlich, um die Wahrheit der Lehre zu thun ist, so kann und soll man diese, als bloße symbolische Vorstellungsart, durch eingeführte Förmlichkeit und Gebräuche jene practischen Ideen zu begleiten, auslegen; weil sonst der intellectuelle Sinn, der den Endzweck ausmacht, verlohren gehen würde.

§. 36. Man kann die Zeichen in willkührliche (Kunst:), in natürliche und in Wunderzeichen eintheilen.

A. Zu den ersteren gehören 1. die der Gebehrdung (mimische, die zum Theil auch natürliche sind). 2. Schriftzeichen (Buchstaben, welche Zeichen für Laute sind). 3. Tonzeichen (Noten). 4. Zwischen Einzelnen verabredete Zeichen, blos fürs Gesicht (Ziffern). 5. Standeszeichen freyer, mit erblichem  
Wort

Vorrang beehrter Menschen (Wappen). 6. Dienstzeichen, in gesetzlicher Bekleidung (Uniform und Livree). 7. Ehrenzeichen des Dienstes (Ordensbänder). 8. Schandzeichen (Brandmark u. d. g.) — Dazu gehören in Schriften die Zeichen der Verweilung, der Frage oder des Affects, der Bewunderung (die Interpunctionen).

Alle Sprache ist Bezeichnung der Gedanken und umgekehrt die vorzüglichste Art der Gedankenbezeichnung ist die durch Sprache, diesem größten Mittel, sich selbst und andere zu verstehen. Denken ist reden mit sich selbst (die Indianer auf Otahite nennen das Denken: die Sprache im Bauch), folglich sich auch innerlich (durch reproductive Einbildungskraft) hören. Dem Taubgehörnen ist kein Sprechen ein Gefühl des Spiels seiner Lippen, Zunge und Kinnbakens, und es ist kaum möglich, sich vorzustellen, daß er bey seinem Sprechen etwas mehr thue, als ein Spiel mit körperlichen Gefühlen zu treiben, ohne eigentliche Begriffe zu haben und zu denken. — Aber auch die, so sprechen und hören können, verstehen darum nicht immer sich selbst oder Andere, und an dem Mangel des Bezeichnungsvermögens, oder dem fehlerhaften Gebrauch desselben (da Zeichen für Sachen und umgekehrt genommen werden) liegt es, vornehmlich in Sachen der Vernunft, daß Menschen, die der Sprache nach einig sind, in Begriffen himmelweit von einander abstehen; welches nur zufälligerweise, wenn ein jeder nach dem feintigen handelt, offenbar wird.

B. Zwey,

B. Zweytens: was die natürlichen Zeichen betrift, so ist der Zeit nach das Verhältniß der Zeichen zu den bezeichneten Sachen entweder demonstrativ, oder rememorativ, oder prognostisch.

Der Pulsschlag bezeichnet dem Arzt den gegenwärtigen fieberhaften Zustand des Patienten, wie der Rauch das Feuer. Die Reagentien entdecken dem Chymiker die im Wasser befindlichen verborgenen Stoffe, so wie die Wetterfahne den Wind u. s. w. Ob aber das Erröthen das Bewußtseyn der Schuld, oder vielmehr ein zartes Ehrgefühl, auch nur eine Zumuthung von etwas, dessen man sich zu schämen hätte, erdulden zu müssen verrathe, ist in vorkommenden Fällen ungewiß.

Grabhügel und Mausoleen sind Zeichen des Andenkens an Verstorbene. Eben so, oder auch zum immers währenden Andenken der vormaligen großen Macht eines Königs, Pyramiden. — Die Muschelschichten in weit von der See gelegenen Landgegenden, oder die Löcher der Nholaden in den hohen Alpen, oder vulkanische Ueberschleissel, wo jetzt kein Feuer aus der Erde hervorbricht, bezeichnen uns den alten Zustand der Welt und begründen eine Archäologie der Natur: freylich nicht so anschaulich, als die vernarbten Wunden des Kriegers. — Die Ruinen von Palmyra, Balbeck und Persepolis sind sprechende Denkzeichen des Kunstzustandes alter Staaten, und traurige Merkmale vom Wechsel aller Dinge.

Die prognostischen Zeichen interessieren unter allen am meisten; weil in der Reihe der Veränderungen die Gegenwart nur ein Augenblick ist, und der Bestimmung:

rungsgrund des Begehrungsvermögens das Gegenwärtige nur um der künftigen Folgen willen (ob futura consequentia) beherzigt, und auf diese vorzüglich aufmerksam macht. — In Ansehung künftiger Weltbegebenheiten findet sich die sicherste Prognose in der Astronomie; sie ist aber kindisch und phantastisch, wenn die Sterngestalten, Verbindungen und veränderte Planetenstellungen als allegorische Schriftzeichen am Himmel von bevorstehenden Schicksalen des Menschen (in der Astrologia judicaria) vorgestellt werden.

Die natürlichen prognostischen Zeichen einer bevorstehenden Krankheit, oder Genesung, oder (wie die facies Hippocratica) des nahen Todes, sind Erscheinungen, die, auf lange und öftere Erfahrung gegründet, auch nach der Einsicht des Zusammenhanges derselben, als Ursachen und Wirkungen, dem Arzt zur Leitung in seiner Kur dienen; dergleichen die kritischen Tage sind. Aber die von den Römern in staatskluger Absicht veranstalteten Augurien und Haruspizinen, waren ein durch den Staat geheiligter Aberglaube, um in gefährlichen Zeitläuften das Volk zu lenken.

C. Was die Wunderzeichen (Begebenheiten in welchen die Natur der Dinge sich umkehre) betrifft, so sind außer denen, aus welchen man sich jetzt nichts macht, (den Mißgeburten unter Menschen und Vieh), die Zeichen und Wunder am Himmel; die Kometen, in hoher Luft schließende Luftbälle, Nordlichter, ja selbst Sonnens und Mondfinsternisse, wenn vornehmlich sich mehrere solcher Zeichen zusammenfinden, und wohl gar von Krieg, Pest

West u. d. g. begleitet werden, Dinge, die dem erschrockenen großen Haufen den nicht weit mehr entfernten jüngsten Tag und das Ende der Welt vorher zu verkündigen dünken.

### Anhang.

Ein wunderliches Spiel der Einbildungskraft mit dem Menschen, in Verwechslung der Zeichen mit Sachen, in jene eine innere Realität zu setzen, als ob diese sich nach jenen richten müßten; verlohrt sich hier noch zu bemerken. — Da der Mondlauf nach den 4 Aspecten (dem Neulicht, ersten Viertel, Volllicht und letzten Viertel) in ganzen Zahlen nicht genauer als in 28 Tagen (und der Thierkreis daher von den Arabern in die 28 Häuser des Mondes) eingetheilt werden, von denen ein Viertel 7 Tage ausmacht, so hat die Zahl sieben dadurch eine mystische Wichtigkeit bekommen, so, daß auch die Welterschöpfung sich nach derselben hat richten müssen; vornehmlich da es (nach dem Ptolemäischen System) sieben Planeten, wie sieben Töne auf der Tonleiter; sieben einfache Farben im Regenbogen und sieben Metalle geben sollte. — Hieraus sind denn auch die Stufenjahre ( $7 \times 7$ , und, weil 9 bey den Indiern auch eine mystische Zahl ist,  $7 \times 9$ , imgleichen  $9 \times 9$ ) entstanden, bey deren Schluß das menschliche Leben in großer Gefahr seyn soll, und die 70 Jahrwochen (490 Jahr) machen auch wirklich in der jüdisch-christlichen Chronologie nicht allein die Abschnitte der wichtigsten Veränderungen (zwischen dem Ruf Gottes an Abraham und der Geburt Christi) aus; sondern bestims

bestimmen auch ganz genau die Gränzen desselben gleichsam a priori, als ob sich nicht die Chronologie nach der Geschichte, sondern, umgekehrt, die Geschichte nach der Chronologie richten müßte.

Aber auch in anderen Fällen wird es Gewohnheit, die Sachen von Zahlen abhängig zu machen. Ein Arzt, dem der Patient durch seinen Diener ein Gratia schickt, wenn er bey Aufwickelung des Papiers darinn elf Ducaten findet, wird in den Argwohn gerathen, daß dieser wohl einen mächte unterschlagen haben; denn warum nicht ein Duzend voll? Wer auf einer Auction Porcellangeschirr von gleicher Fabrication kauft, wird weniger bieten, wenn es nicht ein volles Duzend ist, und wären es dreyzehn Teller, so wird er auf den dreyzehnten nur so fern einen Werth setzen, als er dadurch gesichert wird, wenn auch einer zerbrochen würde, doch jene Zahl voll zu haben. Da man aber seine Gäste nicht zu Duzenden einladet, was kann es interessiren, dieser geraden Zahl einen Vorzug zu geben? Ein Mann vermachte im Testament seinem Better elf silberne Löffel und setzte hinzu zu: „warum ich ihm nicht den zwölften vermache, wird er selbst am besten wissen“ (der junge läderliche Mensch hatte an jenes seinem Tisch einen Löffel heimlich in die Tasche gesteckt, welches jener wohl bemerkte, aber ihn damals nicht beschämen wollte). Bey Eröffnung des Testaments konnte man leicht errathen, was die Meynung des Erblassers war, aber nur aus dem angenehmen Vorurtheil, daß nur das Duzend eine volle Zahl sey. — Auch die zwölf Zeichen des Thierkreises (welcher Zahl analogisch die 12 Richter in England angenommen zu seyn

seyn scheinen) haben eine solche mystische Bedeutung erhalten. In Italien, Deutschland, vielleicht auch anders wo, wird eine Tischgesellschaft von gerade 13 Gästen für ominös gehalten; weil man wähnt, daß alsdann einer von ihnen, wer es auch sey, das Jahr sterben werde: so wie an einer Tafel von 12 Richtern der 13te, der sich darunter befindet, kein anderer als der Delinquent seyn könne, der gerichtet werden soll. (Ich habe mich selbst einmal an einer solchen Tafel befunden, wo die Frau des Hauses beim Niedersetzen diesen vermeynten Uebelstand bemerkte, und insgeheim ihren darin befindlichen Sohn aufzustehen und in einem anderen Stimmer zu essen befohl; damit die Fröhlichkeit nicht gestört würde). — Aber auch die bloße Größe der Zahlen, wenn man der Sachen, die sie bezeichnen, genug hat, erregen bloß dadurch, daß sie im Zählen nicht einen der Decadit gemäßen (folglich an sich willkürlichen) Abschnitt füllen, Bewunderung. So soll der Kayser von China eine Flotte von 9999 Schiffen haben, und man fragt sich bey dieser Zahl ingeheim: warum nicht noch eins mehr? obgleich die Antwort seyn könnte: weil diese Zahl Schiffe zu seinem Gebrauch hinreichend ist; im Grunde aber ist die Absicht der Frage nicht auf den Gebrauch, sondern bloß auf eine Art von Zahlenmystik gestellt. — Aerger, obzwar nicht ungewöhnlich, ist: daß jemand, der durch Kargen und Betrügen es auf einen Reichthum von 90000 Thaler baar gebracht hat, nun keine Ruhe hat als bis er 100000 voll besitze, ohne sie zu brauchen, und darüber sich vielleicht an Galgen, wo nicht erwirbt, wenigstens doch verdient.

Zu welchen Kinderereyen sinkt nicht der Mensch selbst in seinem reifen Alter hinab, wenn er sich am Leitseil der  
Sinns

Sinnlichkeit führen läßt! Wir wollen jetzt sehen, um wie viel oder wenig er es besser mache; wenn er unter der Beleuchtung des Verstandes seinen Weg verfolgt.

Vom Erkenntnißvermögen so fern es auf Verstand gegründet wird.

### E i n t h e i l u n g.

§. 37. Verstand, als das Vermögen zu denken (durch Begriffe sich etwas vorzustellen), wird auch das obere Erkenntnißvermögen (zum Unterschiede von der Sinnlichkeit, als des unteren) genannt, darum, weil das Vermögen der Anschauungen (reiner oder empirischer) nur das Einzelne in Gegenständen, dagegen das der Begriffe das Allgemeine der Vorstellungen derselben, die Regel, enthält, der das Mannigfaltige des sinnlichen Anschauungen untergeordnet werden muß; um Einheit zur Erkenntniß des Objectes hervorzubringen. — Vornehmer ist also zwar freylich der Verstand als die Sinnlichkeit, mit der sich die verstandlosen Thiere nach eingepflanzten Instincten schon nothdürftig behelfen können; so wie ein Völk ohne Oberhaupt; statt dessen ein Oberhaupt ohne Völk (Verstand ohne Sinnlichkeit) gar nichts vermag. Es ist also zwischen beyden kein Rangstreit, obgleich der eine ein Oberer und der andere als Unterer betitelt wird.

Es wird aber das Wort Verstand auch in besonderer Bedeutung genommen: da er nämlich als ein Glied der Eintheilung mit zwey anderen dem Verstande in allgemeiner Bedeutung untergeordnet wird, und da besteht



das obere Erkenntnißvermögen (materialiter, d. i. nicht für sich allein, sondern in Beziehung aufs Erkenntniß der Gegenstände betrachtet) aus Verstand, Urtheilskraft und Vernunft. — Laßt uns jetzt Beobachtungen über den Menschen anstellen; wie einer von dem andern in diesen Gemüthsgaben, oder deren gewohnten Gebrauch oder Mißbrauch, unterschieden ist, erstlich in einer gesunden Seele; dann aber auch in der Gemüthskrankheit.

### Anthropologische Vergleichung der drey oberen Erkenntnißvermögen mit einander.

§. 38. Ein richtiger Verstand ist der: welcher nicht sowohl durch Vielheit der Begriffe schimmernd ist, als vielmehr durch Angemessenheit derselben zur Erkenntniß des Gegenstandes, also zur Auffassung der Wahrheit das Vermögen und die Fertigkeit enthält. Mancher Mensch hat viel Begriffe im Kopf, die insgesammt auf Ähnlichkeit mit dem, was man von ihm vernehmen will, hinauslaufen, aber mit dem Object und der Bestimmung desselben doch nicht zutreffen. Er kann Begriffe von großem Umfange haben, ja auch von besondern Begriffen seyn. Der richtige Verstand, welcher für Begriffe der gemeinen Erkenntniß zulangt, heiße der gesunde (fürs Haus hinreichende) Verstand. Er sagt mit dem Wachmeister bey Juvenal: *Quod sapio satis est mihi, non ego curo — esse quod Arcefilas aerumnosique Solones*). Es versteht sich von selber, daß die Naturgabe eines bloß geraden und richtigen Verstandes sich selbst, in Ansehung des Umfanges des ihm zuge-

zugemutheten Wissens, einschränken, und der damit be-  
gabte bescheiden verfahren wird.

§. 39. Wenn unter dem Worte Verstand das Ver-  
mögen der Erkenntniß der Regeln (und so durch Begriffs-  
se) überhaupt gemeynt wird, so, daß er das ganze ober-  
e Erkenntnißvermögen in sich faßt, so sind darunter  
nicht diejenigen Regeln zu verstehen, nach welchen die  
Natur den Menschen in seinem Verfahren leitet, wie  
es bey den durch Naturinstinct getriebenen Thieren ge-  
schieht, sondern nur solche, die er selbst macht. Was  
er bloß lernt, und so dem Gedächtniß anvertraut, das ver-  
richtet er nur mechanisch (nach Befehlen der reproductiven  
Einbildungskraft) und ohne Verstand. Ein Bedienter,  
der bloß ein Compliment nach einer bestimmten Formel  
abzustatten hat, braucht keinen Verstand, d. i. er hat  
nicht nöthig selbst zu denken, aber wohl, wenn er in Ab-  
wesenheit seines Herrn, dessen häusliche Angelegenheit  
zu besorgen hat; wobey mancherley nicht buchstäblich vor-  
zuschreibende Verhaltensregeln nöthig werden dürften.

Ein richtiger Verstand, geübte Urtheilskraft,  
und gründliche Vernunft, machen den ganzen Umfang  
des intellectuellen Erkenntnißvermögens aus, vornehm-  
lich sofern dieses auch als Nützigkeit zu Beförderung des  
practischen, d. i. zu Zwecken, beurtheilt wird.

Ein richtiger Verstand ist der gesunde Verstand, so  
fern er Angemessenheit der Begriffe zum Zwecke  
ihres Gebrauchs enthält. So wie nun Zulänglichkeit  
(sufficiencia) und Abgemessenheit (praecisio) verei-

nigt, die Angemessenheit, d. i. die Beschaffenheit des Begriffs ausmacht, nicht mehr auch nicht weniger, als der Gegenstand erfordert, zu enthalten (conceptus rem adaequans): so ist ein richtiger Verstand unter den intellectuellen Vermögen das erste und vornehmste; weil er mit den wenigsten Mitteln seinem Zweck ein Gnüge thut.

Arglist, der Kopf zur Intrigue, wird oft für großen, obwohl mißbrauchten Verstand gehalten; aber er ist gerade nur die Denkungsart sehr eingeschränkter Menschen, und von der Klugheit, deren Schein sie an sich hat, sehr unterschieden. Man kann nur einmal den Treuherszigen hintergehen; was dann der eigenen Absicht des Listigen in der Folge sehr nachtheilig wird.

Der unter gemeinere Befehlen stehende Haus- oder Staatsdiener braucht nur Verstand zu haben; der Officier, dem für das ihm aufgetragene Geschäfte nur die allgemeine Regel vorgeschrieben und nun überlassen wird, was in vorkommendem Falle zu thun sey, selbst zu bestimmen, bedarf Urtheilskraft; der General, der die möglichen Fälle beurtheilen und für sie sich die Regel selbst ausdenken soll, muß Vernunft besitzen. — Die zu diesen verschiedenen Vortehrungen erforderlichen Talente sind sehr verschieden. „Mancher glänzt auf der zweyten Stufe, welcher auf der obersten unsichtbar wird“ (Tel brille au second rang qui s'eclipse au premier).

Kluge In ist nicht Verstand haben, und, wie Christina von Schweden Maximen zur Schau aufstellen, zeigen

gen welche doch ihre That im Widerspruche ist, heißt nicht vernünftig seyn. — Es ist hienit, wie mit der Antwort des Grafen Rochester, die er dem Englischen Könige Carl II, gab, bewandt, als dieser ihn in einer tief nachdenkenden Stellung antraf und fragte; Was sinnet ihr denn so tief nach? — Antw.: „Ich mache Ewr. Maj. die Grabschrift.“ — Fr: Wie lautet sie? Antw.: „Hier ruht König Carl II. welcher in seinem Leben viel Ringes gesagt und nie was Ringes gethan hat.“

In Gesellschaft stumm seyn, und nur dann und wann ein ganz gemeines Urtheil fallen lassen, sieht aus wie verständig seyn, so wie ein gewisser Grad Grobheit für (alte deutsche) Ehrlichkeit ausgegeben wird.

Der natürliche Verstand kann nun noch durch Belehrung mit vielen Begriffen bereichert und mit Regeln ausgestattet werden; aber das zweyte intellectuelle Vermögen, nämlich das der Unterscheidung, ob etwas ein Fall der Regel sey oder nicht, die Urtheilskraft (Judicium) kann nicht belehrt, sondern nur geübt werden; daher ihr Wachsthum Reife, und derjenige Verstand heißt, der nicht vor Jahren kommt. Es ist auch leicht einzusehen, daß dieß nicht anders seyn könne; denn Belehrung geschieht durch Mittheilung der Regeln. Sollte es also Lehren für die Urtheilskraft geben, so müßte es allgemeine Regeln geben, nach welchen man unterscheiden könnte, ob etwas der Fall der Regel sey oder nicht: welches eine Rückfrage ins Unendliche abgiebt. Dieß ist also

ist die Vernunft, von der man sagt, daß er nicht vor  
von Jahren kommt; der auf eigener langen Erfahrung  
gegründet ist und dessen Urtheil eine französische Repu-  
tation bey dem Kaiser der sogenannten Weltweisen sucht.

Das Vermögen, welches nur auf das geht, was  
moralisch ist, was sich schickt, und was sich geziemt (für  
vernünftige, theoretische und practische Urtheilskraft), ist  
nicht so schimmernd, als dasjenige, welches erweiternd  
ist; denn es geht blos dem gesunden Verstande zur Seite  
und nicht ein Verbund zwischen diesem und der Vernunft.

§ 40. Wenn man Verstand das Vermögen der  
Regeln, die Urtheilskraft das Vermögen das Besondere,  
sofern es ein Fall dieser Regel ist, aufzufinden ist, so ist  
die Vernunft das Vermögen, von dem Allgemeinen  
das Besondere abzuleiten und dieses letztere also nach  
Principien und als notwendig vorzustellen. Man  
kann sie also auch durch das Vermögen nach Grundsätzen  
zu urtheilen und (in practischer Rücksicht) zu handeln,  
erklären. Zu jedem moralischen Urtheile (mithin  
auch der Rechtigkeit) bedarf der Mensch Vernunft und kann  
sich nicht auf Sanktionen und eingeführte Gebräuche  
stützen. Ideen sind Vernunftbegriffe, denen kein  
Gegenstand in der Erfahrung adäquat gegeben werden  
kann. Sie sind weder Anschauungen (wie die von Raum  
und Zeit), noch Gefühle (wie die Glückseligkeitslehre sie  
hält), welche beyde zur Sinnlichkeit gehören; sondern  
Begriffe von einer Vollkommenheit, der man sich zwar  
immer nähern, sie aber nie vollständig erreichen kann.

Ber

Vernunftley (ohne gesunde Vernunft) ist ein den Endzweck vorbegehender Gebrauch der Vernunft, theils aus Unvernügen, theils aus Verfehlung des Gesichtspunktes. Mit Vernunft rasen heißt: der Form seiner Gedanken nach zwar nach Principien verfahren, der Materie aber oder dem Zwecke nach, die diesem gerade entgegengesetzten Mittel anwenden.

Subalternen müssen nicht vernunftlos (Erschafften), weil ihnen das Princip, wornach gehandelt werden soll, oft vorgelegt werden muß, wenigstens unbekannt bleibt von dem Befehlshaber (General) aber, muß Vernunft haben; weil ihm nicht für jeden vorkommenden Fall Instruction gegeben werden kann. Daß aber der sogenannte Laye (Laicus) in Sachen der Religion, da diese als Moral angewandt werden muß, sich seiner eignen Vernunft nicht bedienen, sondern dem bestellten Geistlichen (Clericus), mithin fremder Vernunft, folgen sollte, ist ungerath zu verlangen; da im Moralische jeder seine Thun und Lassen selbst verantworten muß, und der Geistliche die Verantwortlichkeit darüber nicht auf seine eigene Gefahr übernehmen wird, oder es auch nur kann.

In diesen Fällen aber sind die Menschen geneigt, mehr Sicherheit für ihre Person darin zu setzen, daß sie sich alles eignen Vernunftgebrauchs begeben, und sich passiv und gehorsam unter eingeführte Satzungen heiliger Männer fügen. Dies thun sie aber nicht so wohl aus dem Gefühl ihres Unvernügens in Einklang (denn das Wesentliche aller Religion ist doch Moral, die jedem Menschen

sehen bald von selbst einleuchtet), sondern aus Arglist, theils um, wenn etwa hiebey gefehlt seyn möchte, die Schuld auf andere schieben zu können, theils und vornehmlich um jenem Wesentlichen (der Herzensänderung), welches viel schwerer ist als Cultus, mit guter Art auszuweichen.

Weisheit, als die Idee vom geschmäsigtvollkommenen practischen Gebrauch der Vernunft, ist wohl zu viel von Menschen gefordert; aber auch selbst dem mindesten Grade nach kann sie ein anderer ihm nicht eingieken, sondern er muß sie aus sich selbst herausbringen. Die Vorschrift, dazu zu gelangen, enthält drey dahin führende Maximen: 1) Selbstdenken, 2) sich (in der Mittheilung mit Menschen) an die Stelle des Anderen zu denken, 3) jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.

Das Zeitalter der Selangung des Menschen zum vollständigen Gebrauch seiner Vernunft kann in Ansehung seiner Geschicklichkeit (Kunstvermögens zu heilseliger Absicht) etwa ins zwanzigste, das in Ansehung der Klugheit (andere Menschen zu seinen Absichten zu brauchen) ins vierzigste, endlich das der Weisheit etwa im sechzigsten anberaumt werden; in welcher letzteren Epoche aber so mehr negativ ist, alle Thorheiten der beyden ersteren einzusehen; wo man sagen kann: „es ist Schade alsdann sterben zu müssen, wenn man nun allererst gelernt hat, wie man recht gut hätte leben sollen,“ und wo selbst dieses Urtheil noch selten ist; indem die Anhänglichkeit am Leben desto stärker wird, je weniger es, sowohl im Thun als Gemüthen, Werth hat.

§. 41. So wie das Vermögen zum Allgemeinen (der Regel) das Besondere auszufinden Urtheilskraft, so ist dasjenige; zum Besondern das Allgemeine auszufinden, der *Witz* (*ingenium*). Das erstere geht auf Bemerkung der Unterschiede unter dem Mannigfaltigen zum Theil Identischen; das zweyte auf die Identität des Mannigfaltigen zum Theil verschiedenen. — Das vorzüglichste Talent in beeyden ist, auch die kleinste Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten zu bemerken. Das Vermögen dazu ist *Scharfsinnigkeit* (*acumen*) und Bemerkungen dieser Art heißen *Subtilitäten*; welche, wenn sie doch die Erkenntniß nicht weiter bringen, leere *Spitzfindigkeiten* oder eitle *Bernunftlehen* (*vanas argutiones*) heißen, und, obgleich eben nicht unwahr, doch unnütze Verwendung des Verstandes überhaupt sich zu Schulden kommen lassen. — Also ist die *Scharfsinnigkeit* nicht bloß an die Urtheilskraft gebunden, sondern kommt auch dem *Witze* zu; nur daß sie im erstern Fall mehr der *Genauigkeit* halber (*cognitio exacta*), im zweyten des *Reichtums* des guten Kopfs wegen, als verdienstlich betrachtet wird; weshalb auch der *Witz* *blühend* genannt wird, und wie die Natur in ihren Blumen mehr ein Spiel, dagegen in den Früchten ein Geschäft zu treiben scheint, so wird das Talent, was in diesem angetroffen wird, für geringer im Rang (nach den Zwecken der Vernunft), als das beurtheilt, was der ersteren zukommt. — Der gemeine und gesunde Verstand macht weder Anspruch auf *Witz* noch auf *Scharfsinnigkeit*: welche eine Art von Luxus der Köpfe abgeben, da hingegen jener sich auf das wahre Bedürfniß einschränkt.

Von



## Von den Schwächen und Krankheiten der Seele in Ansehung ihres Erkenntnißvermögens.

A.

### Allgemeine Eintheilung.

§. 42. Die Fehler des Erkenntnißvermögens sind entweder Gemüthschwächen, oder Gemüthskrankheiten. Die Krankheiten der Seele in Ansehung des Erkenntnißvermögens lassen sich unter zwey Hauptgattungen bringen. Die eine ist die Willenskrankheit (Hypochondrie) und die andere das gestörte Gemüth (Mania). Bey der erstern ist sich der Kranke wohl bewußt, daß er mit dem Willen seiner Gedanken nicht richtig zugehe; indem den Gang derselben zu richten, ihn aufzuhalten oder anzutreiben, seine Vermunft nicht hinreichende Gewalt über sich selbst hat. Unzeitige Freude und unzeitige Bekümmernisse, mithin Launen, wechseln, wie das Wetter, das man nehmen muß, wie es sich findet, in ihm ab. — Das zweyte ist ein willkührlicher Lauf seiner Gedanken, der seine eigene (subjective) Regel hat, welche aber den (objectiven), mit Erfahrungsgesetzen zusammenstimmenden, zuwider läuft.

In Ansehung der Sinnenvorstellung ist die Gemüthsführung entweder Unschonigkeit, oder Wahnsinn. Als Verkehrtheit der Urtheilskraft und der Vernunft, heist sie Wahnsinn oder Aberwitz. Wer bey seinen Einbildungen die Vergleichung mit den Gesetzen der Erfahrung habituell unterläßt (wiegend träumer), ist Phantast (Grillenfänger); ist er es mit Affect, so heist

er

er Enthästaft. Unerwartete Anwandlungen des Phantasten heißen Ueberfälle der Phantasterey (raptus).

Der Einfältige, Unkluge, Dumme, Geck, Thor und Narr unterscheiden sich vom Beschränkten nicht blos in Graden, sondern in der verschiedenen Qualität ihrer Vermüthungsverstimmung, und jene gehören, ihrer Gebrechen wegen, noch nicht ins Narrenhospital, d. i. einen Ort, wo Menschen, unerachtet der Reife und Stärke ihres Alters, doch in Ansehung der geringsten Lebensangelegenheiten durch fremde Vernunft in Ordnung gehalten werden müssen. — Wahnsinn mit Affect ist *Exaltation*; welche oft original dabey aber unwillkürlich anwandelnd seyn kann und alsdann; wie die dichterische Begeisterung (*furor poeticus*), an das Genie gränzt; ein solcher Anfall aber der leichteren, aber unregelmäßigen Zustimmung von Ideen, wenn er die Vernunft trifft, heißt *Schwärmerey*. Das Hinbrüten über einer und derselben Idee, die doch keinen möglichen Zweck hat, z. B. über den Verlust eines Gatten, der doch ins Leben nicht zurückzurufen ist, um in dem Schmerz selbst Veruhigung zu suchen, ist stumme *Verücktheit*. — Der Aberglaube ist mehr mit dem Wahnsinn; die *Schwärmerey* mit dem *Wahnwitz* zu vergleichen. Der letztere Kopf Kranke wird oft auch (mit gemildertem Ausdrucke) *exaltirt*, auch wohl *excentrischer Kopf* genannt.

Das Irrededen in Fiebern, oder der mit Epilepsie verwandte Anfall von *Raserey*, welcher bisweilen durch starke Einbildungskraft bey dem bloßen starren Anblick eines Rasenden sympathetisch erregt wird (weshalb es auch Leuten von sehr beweglichen Nerven nicht zu rathen ist, ihre *Curiosität* bis zu den Thüren dieser Unglücklichen zu

zu erstrecken), ist, als vorübergehend, noch nicht für Ver-  
 rückung zu halten. — Was man aber einen **Wurm**  
 nennt (nicht Gemüthskrankheit; denn darunter versteht  
 man gewöhnlich schwermüthige Verschrobeneheit des in-  
 neren Sinnes), ist mehrertheils ein an Wahnsinn grän-  
 zender **Hochmuth** des Menschen, dessen Ansinnen, daß  
 Andere sich selbst in Vergleichung mit ihm verachten sol-  
 len, seiner eigenen Absicht (wie die eines Verrückten)  
 gerade zuwider ist; indem er diese eben dadurch reizt,  
 seinem Eigendünkel auf alle mögliche Art Abbruch zu  
 thun; ihn zu wackeln; und seiner beleidigenden Thorheit  
 wegen, dem Gelächter bloß zu stellen. — **Gelinder** ist  
 der Ausdruck von einer **Grille** (marotte); die jemand  
 bey sich nähret: ein populär seyn sollender Grundsatz, der  
 doch nirgend bey Klugen Beyfall findet, z. B. von sei-  
 ner Gabe der Ahnungen; gewissen dem Genius des  
 Sokrates ähnlichen Eingebungen; gewissen in der Er-  
 fahrung begründet seyn sollenden, obgleich unerklärlichen  
 Einflüssen, als der **Sympathie**, **Antipathie**, **Idiosyncrasie**  
 (qualitates occultae), die ihm gleichsam, wie eine Haut-  
 grille im Kopfe tschitzet und die doch kein anderer hören  
 kann. — Die gelindeste unter allen Abschweifungen  
 über die Gränzen des gesunden Verstandes ist das  
**Steckenpferd**; eine Liebhaberey sich an Gegenständen  
 der Einbildungskraft, mit denen der Verstand zur Unter-  
 haltung bloß spielt, als mit einem Geschäfte öffentlich  
 zu befaßen; gleichsam ein beschäftigter Wässrigang. Für  
 alte; sich in Ruhe setzende und bemittelte Leute ist diese,  
 gleichsam in die sorglose Kindheit sich wieder zurückzer-  
 hende; Gemüthsblage nicht allein als eine die Lebens-  
 kraft unmerk reger erhaltende Agitation der Gesundheit zur  
 trüglich,

träglich, sondern auch liebenswürdig, dabey aber auch belächelnswerth; so doch daß der Belächte gutmüthig mitlachen kann. — Aber auch bey Jüngeren und Beschäftigten dient diese Keitrey zur Erholung, und Klüglinge, die so kleine unschuldige Thorheiten mit pedantischem Ernste rügen, verdienen Stern's Zurechtweisung: „Laß doch einen jeden auf seinem Steckenpferde die Straßen der Stadt auf und nieder reiten: wenn er dich nur nicht nöthigt hinten aufzusitzen.“

B.

Von den Gemüthschwächen im Erkenntnißvermögen.

§. 43. Dem es an **Wiß** mangelt, ist der stumpfe Kopf (*obtusum caput*). Er kann übrigens, wo es auf Verstand und Vernunft ankommt, ein sehr guter Kopf seyn; nur muß man ihm nicht zumuthen, den Poeten zu spielen: wie dem Clavius, den sein Schülmeister schon beym Grobschmidt in die Lehre geben wollte, weil er keine Verse machen konnte, der aber, als er ein mathematisches Buch in die Hände bekam, ein großer Mathematiker ward. — Ein Kopf von langsamer Begreifung ist darum noch nicht ein schwacher Kopf; so wie der von behenden Begriffen nicht immer auch ein gründlicher, sondern oft sehr feiche ist.

Der Mangel der Urtheilskraft ohne **Wiß** ist Dummheit (*stupiditas*). Derselbe Mangel aber mit **Wiß** ist Albernheit. — Der Urtheilskraft in  
Bei

Geschäften zeigt, ist geschert. Hat er dabey zugleich Wiß, so heißt er klug. — Der, welcher eine dieser Eigenschaften bloß affectirt, der Wisling sowohl als der Klügling, ist ein ekelhaftes Subject. — Durch Schaden wird man gewisigt; wer es aber in dieser Schule so weit gebracht hat, daß er andere durch ihren Schaden klug machen kann, ist abgewisigt. — Unwissenheit ist nicht Dummheit: wie eine gewisse Dame auf die Frage eines Akademikers: „Fressen die Pferde auch des Nachts?“ erwiederte: Wie kann doch ein so gelehrter Mann so dumm seyn?“ Sonst ist es Beweis von gutem Verstande, wenn der Mensch auch nur weiß, wie er gut fragen soll (um entweder von der Natur oder einem andern Menschen belehrt zu werden).

Einfältig ist der, welcher nicht viel durch seinen Verstand auffassen kann; aber er ist darum nicht dumm, wenn er es nicht verkehrt auffaßt. Ehrlich aber dumm (wie einige ungebährlich den pommerischen Bedienten beschreiben), ist ein falscher und höchstadelhafter Spruch. Er ist falsch: denn Ehrlichkeit (Pflichtbeobachtung aus Grundsätzen) ist practische Vernunft. Er ist höchstadelhaft: weil er voraussetzt, daß ein jeder, wenn er sich nur dazu geschickt fühlte, betrügen würde, und daß er nicht betrügt, bloß von seinem Unvermögen herrühre. — Daher die Sprichwörter: „Er hat das Schießpulver nicht erfunden, er wird das Land nicht verrathen, er ist kein Hexenmeister“ menschenfeindliche Grundsätze verrathen: daß man nämlich, bey Voraussetzung eines guten Willens der Menschen, die wir kennen, doch nicht sicher seyn könne, sondern nur bey  
Uns

Unvermögten derselben. — So, sagt Hume, vertraut der Großfalkin seinen Haren nicht der Tugend derjenigen, welche ihn bewachen sollen, sondern ihrem Unvermögen (als schwarzen Verschnittenen) an. — In Ansehung des Umfangs seiner Begriffe sehr beschränkt (bornirt) zu seyn, macht die Dummheit noch nicht aus, sondern es kommt auf die Beschaffenheit derselben (die Grundsätze) an. — Daß sich Leute von Schatzgräbern, Goldwäschern und Lotterehändlern hinhalten lassen, ist nicht ihrer Dummheit, sondern ihrem bösen Willen zuzuschreiben: ohne proportionirte eigene Bemühung auf Kosten anderer reich zu werden. Die Verschlagenheit, Verschmittheit, Schlaugkeit (versutia, astutia) ist die Geschicklichkeit; Andere zu betrügen. Die Frage ist nun: Ob der Betrugene klüger seyn müsse, als der, welcher leicht betrogen wird, und der letztere der Dumme sey. Der Treuherrliche, welcher leicht vertraut (glaubt, Credit giebt), wird auch wohl bisweilen, weil er ein leichterer Fang für Schelme ist, obzwar sehr ungebührlich, Narre genannt; in dem Sprichwort: wenn die Narren zu Markte kommen, so freuen sich die Kaufleute. Es ist wahr und klug, daß ich dem, der mich einmal betrogen hat, niemals mehr traue; denn er ist in seinen Grundsätzen verdorben. Aber darum, weil mich einer betrogen hat, keinem andern Menschen zu trauen, ist Misanthropie. Der Betrüger ist eigentlich der Narr. — Aber wie, wenn er auf einmal durch einen großen Vertrag sich in den Stand zu setzen gewußt hat, keines andern und seines Zurrauens mehr zu bedürfen? In dem Fall ändert sich wohl der Character, unter dem er erscheint, aber nur dahin: daß, anstatt der betrogene

Betrüger ausgelacht, der glückliche angepöbeln wird; wobey doch auch kein dauernder Vortheil ist. \*)

§. 44.

\*) Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist seit ihrem Exil, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken; aber eben so befremdlich ist es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bey weitem größter Theil durch einen alten, von dem Staat, darinn sie leben, anerkannten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern dieser ihren Verlust durch die Vortheile der Ueberlistung des Volks, unter dem sie Schutz finden, und selbst ihrer untereinander, ersetzen wollen. Nun kann dieses bey einer ganzen Nation von lauter Kaufleuten, als nicht=produzierenden Gliedern der Gesellschaft (z. B. der Juden in Polen), auch nicht anders seyn; mithin kann ihre, durch alte Satzungen sanctionirte, von uns (die wir gewisse heilige Bücher mit ihnen gemein haben) unter denen sie leben, selbst anerkannte Verfassung, ob sie zwar den Spruch: „Käufer thue die Augen auf“ zum obersten Grundsatz ihrer Moral im Verkehr mit uns machen, ohne Inconsequenz nicht aufgehoben werden. — Statt der vergeblichen Pläne dieses Volk, in Rücksicht auf den Punct des Betrugs und der Ehrlichkeit, zu moralisiren, will ich lieber meine Vermuthung vom Ursprunge dieser sonderbaren Verfassung (nämlich eines Volks von lauter Kaufleuten) angeben. — Der Reichthum ist in den ältesten Zeiten, durch den Handel mit Indien und von da über Land bis zu den westlichen Küsten des Mittelländischen Meeres und den Häfen von Phönizien (wobzu auch Palästina gehört) geführt worden. — Nun hat er zwar über manche andere Verter z. B. Palmyra, in älteren Zeiten Tyrus, Sidon oder auch, mit einigem Absprung über Meer, als Ezion-

§. 44. Zerstreuung (*distractio*) ist der Zustand einer Abkehrung der Aufmerksamkeit (*abstractio* von gewissen herrschenden Vorstellungen, durch Werthstellung derselben auf andere ungleichartige. Ist sie vorsehtlich, so heißt sie *Dissipation*; die unwillkührliche aber ist *Abwesenheit* (*absentia*) von sich selbst.

Es ist eine von den Gemüthschwächen, durch die reproductive Einbildungskraft an eine Vorstellung, auf welche man große oder anhaltende Aufmerksamkeit verwandt hat, geheftet zu seyn, und von ihr nicht abkommen, d. i. den Lauf der Einbildungskraft wiederum frey machen

§ 2

Esiongeber und Elat) auch wohl von der Arabischen Küste auf Großheben und so über Aegypten nach jener syrischen Küste seinen Weg nehmen können; aber Palästina, worinn Jerusalem die Hauptstadt war, lag für den Caravanenhandel auch sehr vortheilhaft. Vermuthlich ist das Phänomen des ehemaligen Salomonischen Reichthums die Wirkung davon und das Land umher selbst bis zur Zeit der Römer voller Kaufleute gewesen; die nach Zerstörung dieser Stadt, weil sie mit anderen Handelsleuten dieser Sprache und Glaubens schon vorher im ausgebreiteten Verlehr gestanden hatten, sich, sammt beyden, nach und nach in weit entfernte Länder (in Europa) verbreiten, im Zusammenhange bleiben, und bey den Staaten, dahin sie zogen, wegen der Vortheil ihres Handels Schutz finden konnten; — so, daß ihre Zerstreuung in alle Welt mit ihrer Veredlung in Religion und Sprache gar nicht auf Rechnung eines über dieses Volk ergangenen Fluchs gebracht, sondern vielmehr als Segnung angesehen werden muß; zumal der Reichthum derselben, als Individuen geschätzt, wahrscheinlich den eines jeden anderen Volks von gleicher Personenzahl jetzt übersteigt.



machen zu können. Wenn dieses Uebel habituell und auf einen und denselben Gegenstand gerichtet wird, so kann es in Wahnsinn ausschlagen. In Gesellschaft zerstreut zu seyn, ist unhöflich, oft auch lächerlich. Das Frauenzimmer ist dieser Anwandlung gewöhnlich nicht unterworfen; sie müßten denn sich mit Gelehrsamkeit abgeben. Ein Bedienter, der in seiner Aufwartung bey Tische zerstreut ist, hat gemeiniglich etwas Arges, entweder was er vorhat, oder wovon er die Folge besorgt, im Kopfe.

Aber sich zu zerstreuen, d. i. seiner unwillkürlich reproductiven Einbildungskraft eine Diversion machen, z. B. wenn der Geistliche seine memorirte Predigt gehalten, und das Nachrumoren im Kopf verhindern will, dieß ist ein nothwendiges, zum Theil auch künstliches Verfahren der Vorsorge für die Gesundheit seines Gemüths. Ein anhaltendes Nachdenken über einen und denselben Gegenstand läßt gleichsam einen Nachklang zurück, der (wie eben dieselbe Musik zu einem Laufe, wenn sie lange fortbauert, dem von der Lustbarkeit zurückkehrenden noch immer nachsummt, oder wie Kinder ein und dasselbe bon mot von ihrer Art, vornehmlich wenn es rhythmisch klingt, unaufhörlich wiederholen) — der, sage ich, den Kopf belästigt und nur durch Zerstreung und Verwendung der Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, z. B. Lesung der Heilungen, gehoben werden kann. — Das sich *Wieder sammeln* (collectio animi), um zu jeder neuen Beschäftigung bereit zu seyn, ist eine die Gesundheit des Gemüths befördernde Herstellung des Gleichgewichts seiner Seelenkräfte.

Dazu

Dazu ist gesellschaftliche, mit wechselnden Materien, — gleich einem Spiel — angefüllte Unterhaltung das heilsamste Mittel; sie muß aber nicht von einer auf die andere, wider die natürliche Verwandtschaft der Ideen, abspringend seyn; denn sonst geht die Gesellschaft im Zustande eines zerstreuten Gemüths auseinander, indem das Hundertste mit dem tausendsten vermischt, und Einheit der Unterredung gänzlich vermischt wird, also das Gemüth sich verwirrt findet, und einer neuen Zerstreung bedarf, um jene los zu werden.

Man sieht hieraus: daß es eine (nicht gemeine) zur Diätetik des Gemüths gehörige Kunst für Beschäftigte giebt, sich zu zerstreuen, um Kräfte zu sammeln. — Wenn man aber seine Gedanken gesammelt, d. i. in Bereitschaft gesetzt hat, sie nach beliebiger Absicht zu benutzen, so kann man doch den, der an einem nicht schicklichen Orte, oder in einem dergleichen Geschäfts-Verhältniß zu Anderen seinen Gedanken geflissentlich nachhängt, und darüber jene Verhältnisse nicht in Acht nimmt, nicht den Zerstreuten nennen, sondern ihm nur Geistesabwesenheit vorwerfen, welche freylich in der Gesellschaft etwas Unschickliches ist. — Es ist also eine nicht gemeine Kunst sich zu zerstreuen, ohne doch jemals zerstreut zu seyn; welches letztere, wenn es habituell wird, dem Menschen, der diesem Uebel unterworfen ist, das Ansehen eines Träumers giebt, und ihn für die Gesellschaft unnütze macht; indem er seiner, durch keine Vernunft geordneten, Einbildungskraft in ihrem freyen Spiel blindlings folgt. — Das Romanlesen hat, aufser manchen anderen Verstimmungen des Gemüths, auch dies

fes zur Folge, daß es die Zerstreuung habituell mache. Denn ob es gleich, durch Zeichnung von Characteren, die sich wirklich unter Menschen auffinden lassen (wenn gleich mit einiger Uebertreibung), den Gedanken einen Zusammenhang als in einer wahren Geschichte giebt, deren Vortrag immer auf gewisse Weise systematisch seyn muß, so erlaubt es doch zugleich dem Gemüth, während dem Lesen Abschweifungen (nämlich noch andere Begebenheiten als Erdichtungen) mit einzuschleiben, und der Gedankengang wird fragmentarisch, so daß man die Vorstellungen eines und desselben Objects zerstreut (sparsim), nicht verbunden (conjunctim), nach Verstandeseinheit im Gemüthe spielen läßt. Der Lehrer von der Kanzel oder im academischen Hörsaal, oder auch der Gerichtsankläger oder Advocat, wenn er im freyen Vortrage (aus dem Stegreif), allenfalls auch im Erzählen, Gemüthsfassung beweisen soll, muß drey Aufmerksamkeiten beweisen: erstlich des Sehens auf das, was er jetzt sagt, um es klar vorzustellen; zweytens des Zurücksehens auf das, was er gesagt hat und dann drittens des Vorhersehens auf das, was er eben nun sagen will. Denn unterläßt er die Aufmerksamkeit auf eines dieser drey Stücke, nämlich sie in dieser Ordnung zusammenzustellen, so bringt er sich selbst und seinen Zuhörer oder Leser in Zerstreuung, und ein sonst guter Kopf kann doch nicht von sich ablehnen, ein confuser zu heißen.

§. 45. Ein an sich gesunder Verstand (ohne Gemüthschwäche) kann doch auch mit Schwächen in Ansehung seiner Ausübung begleitet seyn, die entweder Aufschub zum Wachsthum bis zur gehörigen Reife, oder auch

nach Stellvertretung seiner Person durch eine andere in Ansehung der Geschäfte, die von bürgerlicher Qualität sind, nothwendig machen. Die (natürliche oder gesetzliche) Unfähigkeit eines übrigen gefunden Menschen zum eignen Gebrauch seines Verstandes in bürgerlichen Geschäften, heißt Unmündigkeit; ist diese in der Unreife des Alters gegründet, so heißt sie Minderjährigkeit (Minorenität); beruht sie aber auf gesetzlichen Einrichtungen, in Rücksicht auf bürgerliche Geschäfte, so kann sie die gesetzliche oder bürgerliche Unmündigkeit genannt werden.

Kinder sind natürlicherweise unmündig und ihre Aeltern ihre natürlichen Vormünder. Das Weib in jedem Alter wird für bürgerlich unmündig erklärt; der Ehemann ist ihr natürlicher Curator. Wenn sie aber mit ihm in getheilten Gütern lebt, ist es ein Anderer. — Denn ob gleich das Weib, nach der Natur ihres Geschlechts, Mundwerks genug hat, sich und ihren Mann, wenn es aufs Sprechen ankommt, auch vor Gericht (was das Weib und Dein betricke) zu vertreten, mithin dem Buchstaben nach gar für A b e r m ü n d i g erklärt werden könnte, so können die Frauen doch, so wenig es ihrem Geschlecht zusteht in den Krieg zu ziehen, eben so wenig ihre Rechte persönlich vertheidigen, und Staatsbürgerliche Geschäfte für sich selbst, sondern nur vermittelst eines Stellvertreters treiben, und diese gesetzliche Unmündigkeit in Ansehung öffentlicher Verhandlungen macht sie in Ansehung der häuslichen Wohlfahrt nur desto vermindert; weil hier das Recht des Schwächeren eintritt, welches zu achten und zu vertheidigen, sich das

männliche Geschlecht durch seine Natur schon berufen fühlt.

Aber sich selbst unmündig zu machen, so herabwürdigend es auch seyn mag, ist doch sehr bequem und natürlicherweise kann es nicht an Häuptern fehlen, die diese Lenksamkeit des großen Haufens (weil er von selbst sich schwerlich vereinigt) zu benutzen, und die Gefahr, sich, ohne Leitung eines Anderen, seines eigenen Verstandes zu bedienen, als sehr groß, ja als tödtlich vorzustellen wissen werden. Staatshäupter nennen sich Landesväter, weil sie es besser als ihre Unterthanen verstehen, wie diese glücklich zu machen sind; das Volk aber ist, seines eigenen Besten wegen, zu einer beständigen Unmündigkeit verurtheilt, und wenn Adam Smith von jenen ungebührlicherweise sagt: „Sie wären selbst, ohne Ausnahme unter allen die größten Verschwendter,“ so wird er doch durch die in manchen Ländern ersangenen (weisen!) Aufwandgesetze kräftig widerlegt.

Der Clerus hält den Kaiser streng und beständig in seiner Unmündigkeit. Das Volk hat keine Stimme und kein Urtheil in Ansehung des Weges, den es zum Himmelreich zu nehmen hat. Es bedarf nicht eigener Augen des Menschen, um dahin zu gelangen; man wird ihn schon leiten, und wenn ihm gleich heilige Schriften in die Hände gegeben werden, um mit eigenen Augen zu sehen, so wird er doch zugleich von seinen Leitern gewarnt, „nichts anders darinn zu finden, als was diese darinn zu finden versichern“ und überall ist mechanische Handhabung der Menschen unter dem Regiment Anderer  
das

das sicherste Mittel zu Befolgung einer gesetzlichen Ordnung.

Gelehrte lassen sich in Ansehung der häuslichen Anordnungen gemeinlich gern von ihren Frauen in der Unmündigkeit erhalten. Ein unter seinen Büchern begrabener Gelehrter antwortete auf das Geschrey eines Bedienten, es sey in einem der Zimmer Feuer: „Ihr wißt, daß dergleichen Dinge für meine Frau gehören.“ — Endlich kann auch von Staats wegen die schon erworbene Mündigkeit eines Verschwenders einen Rückfall in die bürgerliche Unmündigkeit nach sich ziehen, wenn er nach dem gesetzlichen Eintritt in die Majorität eine Schwäche des Verstandes in Absicht auf die Verwaltung seines Vermögens zeigt, die ihn als Kind oder Blödsinnigen darstellt; worüber aber das Urtheil außer dem Felde der Anthropologie liegt.

§. 46. Einfältig (hebes), ähnlich einem nicht gestählten Messer oder Beil, ist der, welchem man nichts beybringen kann; der zum lernen unfähig ist. Der nur zum Nachahmen geschickt ist, heißt ein Pinsel; dagegen der, welcher selbst Urheber eines Geistes- oder Kunstproducts seyn kann, ein Kopf. (Ganz unterschieden ist davon Einfalt, im Gegensatz der Kunstley, von der man sagt: „vollkommene Kunst wird wieder zur Natur“ und zu der man nur spät gelangt.) ein Vermögen durch Ersparung der Mittel — d. i. ohne Umschweif — zu eben demselben Zweck zu gelangen. Der diese Gabe besitzt (der Weisheit), ist, bey seiner Einfalt, gar nicht einfältig.

Dumm heißt vornehmlich der, welcher zu Geschäften nicht gebraucht werden kann, weil er keine Urtheilskraft besitzt.

Thor ist der, welcher Zwecken, die keinen Werth haben, das aufopfert, was einen Werth hat; z. B. die häusliche Glückseligkeit dem Glanz außer seinem Hause. Die Thorheit, wenn sie beleidigend ist, heißt Narrheit. — Man kann jemanden thöricht nennen, ohne ihn zu beleidigen: ja er kann es selbst von sich gestehen; aber das Werkzeug der Schelme (nach Pope), Narr, genannt zu heißen, kann niemand gelassen anhören \*). Hochmuth ist Narrheit, denn erstlich ist es thöricht, Anderen zuzumuthen, daß sie sich selbst in Vergleichung mit mir gering schätzen sollen, und so werden mir immer Querstreiche zur Folge. Aber in dieser Zumuthung steckt auch Beleidigung, und diese bewirkt verdienten Haß. Das Wort Narrin, gegen ein Frauenzimmer gebraucht, hat nicht die harte Bedeutung; weil ein Mann durch die eitle Annahmung des letzteren nicht glaubt beleidigt werden zu können. Und so scheint Narrheit hlos an den Begriff des Hochmuths eines Mannes gebunden zu seyn. — Wenn man den, der sich selbst (zeitlich

oder

\*) Wenn man jemanden auf seine Schwänke erwiedert: ihr seyd nicht klug, so ist das ein etwas platter Ausdruck für ihr scherzt, oder ihr seyd nicht geschaut. — Ein geschauter Mensch ist ein richtig und practisch, aber künftlos-urtheilender Mensch. Erfahrung kann zwar einen geschauten Menschen klug, d. i. zum künftlichen Verstandesgebrauch geschickt, die Natur aber allein ihn geschaut machen.

oder ewig) schadet, einen Narren nennt, folglich in die Verachtung desselben Haß mischt, ob er zwar uns nicht beleidigt hat, so muß man sie sich als Beleidigung der Menschheit überhaupt, folglich als gegen einen Anderen ausgeübt, denken. Wer seinem eigenen rechtmäßigen Vortheil gerade entgegen handelt, wird auch bisweilen Narr genannt, ob er zwar nur sich allein schadet. Arouz, der Vater des Voltaire sagte zu jemanden, der ihm zu seinen vortheilhaft bekannten Söhnen gratis lirte: „ich habe zwey Narren zu Söhnen, der eine ist ein Narr in Prose, der andere in Versen“ (der eine hatte sich in den Jansenism geworfen und wurde verfolgt, der andere mußte seine Spottgedichte mit der Bastille büßen). Ueberhaupt setzt der Thor einen größern Werth in Dinge, der Narr in sich selbst, als er vernünftigerweise thun sollte.

Die Betitelung eines Menschen als Laffen oder Secken legt auch den Begriff ihrer Unklugheit als Narrheit zum Grunde. Der erste ist ein junger, der andere ein alter Narr; beyde von Schelmen oder Schalken verleitet, wo der erstere doch noch Mitleiden, der andere aber bitteres Hohnlachen auf sich zieht. Ein wisziger deutscher Philosoph und Dichter machte die Titelfat und Lot (unter dem Gemeinnahmen Lou) durch ein Beyspiel begreiflich: „Der erstere, sagt er, ist ein junger Deutsche der nach Paris zieht; der zweyte ist eben derselbe, nachdem er eben von Paris zurückgekommen ist.“

\* \* \*

Die gänzliche Gemüthschwäche, die entweder selbst nicht zum thierischen Gebrauch der Lebenskraft (wie bey  
den



den Eretiren des Balkanlandes), oder auch nur eben zur bloß mechanischen Nachahmung äußerer, durch Thiere möglichen Handlungen (Sägen, Graben etc.) zu reicht, heißt Blödsinnigkeit und kann nicht wohl Seelenkrankheit, sondern eher Seelenlosigkeit betitelt werden.

## B.

## Von den Gemüthskrankheiten.

§. 47. Die oberste Eintheilung ist, wie bereits oben bemerkt worden, die in Grillenkrankheit (Hypochondrie) und das gestörte Gemüth (Manie). Die Benennung der ersteren ist von der Analogie des Aufmerkens auf den tschirpnden Laut einer Heime (Hausgrille) in der Stille der Nacht hergenommen, welcher die Ruhe des Gemüths stört, die zum Schlafen erfordert wird. Die Krankheit des Hypochondristen besteht nun darin: daß gewisse innere körperliche Empfindungen nicht sowohl ein wirklich vorhandenes Uebel im Körper entdecken, als vielmehr es nur besorgen lassen und die menschliche Natur von der besonderen Beschaffenheit ist (die das Thier nicht hat), durch Aufmerksamkeit auf gewisse locale Eindrücke das Gefühl derselben zu verstärken oder auch anhaltend zu machen; da hingegen, eine entweder vorsätzliche oder durch andere zerstreunende Beschäftigungen bewirkte Abstraction, jene nachlassen, und wenn die letztere habituell wird, gar wegbleiben macht \*). Auf solche Weise wird die Hypochondrie, als

Grill

\*) Ich habe in einer andern Schrift angemerkt: daß Anwendung der Aufmerksamkeit von gewissen schmerzhaften

Em-

**Grillenkrankheit**, die Ursache von Einbildungen körperlicher Uebel, von denen sich der Patient bewusst ist, daß es Einbildungen sind, von Zeit zu Zeit aber sich nicht entbrechen kann, sie für etwas wirkliches zu halten, oder, umgekehrt, aus einem wirklichen körperlichen Uebel (wie das der Beklommenheit aus eingenommenen blähenden Speisen nach der Mahlzeit) sich Einbildungen von als Herley bedenklichen äußeren Begegnissen und Sorgen über sein Geschäfte zu machen, die sobald verschwinden, als, nach vollendeter Verdauung, die Blähung aufgehört hat. — — Der Hypochondrist ist ein Grillenfänger (Phantast) von der kümmerlichsten Art: eigensinnig sich seine Einbildungen nicht ausreden zu lassen, und dem Arzt immer zu Halse gehend, der mit ihm seine Uebe Noth hat, ihn auch nicht anders als ein Kind (mit Pillen aus Brotkrumen statt Arzneymitteln) beruhigen kann; und wenn dieser Patient, der vor immerwährenden Kränkeln nie krank werden kann, medizinische Bücher zu Rathe zieht, so wird er vollends unerträglich; weil er alle die Uebel in seinem Körper zu fühlen glaubt, die er im Buche liest. — — Zum Kennzeichen dieser Einbildungskrankheit dient die außerordentliche Lustigkeit, der lebhafteste Witz und das fröhliche Lachen, denen sich dieser Kranke bisweilen überlassen fühlt, und so das immer wandelbare Spiel setzter Launen ist. Die auf kindische Art ängstliche Furcht vor dem Gedanken des Todes, nährt diese Krankheit. Wer aber über diesen Gedans

Empfindungen und Anstrengung derselben auf irgend einen andern willkürlich in Gedanken gefaßten Gegenstand vermögend ist, jene so weit abzuwehren: daß sie nicht in Krankheit ausschlagen können.

Danken nicht mit männlichem Muth wegflieht, wird des Lebens nie recht froh werden.

Noch dießseits der Gränze des gestörten Gemüths ist der plötzliche Wechsel der Launen (raptus). Ein unerwarteter Absprung von einem Thema zu einem ganz verschiedenen, den sich niemand gewärtigt. Bisweilen geht er vor jener Störung, die er ankündigt, vorher: oft aber ist der Kopf schon so verkehrt gestellt, daß diese Ueberfälle der Regelloßigkeit bey ihm zur Regel werden. — Der Selbstmord ist oft bloß die Wirkung von einem Raptus. Denn der, welcher sich in der Heftigkeit des Affects die Gurgel abschneidet, läßt sich bald darauf geduldig sie wieder zunähen.

Die Tieffinnigkeit (melancholia) kann auch ein bloßer Wahn von Elend seyn, den sich der Traübsinnige (zum Gramen gereizte) Selbstquäler schafft. Sie ist selber zwar noch nicht Gemüthsstörung, kann aber wohl dahin führen. — Uebrigens ist es ein verfehltter, doch oft vorkommender Ausdruck: von einem tief sinnigen Mathematiker (z. B. Prof. Hausen) zu reden, indessen daß man bloß den tiefdenkenden meynt.

§. 48. Das Irrededen (delirium) des Wachenden im fieberhaften Zustande ist eine körperliche Krankheit und bedarf medicinischer Vorkehrungen. Nur der Irrededende, bey welchem der Arzt keine solche krankhaften Zufälle wahrnimmt, heißt verrückt; wofür das Wort gesetzt nur ein mildernder Ausdruck ist. Wenn also jemand vorseßlich ein Unglück angetröhet hat, und nun, ob und welche Schuld deswegen auf ihm hafte, die Frage

Frage ist, mithin zuvor ausgemacht werden muß, ob er damals verrückt gewesen sey oder nicht, so kann das Gericht ihn nicht an die medicinische, sondern müßte (der Incompetenz des Gerichtshofes halber) ihn an die philosophische Facultät verweisen. Denn die Frage: ob der Angeklagte bey seiner That im Besiz seines natürlichen Verstandes, und Beurtheilungsvermögens gewesen sey, ist gänzlich psychologisch und, obgleich körperliche Verschrobhenheit der Seelenorgane vielleicht wohl bisweilen die Ursache einer unnatürlichen Uebertretung des (jedem Menschen bewohnenden) Nachtgesetzes seyn möchte, so sind die Aerzte und Physiologen überhaupt doch nicht so weit, um das Maschinenwesen im Menschen so tief einzusehen, daß sie die Anwendung zu einer solchen Gräueltthat daraus erklären, oder (ohne Anatomie des Körpers) sie vorhersehen könnten; und, eine gerichtliche Arzneykunde (*medicina forensis*) ist — wenn es auf die Frage ankommt: ob der Gemüthszustand des Thäters Verwackung, oder mit gesundem Verstande geschlossene Entschliesung gewesen sey → Einmischung in fremdes Geschäfte, was von dem Richter nichts versteht, wenigstens es, als zu seinem Forum nicht gehörend, an eine andere Facultät verweisen muß\*).

S. 49.

\*) So erklärte ein solcher Richter in dem Falle: da eine Person, die, weil sie zum Zuchthause verurtheilt war und aus Verzweiflung ein Kind umbrachte, diese für verrückt, und so für frey von der Todesstrafe. — Denn, sagte er: wer aus falschen Prämissen wahre Schlüsse folgert, ist verrückt. Nun nahm jene Person es als Grundsatz an: daß die Zuchthausstrafe eine unauslöschliche Entehrung sey, die ärger ist als der Tod (welches doch falsch ist), und kann durch

§. 49. Es ist schwer eine systematische Eintheilung in das zu bringen, was wesentliche und unheilbare Unordnung ist. Es hat auch wenig Nutzen sich damit zu befassen; weil, da die Kräfte des Subjects dahin nicht mitwirken (wie es wohl bey körperlichen Krankheiten der Fall ist), und doch nur durch den eigenen Verstandesgebrauch dieser Zweck erreicht werden kann, alle Heilmethode in dieser Absicht fruchtlos ausfallen muß. Indessen fordert doch die Anthropologie, obgleich sie hiebey nur indirect pragmatisch seyn kann; nämlich nur Unterlassungen zu gebieten, wenigstens einen allgemeinen Abriss dieser tiefsten, aber von der Natur herrührenden Entartung der Menschheit zu versuchen. Man kann die Verrückung überhaupt in die tumultuarische, methodische und systematische eintheilen.

1) Unsinnigkeit (amentia) ist das Unvermögen, seine Vorstellungen auch nur in den zur Möglichkeit der Erfahrung nöthigen Zusammenhang zu bringen. In den Tollhäusern ist das weibliche Geschlecht, seiner Schwachheit halber, dieser Krankheit am meisten unterworfen; nämlich unter das, was sie erzählen, so viel Einschießel ihrer lebhaften Einbildungskraft zu machen, daß niemand begreift, was sie eigentlich sagen wollten. Diese erste Verrückung ist tumultuarisch.

2) Wahnsinn

durch den Schluß daraus auf den Vorfall, sich den Tod zu verdienen. — Folglich war sie verrückt und, als eine solche, der Todesstrafe zu überheben. — Auf den Fuß dieses Arguments möchte es wohl leicht seyn, alle Verbrecher für Verrückte zu erklären, die man bedauern und curiren, aber nicht bestrafen müßte.

2) **Wahnstinn** (dementia) ist diejenige Störung des Gemüths, da alles, was der Betroffene erzählt, zwar den formalen Gesetzen des Denkens zu der Möglichkeit einer Erfahrung gemäß ist, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbstgemachte Vorstellungen für Wahrnehmungen gehalten werden. Von der Art sind diejenigen; welche allerwärts Feinde um sich zu haben glauben; die alle Mienen, Worte oder sonstige gleichgültige Handlungen Anderer als auf sich abgezielt, und als Schlingen betrachten, die ihnen gelegt werden. — Diese sind in ihrem unglücklichen Wahn oft so schärfstänlig in Auslegung dessen, was Andere unbefangten thun, um es als auf sich angelegt auszubenten, daß, wenn die Data nur wahr wären, man ihrem Verstande alle Ehre müßte wiederfahren lassen. — Ich habe nie gesehen, daß jemand von dieser Krankheit je geheilt worden ist (denn es ist eine besondere Anlage mit Verkunst zu rasen). Sie sind aber doch nicht zu den Hospitalnarren zu zählen; weil sie, nur für sich selbst besorgt, ihre vermeynte Schlaugkeit nur auf ihre eigene Erhaltung richten, ohne andere in Gefahr zu setzen, mithin nicht Sicherheits halber eingeschlossen zu werden bedürfen. Diese zweyte Betrückung ist melancholisch.

3) **Wahnwitz** (insania) ist eine gestörte Urtheilskraft; wodurch das Gemüth durch Analogien hingehalten wird, die mit Begriffen einander ähnlicher Dinge verwechselt werden, und so die Einbildungskraft ein dem Verstande ähnliches Spiel der Verknüpfung disparater Dinge als das Allgemeine vorgaukelt, worunter die letzteren Vorstellungen enthalten waren. Die Seelens-

krank

kranken dieser Art sind mehrentheils sehr vergnügt; dichten abgeschmackt, und gefallen sich in dem Reichthum einer so ausgebreiteten Verwandtschaft sich, ihrer Meinung nach, zusammenreimender Begriffe. — Der Wahnsinnige dieser Art ist nicht zu heilen; weil er, wie die Poesie überhaupt, schöpferisch und durch Mannigfaltigkeit unterhaltend ist. — Diese dritte Verrückung ist zwar methodisch, aber nur fragmentarisch.

4) Aberwitz (vesania) ist die Krankheit einer geübten Vernunft. — Der Seelentranke überfließt die ganze Erfahrungsleiter und hascht nach Principien, die des Probierteins der Erfahrung ganz überhaben seyn können, und wähnt das Unbegreifliche zu begreifen. — Die Erfindung der Quadratur des Kreises, des Perpetuum Mobile, die Enthüllung der übersinnlichen Kräfte der Natur, und die Begreifung des Geheimnisses der Dreieinigkeit sind in seiner Gewalt. Er ist der ruhigste unter allen Hospitaliten, und seiner in sich verschlossenen Spekulation wegen am weitesten von der Raserey entfernt; weil er mit voller Selbstnützsamkeit über alle Schwierigkeiten der Nachforschung wegsieht. — Diese vierte Art der Verrückung könnte man systematisch nennen.

Denn es ist in der letzteren Art der Gemüthsstörung, nicht blos Unordnung und Abweichung von der Regel des Gebrauchs der Vernunft, sondern auch positive Unvernunft, d. i. eine andere Regel, ein ganz verschiedener Standpunkt, worein, so zu sagen, die Seele versetzt wird, und aus dem sie alle Gegenstände anders sieht.

sieht, und aus dem Sensorio communi, das zur Einheit des Lebens (des Thiers) erfordert wird, sich in einen davon entfernten Platz versetzt findet (daher das Wort *Werrückung*). Wie eine bergigte Landschaft, aus der Vogelperspectiv gezeichnet, ein ganz anderes Urtheil über die Gegend veranlaßt, als wenn sie von der Ebene aus betrachtet wird. Zwar fühlt oder sieht die Seele sich nicht an einer andern Stelle (denn sie kann sich selbst nach ihrem Orte im Raum, ohne einen Widerspruch zu begehen, nicht wahrnehmen, weil sie sich sonst als Object ihres äußeren Sinnes anschauen würde, da sie sich selbst nur Object des inneren Sinnes seyn kann); aber man erklärt sich dadurch, so gut wie man kann, die sogenannte *Werrückung*. — Es ist aber verwunderungswürdig, daß die Kräfte des zerrütteten Gemüths sich doch in einem System zusammenordnen, und die Natur auch sogar in die Unvernunft ein Princip der Verbindung derselben zu bringen strebt, damit das Denckungsvermögen, wenn gleich nicht objectiv zum wahren Erkenntniß der Dinge, doch blos subjectiv zum Behuf des thierischen Lebens, nicht unbeschäftigt bleibe.

Dagegen zeigt der Versuch, sich selbst durch physische Mittel in einem Zustande, welcher der *Werrückung* nahe kommt, und in den man sich willkürlich versetzt, zu beobachten, um durch diese Beobachtung auch den unwillkürlichen besser einzusehen, Vernunft genug, den Ursachen der Erscheinungen nachzuforschen. Aber es ist gefährlich, mit dem Gemüth Experimente, und es in gewissem Grade krank zu machen, um es zu beobachten, und durch Erscheinungen, die sich da vorfinden möchten, seine Natur zu



ersorschen. — So will Helmont, nach Einnahme einer gewissen Dosis Napeil (einer Giftwurzel) eine Empfindung wahrgenommen haben, als ob er im Wagerwächte. Ein anderer Arzt vergrößerte nach und nach die Gabe Kampher, bis es ihm vorkam, als ob alles auf der Straße in großem Tumult wäre. Mehrere haben mit dem Opium so lange an sich experimentirt, bis sie in Gemüthschwäche fielen, wenn sie nachließen dieses Hülfsmittel der Gedankenbelebung ferner zu gebrauchen. — Ein gekünstelter Wahnsinn könnte leicht ein wahrer werden.

### Zerstreute Anmerkungen.

§. 50. Mit der Entwicklung der Keime zur Fortpflanzung entwickelt sich zugleich der Keim der Verrückung; wie diese dann auch erblich ist. Es ist gefährlich in Familien zu heurathen, wo auch nur ein einziges solches Subject vorgekommen ist. Denn es mögen auch noch so viel Kinder eines Ehepaars seyn, die vor dieser schlimmen Erbschaft bewahrt bleiben, weil sie, z. B. insgesammt dem Vater, oder seinen Kestern und Voraltern nachschlagen, sie kömmt doch, wenn die Mutter in ihrer Familie nur ein verrücktes Kind gehabt hat, (ob sie selbst gleich von diesem Uebel frey ist), einmal in dieser Ehe ein Kind zum Vorschein, welches in die mütterliche Familie einschlägt (wie man es auch aus der Gestaltähnlichkeit abmerken kann), und angeerbte Gemüthsstörung an sich hat.

Man will öfters die zufällige Ursache dieser Krankheit anzugeben wissen, so daß sie als nicht angeerbt, sondern

dem zugezogen, vorgestellt werden solle, als ob der Unglückliche selbst daran schuld sey. „Er ist aus Liebe toll geworden“ sagt man von dem einen; von dem Anderen: „Er wurde aus Hochmuth verrückt;“ von einem Dritten wohl gar: „Er hat sich überstudirt.“ — Die Verliebung in eine Person von Stande, der die Ehe zumuthen; die größte Narrheit ist, war nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Tollheit, und was den Hochmuth anlangt, so setzt die Zumuthung eines nichts bedenkenden Menschen an andere, sich vor ihm zu bücken, und der Anstand, sich gegen ihn zu brüsten, eine Tollheit voraus, ohne die er auf ein solches Betragen nicht gefallen seyn würde.

Was aber das Ueberstudiren \*) anlangt, so hat es damit wohl keine Noth, um junge Leute davor zu warnen. Es bedarf hier bey der Jugend eher der Sporen, als des Zügels. Selbst die heftigste und anhaltendste Anstrengung in diesem Punct kann wohl das Gemüth ermüden, so daß der Mensch darüber gar der Wissenschaft gram wird, aber es nicht verstimmen, wo es nicht vorher schon verschoben war, und daher Geschmack an mystischen Büchern und an Offenbarungen fand, die über den gesunden Menschenverstand

R 3

hina

\*) Daß sich Kaufleute überhandeln, und über ihre Kräfte in weitläufigen Planen verlieren, ist eine gewöhnliche Erscheinung! Für die Uebertreibung des Fleißes junger Leute aber (wenn ihr Kopf nur sonst gesund war) haben besorgte Aeltern nichts zu fürchten. Die Natur verhütet solche Ueberladungen des Wissens schon von selbst dadurch, daß dem Studirenden die Dinge anekeln, über die er kopfbrechend und doch vergeblich gebrütet hat.

hinausgehen. Dahin gehört auch der Hang, sich dem Lesen der Bücher, die eine gewisse heilige Salbung erhalten haben, bloß dieses Buchstabens halber, ohne das moralische dabey zu beabsichtigen, ganz zu widmen, wofür ein gewisser Autor den Ausdruck: „Er ist schrifttoll“ ausgefunden hat.

Ob es einen Unterschied zwischen der allgemeinen Tollheit (*delirium generale*) und der an einem bestimmten Gegenstande haftenden (*delirium circa objectum*) gebe, daran zweifle ich. Die Unvernunft (die etwas Positives, nicht bloßer Vernunftmangel ist) ist, eben sowohl wie die Vernunft, eine bloße Form, der die Objecte können angepaßt werden, und beyde sind also auf Allgemeine gestellt. Was nun aber bey dem Ausbruche der verrückten Anlage (der gemeinlich plötzlich geschieht) dem Gemüthe zuerst in den Wurf kommt (die zufällig aufstoßende Materie, worüber nachher gefaselt wird), darüber schwärmt nun der Verrückte fortan vorzüglich; weil es durch die Neuigkeit des Eindruckes stärker, als das übrige Nachfolgende, in ihm haftet.

Man sagt auch von jemanden, dem es im Kopfe übergesprungen ist: „er hat die Linie passirt;“ gleich als ob ein Mensch, der zum erstenmal die Mittellinie des heißen Weltstrichs überschreite, in Gefahr sey, den Verstand zu verlieren. Aber das ist nur Mißverständnis. Es will nur soviel sagen, als: der Geck, der um ohne lange Mühe durch eine Reise nach Indien auf einmal Gold zu fischen hofft, entwirft schon hier als Narr seinen Plan; während dessen Ausführung aber wächst die junge Tollheit,

heit, und bey seiner Zurückkunft, wenn ihm auch das Glück hold gewesen, zeigt sie sich entwickelt, in ihrer Vollkommenheit.

Der Verdacht: daß es mit jemandes Kopf nicht richtig sey, fällt schon auf den, der mit sich selbst laut spricht, oder darüber ertappt wird, daß er für sich im Zimmer geistulirt. — Mehr noch, wenn er sich mit Eingebungen beznadigt, oder heimgesucht und mit höhern Wesen im Gespräche und Umgange zu seyn glaubt; doch dann eben nicht, wenn er zwar andere heilige Männer dieser übersinnlichen Anschauungen vielleicht fürfähig einräumt, sich selbst aber dazu nicht anerwählt zu seyn wähnt, ja es auch nicht einmal zu wünschen geräth, und also sich ausnimmt.

Das einzige allgemeine Merkmal der Verräththeit ist der Verlust des Gemeinstinnes (sensus communis), und der dagegen eintretende logische Eigensinn (sensus priuatus), z. B. ein Mensch sieht am hellen Tage auf seinem Tisch ein brennendes Licht, was doch ein Anderer dabeystehende nicht sieht, oder hört eine Stimme, die kein Anderer hört. Denn es ist ein subjectivnothwendiger Probiertestein der Richtigkeit unserer Urtheile überhaupt und also auch der Gesundheit unseres Verstandes: daß wir diesen auch an den Verstand Anderer halten, nicht aber uns mit dem unstrigen isoliren, und mit unserer Privatvorstellung doch gleichsam öffentlich urtheilen. Daher das Verbot der Bücher, die bloß auf theoretische Meynungen gestellt sind (vornehmlich wenn sie aufs gesetzliche Thun und

Lassen gar nicht Einfluß haben), die Menschheit beleidigt. Denn man nimmt uns ja dadurch, wo nicht das einzige, doch das größte und brauchbarste Mittel unsere eigene Gedanken zu berichtigen, welches dadurch geschieht, daß wir sie öffentlich aufstellen, um zu sehen, ob sie auch mit Anderer ihrem Verstande zusammenpassen; weil sonst etw was bloß subjectives (z. B. Gewohnheit oder Neigung) leichtlich für objectiv würde gehalten werden: als worin gerade der Schein besteht, von dem man sagt, er betrügt, oder vielmehr wodurch man verleitet wird, in der Anwendung einer Regel sich selbst zu betrügen. — Der, welcher sich an diesen Probierstein gar nicht kehrt, sondern es sich in den Kopf setzt, den Privatfinn, ohne, oder selbst wider den Gemeinfinn, schon für gültig anzuerkennen, ist einem Gedankenspiel hingegeben, wobey er nicht in einer mit anderen gemeinsamen Welt, sondern (wie im Traum) in seiner eigenen sich sieht, verfährt und urtheilt. — Bisweilen kann es doch bloß an den Ausdrücken liegen, wodurch ein sonst helldenkender Kopf seine äußern Wahrnehmungen Anderen mittheilen will, daß sie nicht mit dem Princip des Gemeinfinnes zusammenstimmen wollen, und er auf seinem Sinne beharret. So hatte der geistvolle Verfasser der Oceana Harington die Grille, daß seine Ausdünstungen (effluvia) in Form der Fliegen von seiner Haut abspringen. Es können dieses aber wohl electriche Wirkungen auf einen mit diesem Stoff überladnen Körper gewesen seyn; wovon man auch sonst Erfahrung gehabt haben will, und er hat damit vielleicht nur eine Aehnlichkeit seines Gefühls mit diesem Absprunge, nicht das Sehen dieser Fliegen andeuten wollen.

Die

Die Werrückung mit **Wut** (*rabies*), einem *Affectu* des Zorns (gegen einen wahren oder eingebildeten Gegenstand), welcher ihn gegen alle Eindrücke vor äußern unempfindlich macht, ist nur eine Spielart der Störung, die öfters schreckhafter aussieht, als sie in ihren Folgen ist, welche, wie der *Paroxysm* in einer hitzigen Krankheit, nicht sowohl im Gemüth gewurzt, als vielmehr durch materielle Ursachen erregt wird, und oft durch den Arzt mit Einer *Gabe* gehoben werden kann.

### Von den Talenten im Erkenntnißvermögen.

§. 51. Unter **Talent** (*Naturgabe*) versteht man diejenige Vorzüglichkeit des Erkenntnißvermögens, welche nicht von der Unterweisung, sondern der natürlichen Anlage des *Subjectis* abhängt. Sie sind der *productive Wis* (*ingenium strictius s. materialiter dictum*), die *Sagacität* und die *Originalität* im Denken (das *Genie*).

Der *Wis* ist entweder der *vergleichende* (*ingenium comparans*), oder der *vernünftelnde Wis* (*ingenium argutans*). Der *Wis paare* (*assimilirt*) heterogene Vorstellungen, die oft nach dem Befehle der *Einbildungskraft* (der *Association*) weit auseinander liegen, und ist ein *eigenthümliches Verähnlichungsvermögen*, welches dem *Verstande* (als dem *Vermögen der Erkenntniß des Allgemeinen*), so fern er die *Gegenstände* unter *Gattungen* bringt, angehört. Er bedarf nachher der *Urtheilskraft*, um das *Besondere* unter dem *Allgemeinen* zu bestimmen, und das *Denkungsvermögen* zum *Erkennen* anzuwenden. — **Wichtig** (im Reden oder

Schreiben) zu seyn, kann durch den Mechanism der Schule und ihren Zwang nicht erlernt werden, sondern gehört, als ein besonderes Talent, zur Liberalität der Sinnesart in der wechselseitigen Gedankenmittheilung (*veniam damus petimusque vicissim*); einer schwer zu erklärenden Eigenschaft des Verstandes überhaupt — gleichsam seiner Gefälligkeit — die mit der Strenge der Urtheilskraft (*judicium discretivum*) in der Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere (der Gattungsbegriffe auf die der Species) contrastirt, als welche das Affimationsvermögen sowohl, als auch den Hang dazu, einschränkt.

Von dem specifischen Unterschiede des vergleichenden und des vernünftelnden Wißes.

A.

Von dem productiven Wiße.

§. 52. Es ist angenehm, beliebt und aufmunternd, Aehnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen aufzufinden und so, was der Wiß thut, für den Verstand Stoff zu geben, um seine Begriffe allgemein zu machen. Urtheilskraft dagegen, welche die Begriffe einschränkt und mehr zur Berichtigung als zur Erweiterung derselben beyträgt, wird zwar in allen Ehren genannt und empfohlen, ist aber ernsthaft, strenge und in Ansehung der Freyheit zu denken, einschränkend, eben darum aber unbeliebt. Des vergleichenden Wißes Thun und Lassen ist mehr Spiel; das der Urtheilskraft aber mehr Geschäfte. —  
 Jener

Jener ist eher eine Blüthe der Jugend, diese mehr eine reife Frucht des Alters. — Der im höheren Grade in einem Geistesproduct beyde verbindet, ist sinnreich (perspicax).

Witz hascht nach Einfällen; Urtheilskraft strebt nach Einsichten. Bedachtsamkeit ist eine Bürgermeister-tugend (die Stadt, unter dem Oberbefehl der Burg, nach gegebenen Befehlen zu schützen und zu verwahren). Dagegen, Kühn (hardi), mit Beyseitefegung der Bedenlichkeiten der Urtheilskraft, absprechen, wurde dem großen Verfasser des Natursystems Buffon von seinen Landsleuten zum Verdienst angerechnet, ob es zwar als Bagdad ziemlich nach Unbescheidenheit (Frivolität) ausseht. — Der Witz geht mehr nach der Brähe, die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (bons-mots), wie sie der Abt Trublet reichlich aufstellte, und den Witz dabey auf die Folter spannte, macht leichte Köpfe, oder ekelt den gründlichen nach gerade an. Er ist erfindertisch in Moden, d. i. den angenommenen Verhaltungsregeln, die nur durch die Neuheit gefallen, und ehe sie Gebrauch werden, gegen andere Formen, die eben so vorübergehend sind, ausgetauscht werden müssen.

Der Witz mit Wortspielen ist schaal; leere Grabsbeley (Micrologie) der Urtheilskraft aber pedantisch. Launigter Witz heißt ein solcher, der aus der Stimmung des Kopfs zum Paradoxen hervorgeht, wo hinter dem treuherzigen Ton der Einfalt doch der (durchtriebne) Schalk hervorblickt; jemanden (oder auch seine

Weys



Meinung) zum Gelächter aufzustellen; indem das Gehentheil des Beyfallswürdigen mit scheinbaren Lobsprüchen erhoben wird (Persiflage): z. B. „Swift's Kunst in der Poesie zu kriechen“ oder Butlers Hudibras; ein solcher Wiß das Verächtliche durch den Contrast noch verächtlicher zu machen, ist durch die Ueberraschung des Unerwarteten sehr aufmunternd; aber doch immer nur ein Spiel und leichter Wiß (wie der des Voltaire); dagegen der, welcher wahre und wichtige Grundsätze in der Einleitung aufstellt (wie Young in seinen Satyren) ein zentnerschwerer Wiß genannt werden kann, weil es ein Geschäft ist und mehr Bewunderung als Belustigung erregt.

Ein Sprichwort (proverbium) ist kein Wißwort (bon mot): denn es ist eine gemein gewordene Formel, welche einen Gedanken ausdrückt, der durch Nachahmung fortgepflanzt wird, und im Munde des Ersten wohl ein Wißwort gewesen seyn kann. Durch Sprichwörter reden ist daher die Sprache des Pöbels, und beweiset den gänzlichen Mangel des Wises im Umgange mit der feineren Welt.

Gründlichkeit ist zwar nicht eine Sache des Wises; aber sofern dieser durch das bildliche, was er den Gedanken anhängt, ein Vehikel oder Hülle für die Vernunft und deren Handhabung für ihre moralisch; practischen Ideen seyn kann, läßt sich ein gründlicher Wiß (zum Unterschiede des leichtern) denken. Als eine von den, wie es heißt, bewunderungswürdigen Sentenzen Samuel Johnsons über Weiber, wird die in Wallers Leben an

angeführt: „er lobte ohne Zweifel viele, die er sich zu heirathen würde geschämt haben, und heirathete vielleicht eine, die er sich geschämt haben würde, zu loben.“ Das Spielende der Antithese macht hier das ganze bewundertwerthliche aus; die Vernunft gewinnt dadurch nichts. — Wo es aber auf streitige Fragen für die Vernunft ankam, da könnte sein Freund Boswell keinen von ihm so unablässig gesuchten Orakelspruch heraussprechen, bei dem mindesten Witz verrathen hätte; sondern alles, was er über die Zweifler im Punkte der Religion, oder des Rechts einer Regierung, oder auch nur die menschliche Freyheit überhaupt herausbrachte, fiel, bey seinem natürlichen und durch Verwöhnung von Schmeichlern eingesetzten Despotism des Absprechens, auf plumpe Grobheit hinaus; die seine Berührer Narzigkeit \*) zu nennen beliebten; die aber sein großes Uebermaß eines in demselben Gedanken mit Gründlichkeit verknüpften Wahres bewies. — Auch schienen die Männer von Einflusse, die seinen Freunden kein Gehör gaben, welche ihn als ein fürs Parlament ausnehmend sangliches Glied vorschlugen, sein Talent wohl gewürdigt zu haben. — Dann der Witz, der zur Abfassung des Wörterbuchs eine Sprache

zu

\*) Boswell erzählt, daß, da ein gewisser Lord in seiner Gegenwart sein Bedauern äußerte, daß Johnson nicht eine feinere Erziehung gehabt hätte, Varetti gesagt habe: „Nein, nein, Mylord! Sie hätten mit ihm machen mögen, was sie gewollt, er wäre immer ein Bär geblieben; doch wohl, ein Tanzbär? sagte der Andere, welches ein Dritter, sein Freund, dadurch zu mildern vermeynte, daß er sagte: „Er hat nichts vom Wahren als das Fell.“

zureicht, langt darum noch nicht zu, Vernunftideen, die zur Einsicht in wichtigen Geschäften erforderlich sind, zu erwecken und zu beleben. — Bescheidenheit tritt von selbst in das Gemüth dessen ein, der sich hierzu berufen sieht, und Mißtrauen in seine Talente, für sich allein nicht zu entscheiden, sondern Anderer Urtheile (sofernfalls unhemmert) auch mit in Anschlag zu bringen, war eine Eigenschaft die Johnson nie anwandelte.

B.

• Von der Sagacität oder der Nachforschungs-  
gabe.

§. 39. Um etwas zu entdecken (was entweder in uns selbst, oder anderwärts verborgen liegt), dazu gehört in vielen Fällen ein besonderes Talent, Bescheid zu wissen, wie man gut suchen soll: eine Naturgabe vorläufig zu urtheilen (*judicii praeuii*); wo die Wahrheit wohl möchte zu finden seyn; den Dingen auf die Spur zu kommen, und die kleinsten Anlässe der Verwandtschaft zu benutzen, um das Gesuchte zu entdecken oder zu erfinden. Die Logik der Schulen lehrt uns nichts hierüber. Aber ein Vaco von Verulam gab ein glänzendes Beyspiel an seinem Organon von der Methode, wie durch Experimente die verborgene Beschaffenheit der Naturdinge könne aufgedeckt werden. Aber selbst dieses Beyspiel reicht nicht zu, eine Belehrung nach bestimmten Regeln zu geben, wie man mit Glück suchen solle, denn man muß immer hiebey etwas zuerst voraussetzen (von einer Hypothese anfangen), von da man seinen Gang antreten will, und das muß nach Principien, gewissen Ans

Anzeigen zu Folge, geschehen, und daran liegt es eben wie man diese auswittern soll. Denn blind, auf gut Glück, da man über einen Stein stolpert und eine Erystalle findet, hiemit auch einen Erzgang entdeckt, es zu wagen, ist wohl eine schlechte Anweisung zum Nachforschen. Denn noch giebt es Leute von einem Talent, gleichsam mit der Rünschelrute in der Hand den Schätzen der Erkenntniß auf die Spur zu kommen, ohne daß sie es gelernt haben, was sie denn auch andere nicht lehren, sondern es ihnen nur vormachen können; weil es eine Naturgabe ist.

C.

Von der Originalität des Erkenntnißvermögens  
oder dem Genie.

§. 54. Etwas erfinden ist ganz was anderes als etwas entdecken. Denn die Sache, welche man entdeckt, wird als vorher schon existierend angenommen, nur daß sie noch nicht bekannt war, z. B. Amerika vor dem Columbus; was man aber erfindet, z. B. das Schießpulver, war vor dem Künstler \*), der es machte,

\*) Das Schießpulver war lange vor des Königs Schwab Zeit schon in der Belagerung von Agexirat gebraucht worden und die Erfindung desselben scheint den Chinesen anzugehören. Es kann aber doch seyn, daß jener Deutsche, der dieses Pulver in seine Hände bekam, Versuche zur Zergliederung desselben (z. B. durch Auslaugen des darin befindlichen Salpeters, Abschwemmung der Kohle und Verbrennung des Schwefels) machte, und so es entdeckte, obgleich nicht erfunden hat.

machte, noch gar nicht bekannte. Beydes kann Verdienst seyn. Man kann aber etwas finden was man gar nicht sucht, (wie der Goldsucher den Phosphor), und da ist es auch gar kein Verdienst. — Nun heißt das Talent zum Erfinden das Genie. Man legt aber diesen Namen immer nur einem Künstler bey, also dem, der etwas zu machen versteht, nicht dem, der bloß vieles kennt und weiß; aber auch nicht einem bloß nachahmenden, sondern einem seine Werke ursprünglich hervorzubringen aufgelegten Künstler; endlich auch diesem nur, wenn sein Product musterhaft ist, d. i. wenn es verdient als Beyspiel (exemplar) nachgeahmt zu werden. — Also ist das Genie eines Menschen „die musikalische Originalität seines Talents“ (in Ansehung dieser oder jener Art von Kunstproducten). Man nennt aber auch einen Kopf, der die Anlage dazu hat ein Genie; da alldann dieses Wort nicht bloß die Naturgabe einer Person, sondern auch die Person selbst bedeuten soll. — In vielen Höchern Genie zu seyn ist ein vages Genie (wie Leonardo da Vinci).

Das eigentliche Feld für das Genie ist das der Erfindungskraft; weil diese schöpferisch ist, und weniger, als andere Vermögen, unter dem Zwange der Regeln steht, dadurch aber der Originalität desto fähiger ist. — Der Mechanismus der Unterweisung, weil diese jederzeit den Schüler zur Nachahmung nöthigt, ist dem Aufsteigen eines Genies, nämlich was seine Originalität betrifft, zwar allerdings nachtheilig. Aber jede Kunst bedarf doch gewisser mechanischer Grundregeln, nämlich der Angemessenheit des Productes zur untergelegten Idee, d. i.

d. i. Wahrheit in der Darstellung des Gegenstandes, der gedacht wird. Das muß nun mit Schulfrenge gelernt werden, und ist allerdings eine Wirkung der Nachahmung. Die Einbildungskraft aber auch von diesem Zwange zu befreyen, und das eigenthümliche Talent, sogar der Naturjuwider, regellos verfahren und schwärmen zu lassen, würde vielleicht originale Tollheit abgeben; die aber freylich nicht musterhaft seyn, und also auch nicht zum Genie gezählt werden würde.

Geist ist das belebende Princip im Menschen. In der französischen Sprache führen Geist und Wiß einerley Namen, Esprit. Im Deutschen ist es anders. Man sagt: eine Rede, eine Schrift, eine Dame in Gesellschaft, u. s. w. ist schön; aber ohne Geist. Der Vorath von Wiß macht es hier nicht aus; denn man kann sich auch diesen vereteln, weil seine Wirkung nichts bleibendes hinterläßt. Wenn alle jene obgenannte Sachen und Personen geistvoll heißen sollen, so müssen sie ein Interesse erregen und zwar durch Ideen. Denn das setzt die Einbildungskraft in Bewegung, welche für dergleichen Begriffe einen großen Spielraum vor sich sieht. Wie wäre es also: wenn wir das französische Wort genie mit dem deutschen eigenthümlicher Geist ausdrückten; denn unsere Nation läßt sich bereben, die Franzosen hätten ein Wort dafür aus ihrer eigenen Sprache, dergleichen wir in der unsrigen nicht hätten, sondern von ihnen borgen müßten, da sie es doch selbst aus dem lateinischen (genius) geborgt haben, welches nichts anders als einen eigenthümlichen Geist bedeutet.

Die Ursache aber, weswegen die musterhafte Originalität des Talents mit diesem mystischen Namen benannt wird, ist, weil der, welcher dieses hat, die Ausbrüche desselben sich nicht erklären, oder auch, wie er zu etner Kunst komme, die er nicht hat erlernen können, sich selbst nicht begreiflich machen kann. Denn Unsichtbarkeit (der Ursache zu etner Wirkung) ist ein Nebenbegriff vom Geiste (einem genius, der dem Talentvollen schon in seiner Geburt beygefelt worden), dessen Eingebung gleichsam er nur folgt. Die Gemüthskräfte aber müssen hiebey vermittelst der Einbildungskraft harmonisch bewegt werden; weil sie sonst nicht beleben, sondern sich einander stören würden, und das muß durch die Natur des Subjects geschehen: weßhalb man Genie auch das Talent nennen kann, „durch welches die Natur der Kunst die Regel giebt.“

§. 55. Ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sey, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltägigen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande, nicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beygetragen haben, (indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten: mag hier unerörtert bleiben. — Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner (besser Genieaffen) genannt, hat sich unter jenem Aushängeschild mit eingedrängt, welcher die Sprache ausserordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für

für stämperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griffе gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen, vorgiebt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber und Marktschreyer, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweihten, oder Nachhaber, vom Weisheitsstke herab im entscheidenden Tone abspricht und so die Armseligkeit des Geistes zu verdecken weiß. Was ist hiewieder anders zu thun, als zu lassen, und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen?

§. 56. Das Genie scheint auch, nach der Verschiedenheit des Nationalgeschlages und des Bodens, dem es angebohren ist, verschiedene ursprüngliche Reime in sich zu haben, und sie verschiedentlich zu entwickeln. Es schlägt bey den Deutschen mehr in die Wurzel, bey den Italiänern in die Krone, bey den Franzosen in die Blüthe, und bey den Engländern in die Frucht.

Noch ist der allgemeine Kopf (der alle verschiedenartige Wissenschaften befaßt) vom Genie, als dem erfinderischen, unterschieden. Der erstere kann es in demjenigen seyn, was gelernt werden kann; nämlich der die historische Erkenntniß von dem, was in Ansehung aller Wissenschaften bisher gethan ist, besitzt (Polyhistor), wie Jul. Caf. Scaliger. Der letztere ist der Mann, nicht sowohl von großem Umfange des Geistes, als intensiver Größe desselben in Allem Epoche zu machen,



was er unternimmt, (wie Newton, Leibniz). Der architectonische, der den Zusammenhang aller Wissenschaften, und wie sie einander unterstützen, methodisch einseht, ist ein nur subalternes aber doch nicht gemeines Genie. — Es giebt aber auch gigantische Gelehrsamkeit, die doch oft cyclopisch ist, der nämlich ein Auge fehlt: nämlich das, der wahren Philosophie, um diese Menge des historischen Wissens, die Frucht von hundert Cameelen, durch die Vernunft zweckmäßig zu benutzen.

Die bloßen Naturalisten des Kopfs (eleves de la nature, Autodidacti) können in manchen Fällen auch für Genies gelten, weil sie, ob sie zwar manches, was sie wissen, von Anderen hätten lernen können, für sich selbst ausgedacht haben, und ist dem, was an sich keine Sache des Genies ist, doch Genies sind: wie es, was mechanische Künste betrifft, in der Schweiz manche giebt, welche in diesen Künsten Erfinder sind; aber ein früh kluges Wunderkind (ingenium praecox) wie in Lüneburg Helnecke, oder in Halle Varatier, von ephemerischer Existenz, sind Abschweifungen der Natur von ihrer Regel, Raritäten fürs Naturalien cabinet, und lassen ihre überfrühe Zeitigung zwar bewundern, aber oft auch von denen, die sie beförderten, im Grund bereuen.

\* \* \*

Weil am Ende der ganze Gebrauch des Erkenntnißvermögens, zu seiner eigenen Beförderung, selbst im theoretischen Erkenntniß, doch der Vernunft bedarf, welche die

die Regel giebt, nach welcher es allein befördert werden kann: so kann man den Anspruch, den die Vernunft an dasselbe macht, in die drey Fragen zusammenfassen, welche nach den drey Fakultäten desselben gestellt sind:

Was will ich? (frägt der Verstand) \*).

Worauf kommt's an? (frägt die Urtheilskraft)

Was kommt heraus? (frägt die Vernunft.)

Die Köpfe sind in der Fähigkeit der Beantwortung aller dieser drey Fragen sehr verschieden. — Die erste erfordert nur einen klaren Kopf sich selbst zu verstehen; und diese Naturgabe ist, bey einiger Cultur, ziemlich gemein; vornehmlich wenn man darauf aufmerksam macht. — Die zweyte treffend zu beantworten, ist weit seltener; denn es bieten sich vielerley Arten der Bestimmung des vorliegenden Begriffs und der scheinbaren Auflösung der Aufgabe dar: welche ist nun die einzige, die dieser genau angemessen ist? (z. B. in Processen oder im Beginnen gewisser Handlungsplane zu demselben Zweck.) Hierzu giebt es ein Talent der Auswahl des in einem gewissen Falle gerade zutreffenden (*judicium discretium*), welches sehr erwünscht, aber auch sehr selten ist. Der Advocat, der mit viel Gründen angezogen kommt, die seine Behauptung bewähren sollen, erschwert dem Richter sehr seine Sentenz, weil er selbst nur herumtappt; weiß er aber, nach der Erklärung dessen, was er will, den Punkt zu treffen (denn der ist nur ein einziger), worauf

§ 3

es

\*) Das Wollen wird hier blos im theoretischen Sinn verstanden: Was will ich als wahr behaupten?

es ankommt, so ist es kurz abgemächt und der Spruch der Vernunft folgt von selbst.

Der Verstand ist positiv und vertreibt die Finsterniß der Unwissenheit — die Urtheilskraft mehr negativ zu Verhütung der Irrthümer aus dem dämmernden Lichte, darin die Gegenstände erscheinen. — Die Vernunft verstopft die Quelle der Irrthümer (die Worturtheile) und sichert hiemit den Verstand durch die Allgemeinheit der Principien. — Büchergelehrsamkeit vermehrt zwar die Kenntnisse, aber erweitert nicht den Begriff und die Einsicht, wo nicht Vernunft dazu kommt. Diese ist aber noch vom Vernünfteln, dem Spiel mit bloßen Versuchen im Gebrauche der Vernunft, ohne ein Gesetz derselben, unterschieden. Wenn die Frage ist: ob ich Gespenster glauben soll? so kann ich über die Möglichkeit derselben auf allerley Art vernünfteln; aber die Vernunft verbietet abergläubisch, d. i. ohne ein Princip der Erklärung des Phänomens nach Erfahrungsgesetzen, die Möglichkeit desselben anzunehmen.

Durch die große Verschiedenheit der Köpfe, in der Art wie sie eben dieselben Gegenstände, ungleichen sich untereinander ansehen; durch das Reiben derselben an einander und die Verbindung derselben sowohl als ihre Trennung, bewirkt die Natur ein sehenswürdiges Schauspiel auf der Bühne der Beobachter und Denker von unendlich verschiedener Art. Für die Klasse der Denker können folgendes Maximen (die als zur Weisheit führend bereits oben erwähnt worden) zu unwandelbaren Geboten gemacht werden:

1) Selbst

- 1) Selbst denken.
- 2) Sich (in der Mittheilung mit Menschen) in die Stelle jedes Andern zu denken.
- 3) Jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken.

Das erste Prinzip ist negativ (nullius addictus jurare in verba Magistri), das der zwangsfreyen; das zweyte positiv, der liberalen, sich den Begriffen Anderer bequemenden; das dritte der consequenten (folgerechten) Denkungsart; von deren jeder, noch mehr aber von ihrem Gegentheil, die Anthropologie Beispiele aufstellen kann.

Die wichtigste Revolution in dem Innern des Menschen ist: „der Ausgang desselben aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.“ Statt dessen, daß bis dahin andere für ihn dachten und er bloß nachahmte, oder am Gängelbände sich leiten ließ, wagt er es jetzt, mit eigenen Füßen auf dem Boden der Erfahrung, wenn gleich noch wackelnd, fortzuschreiten.

Zweytes Buch.

Das Gefühl der Lust und Unlust.

---

Eintheilung.

1) Die sinnliche, 2) die intellectuelle Lust. Die erstere entweder A) durch den Sinn (das Vergnügen), oder B) durch die Einbildungskraft (der Geschmack); die zweite (nämlich intellectuelle) entweder a) durch darstellbare Begriffe oder b) durch Ideen, — — und so wird auch das Gegentheil, die Unlust vorgestellt.

Von der sinnlichen Lust.

---

A.

Vom Gefühl für das Angenehme oder der sinnlichen Lust in der Empfindung eines Gegenstandes.

§. 57. Vergnügen ist eine Lust durch den Sinn, und was diesen belustigt, heißt angenehm. Schmerz ist die Unlust durch den Sinn, und was jenen hervorbringt, ist unangenehm. — Sie sind einander nicht wie Erwerb und Mangel (+ und o), sondern wie Erwerb und Verlust (+ und —) d. i. eines dem anderen nicht bloß als Gegentheil contradictorie, s. logice

ee oppositum), sondern auch als Widerspiel (contrarie s. realiter oppositum) entgegengesetzt. — Die Ausdrücke von dem, was gefällt oder mißfällt und dem, was dazwischen ist, dem Gleichgültigen, sind zu weit; denn sie können auch aufs Intellectuelle gehen: wo sie dann mit Vergnügen und Schmerz nicht zusammentreffen würden.

Man kann diese Gefühle auch durch die Wirkung erklären, die die Empfindung unseres Zustandes auf das Gemüth macht. Was unmittelbar (durch den Sinn) mich antreibt meinen Zustand zu verlassen (aus ihm herauszugehen): ist mir unangenehm — es schmerzt mich; was eben so mich antreibt, ihn zu erhalten (in ihm zu bleiben): ist mir angenehm, es vergnügt mich. Wir sind aber unaufhaltsam im Ströme der Zeit und den damit verbundenen Wechsel der Empfindungen fortgeführt. Ob nun gleich das Verlassen des einen Zeitpunkts und das Eintreten in den anderen ein und derselbe Act (des Wechsels) ist, so ist doch in unserem Gedanken und dem Bewußtseyn dieses Wechsels eine Zeitfolge; dem Verhältniß der Ursache und Wirkung gemäß. — Es fragt sich nun: ob das Bewußtseyn des Verlassens des gegenwärtigen Zustandes, oder ob der Prospect des Eintretens in einen künftigen in uns die Empfindung des Vergnügens erwecke? Im ersten Fall ist das Vergnügen nichts anders als Aufhebung eines Schmerzes und etwas Negatives; im zweyten würde es Vorempfindung einer Annehmlichkeit, also Vermehrung des Zustandes der Lust, mithin etwas Positives seyn. Es läßt sich aber auch schon zum Voraus errathen, daß das erstere allein

L 5

statt

statt finden werde; denn die Zeit schleppt uns vom Gegenwärtigen zum Künftigen (nicht umgekehrt), und daß wir zuerst genöthigt werden aus dem Gegenwärtigen hervorzugehen, unbestimmt in welchen Anderen wir treten werden, nur so daß er doch ein Anderer ist, das kann allein die Ursache des angenehmen Gefühls seyn.

Bergnügen ist das Gefühl der Beförderung; Schmerz das einer Hinderniß des Lebens, Leben aber (des Thiers) ist, wie auch schon die Aerzte angemerkt haben, ein continuirliches Spiel des Antagonismus von beyden.

Also muß vor jedem Bergnügen der Schmerz vorhergehen; der Schmerz ist immer das erste. Denn was würde aus einer continuirlichen Beförderung der Lebenskraft, die über einen gewissen Grad sich doch nicht steigern läßt, anders folgen als ein schneller Tod vor Freude?

Auch kann kein Bergnügen unmittelbar auf das andere folgen; sondern zwischen einem und dem anderen muß sich der Schmerz einfinden. Es sind kleine Hemmungen der Lebenskraft, mit dazwischen gemengten Beförderungen derselben, welche den Zustand der Gesundheit ausmachen, den wir irrigerweise für ein continuirlich gefühltes Wohlbefinden halten; da er doch nur aus ruckweise (mit immer dazwischen eintretenden Schmerz) einander folgenden angenehmen Gefühlen besteht. Der Schmerz ist der Stachel der Thätigkeit und in dieser fühlen wir allererst unser Leben; ohne diesen würde Leblosigkeit eintreten.

Die

Die Schmerzen, die langsam vergehen (wie das allmähliche Genesen von einer Krankheit oder der langsame Wiedererwerb eines verlorenen Capitals), haben kein lebhaftes Vergnügen zur Folge, weil der Uebergang unmerklich ist. — Diese Sätze des Grafen Veri unterschreibe ich mit voller Ueberszeugung.

### Erläuterung durch Beispiele.

Warum ist das Spiel (vornehmlich um Geld) so anziehend, und wenn es nicht gar zu eigennützig ist, die beste Zerstreuung und Erholung nach einer langen Anstrengung der Gedanken; denn durch Nichtsthun erholt man sich nur langsam? Weil es der Zustand eines unablässig wechselnden Fürchtens und Hoffens ist. Die Abendmahlzeit nach demselben schmeckt und bekommt auch besser. — Wodurch sind Schauspiele (es mögen Trauer- oder Lustspiele seyn) so anlockend? Weil in allen gewisse Schwierigkeiten, — Nengstlichkeit und Verlegenheit, zwischen Hoffnung und Freude, — eintreten und so das Spiel einander widriger Affecten beym Schlusse des Stücks dem Zuschauer Vesförderung des Lebens ist, in dem es ihn innerlich in Motion versetzt hat. — Warum schließt ein Liebesroman mit der Trauung, und wegen ist ein ihm angehängter Supplement-Band (wie im Fiedling), der ihn, von der Hand eines Stämpers, noch in der Ehe fortsetzt, widrig und abgeschmackt? Weil Eifersucht, als Schmerz der Verliebten, zwischen ihre Freuden und Hoffnungen, vor der Ehe Würze für den

*Leser,  
Lernung des Lesers, der in dem stillen, stillen, stillen,  
nicht mehr selbst vor dem Leser, der in dem stillen,  
Lernung des Lesers.*



Leser, in der Ehe aber Gift ist; denn, um in der Romanensprache zu reden, ist „das Ende der Liebesschmerzen zugleich das Ende der Liebe“ (versteht sich mit Affect). — Warum ist Arbeit die beste Art sein Leben zu genießen? Weil sie beschwerliche (an sich unangenehme und nur durch den Erfolg ergöckende) Beschäftigung ist, und die Ruhe, durch das bloße Verschwinden einer langen Beschwerde, zur fühlbaren Lust, dem Frohseyn, wird; da sie sonst nichts genießbares seyn würde. — Der Toback (er werde geraucht oder geschnupft) ist zunächst mit einer unangenehmen Empfindung verbunden. Aber gerade dadurch, daß die Natur (durch Absonderung eines Schleims der Gaumen oder der Nase) diesen Schmerz augenblicklich aufhebt, wird er (vornehmlich der erstere) zu einer Art von Gesellschaft, durch Unterhaltung und immer neue Erweckung der Empfindungen und selbst der Gedanken; wenn diese gleich hiebey nur herumsehweifend sind. — Wenn endlich auch kein positiver Schmerz zur Thätigkeit anreizt, den wird allenfalls ein negativer die lange Weile, als Leere an Empfindung, die der an den Wechsel derselben gewöhnte Mensch in sich wahrnimmt, indem er den Lebenstrieb doch womit auszufüllen bestrebt ist, oft dermaßen afficiren, daß er eher etwas zu seinem Schaden, als gar nichts zu thun sich angetrieben fühlt.

### Von der langen Weile und dem Kurzweil.

§. 58. Sein Leben fühlen, sich vergnügen, ist also nichts anders als: sich continuirlich getrieben fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, (der also ein

eben

*[Handwritten notes and scribbles at the bottom of the page, including the word 'eben' and various illegible markings.]*

eben so oft wiederkommender Schmerz seyn muß). Hieraus erklärt sich auch die drückende, ja ängstliche Beschwermlichkeit der langen Weile, für Alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind (cultivirte Menschen). \*) Dieser Druck oder Antrieb, jedem Zeitpunkt, darin wir sind, zu verlassen und in den folgenden überzugehen, ist accelerirend und kann bis zur Entschliesung wachsen, seinem Leben ein Ende zu machen, weil der äppige Mensch den Genuß aller Art versucht hat, und keiner für ihn mehr neu ist; wie man in Paris vom Lord Ross daunt sagte: „die Engländer erheuten sich, um sich die Zeit zu passiren.“ — — Die in sich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen (horror vacui), und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schicksal den Lebensfaden schnell abreißt.

Hier:

\*) Der Caraibe ist durch seine angeborne Leblosigkeit von dieser Beschwermlichkeit frey. Er kann stundenlang mit seiner Angelruthe sitzen ohne etwas zu fangen; die Gedankenlosigkeit ist ein Mangel des Stachels der Thätigkeit, der immer einen Schmerz bey sich führt, und dessen jener überhoben ist. — Unsere Lesewelt von verfeinertem Geschmack wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserey (eine Art von Nichtsthun) erhalten, nicht um sich zu cultiviren, sondern zu genießen; so, daß die Köpfe dabey immer leer bleiben und keine Ueberfättigung zu besorgen ist; indem sie ihrem geschäftigen Müßiggange den Anstrich einer Arbeit geben, und sich in demselben einen würdigen Zeitaufwand vorpiegeln, der doch um nichts besser ist als jener, welchen das Journal des Luxus und der Moden dem Publikum anbietet.

Hieraus erklärt sich auch, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerley genommen werden; weil, je schneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns desto erquickter fühlen; wie eine Gesellschaft, die sich auf einer Lustreise im Wagen drey Stunden lang mit Gesprächen wohl unterhalten hat, bey dem Aussteigen, wenn einer von ihnen nach der Uhr sieht, fröhlich sagt: wo ist die Zeit geblieben? oder wie kurz ist uns die Zeit geworden? Da im Gegentheil, wenn die Aufmerksamkeit auf die Zeit nicht Aufmerksamkeit auf einen Schmerz, über den wir wegzuseyn uns bestreben, sondern auf ein Vergnügen wäre, man wie häufig jeden Verlust der Zeit bedauern würde. — Unterredungen, die wenig Wechsel der Vorstellungen enthalten, heißen langweilig, eben hiemit auch beschwerlich, und ein kurzweiliger Mann wird, wenn gleich nicht für einen wichtigen, doch für einen angenehmen Mann gehalten, der, sobald er nur ins Zimmer tritt, gleich aller Mitgäste Gesichter erheitert; wie durch ein Frohspeyn wegen Befreyung von einer Beschwerde.

Wie ist aber das Phänomen zu erklären, daß ein Mensch, der sich den größten Theil seines Lebens hindurch mit langer Weile gequält hat, so daß ihm jeder Tag lang wurde, doch am Ende des Lebens über die Kürze des Lebens klagt? — Die Ursache hievon ist in der Analogie mit einer ähnlichen Beobachtung zu suchen: woher die deutschen (nicht gemessenen oder mit Meilenzeiger, wie die russischen Werste, versehenen) Meilen, je näher zur Hauptstadt (z. B. Berlin), immer desto kleiner, je weiter aber davon (in Pommern) desto größer werden; nämlich die Fülle der gesehenen Gegenstände

(Dors)

(Dorfer und Landhäuser) bewirkt in der Erinnerung den täuschenden Schluß, auf einen großen zurückgelegten Raum, folglich auch auf eine längere dazu erforderlich gewesene Zeit; das Leere aber im letzteren Fall wenig Erinnerung des Gesehenen, und also den Schluß auf einen kürzeren Weg und folglich kürzere Zeit, als sich nach der Uhr ergeben würde. — Eben-so wird die Menge der Abschnitte, die den letzten Theil des Lebens mit mannigfaltigen veränderten Arbeiten auszeichnen, dem Alten die Einbildung von einer längeren zurückgelegten Lebenszeit erregen, als er nach der Zahl der Jahre geglaubt hatte, und das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben (*vitam extendere factis*), ist das einzige sichere Mittel seines Lebens froh und dabey doch auch lebensfatt zu werden. „Je mehr du gedacht, je mehr du gethan hast, desto länger hast du (selbst in deiner eignen Einbildung) gelebt“. — Ein solcher Beschluß des Lebens geschieht nun mit Zufriedenheit.

Wie steht es aber mit der Zufriedenheit (*acquiescentia*) während dem Leben? — Sie ist dem Menschen unerreichbar: weder in moralischer (mit sich selbst, im Wohlverhalten zufrieden zu seyn) noch in pragmatischer Hinsicht (mit seinem Wohlbestanden, was er sich durch Geschicklichkeit und Klugheit zu verschaffen denkt). Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehen kann: um immer zum Bessern fortzuschreiten, und auch im letzten Augenblicke des Lebens ist die Zufriedenheit mit dem letzten Abschnitte desselben nur comparativ (theils indem wir uns mit dem

dem

dem Loose Anderer, theils auch mit uns selbst verglichen) so zu nennen; nie aber, ist sie rein und vollständig. — Im Leben (absolut) zufrieden zu seyn, wäre thatlose Ruhe und Stillstand der Triebfedern, oder Abstumpfung der Empfindungen und der damit verknüpften Thätigkeit. Eine solche aber kann eben so wenig mit dem intellectuellen Leben des Menschen zusammen bestehen, als der Stillstand des Herzens in einem thierischen Körper, auf den, wenn nicht (durch den Schmerz) ein neuer Anreiz ergeht, unvermeidlich der Tod folgt.

Anmerkung. In diesem Abschnitte sollte nun auch von Affecten, als Gefühlen der Lust und Unlust, die die Schranken der inneren Freyheit im Menschen überschreiten, gehandelt werden. Allein da diese mit den Leidenschaften, welche in einem andern Abschnitte, nämlich dem des Begehrungsvermögens, vorkommen, oft vermengt zu werden pflegen, und doch auch damit in naher Verwandtschaft stehen: so werde ich ihre Erörterung bey Gelegenheit dieses dritten Abschnittes vornehmen.

§. 59. Habituell zur Fröhlichkeit gestimmt zu seyn, ist zwar mehrentheils eine Temperaments Eigenschaft, kann aber auch oft eine Wirkung von Grundsätzen seyn; wie Epicurus, von andern so genanntes und darum verschrieenes Wohllustsprincip, was eigentlich das stets fröhliche Herz des Weisen bedeuten sollte. — Gleichmüthig ist der, welcher sich weder erfreut noch betrübt, und von dem, der gegen die Zufälle des Lebens gleichgültig, mithin von stumpfem Gefühl ist, sehr

sehr unterschieden. — Von der Gleichmüthigkeit unterscheidet sich die launische Sinnesart (vermuthlich hat sie anfänglich lunatisch geheißen), welche eine Disposition zu Anwandlungen eines Subjects zur Freude oder Traurigkeit ist, von denen dieses sich selbst keinen Grund angeben kann, und die vornehmlich den Hypochondristen anhängt. Sie ist von dem launigten Talent (eines Butler oder Sterne) ganz unterschieden; welches durch die absichtlich verkehrte Stellung, in die der witzige Kopf die Gegenstände setzt, (gleichsam sie auf den Kopf stelle), mit schalkhafter Einfalt dem Zuhörer oder Leser das Vergnügen macht, sie selbst zurecht zu stellen. — Empfindsamkeit ist jener Gleichmüthigkeit nicht entgegen. Denn sie ist ein Vermögen und eine Stärke, den Zustand sowohl der Lust als Unlust zuzulassen, oder auch vom Gemüth abzuhalten, und hat also eine Wahl. Dagegen ist Empfindelley eine Schwäche, durch Theilnehmung an anderer ihrem Zustande, die gleichsam auf dem Organ des Empfindelnden nach Belieben spielen können, sich auch wider Willen afficieren zu lassen. Die erstere ist männlich; denn der Mann, welcher einem Weibe oder Kinde Beschwerlichkeiten oder Schmerz ersparen will, muß so viel seines Gefühl haben, als nöthig ist, um anderer ihre Empfindung, nicht nach seiner Stärke, sondern ihrer Schwäche zu beurtheilen, und die Zartheit seiner Empfindung ist zur Großmuth nothwendig. Dagegen ist die thatleere Theilnehmung seines Gefühls, sympathetisch zu anderer ihren Gefühlen das seine mitzuböhen, und sich so bloß leidend afficieren zu lassen, läppisch und kindisch. — So kann und sollte es Frömmigkeit in guter Laune geben; so kann

und soll man beschwerliche, aber nothwendige, Arbeit in guter Laune verrichten; ja selbst sterben in guter Laune: denn alles dieses verliert seinen Werth dadurch, daß es in übler Laune und mürrischer Stimmung begangen oder erlitten wird.

Von dem Schmerz, über dem man vorsehllich als einem, der nie anders als mit dem Leben aufhören soll, brüdet, sagt man; daß jemand sich etwas (ein Uebel) zu Gemüthe ziehe. — Man muß sich aber nicht zu Gemüthe ziehen; denn was sich nicht ändern läßt, muß aus dem Sinn geschlagen werden: weil es Unsiun wäre, das Geschehene ungeschehen machen zu wollen. Sich selbst bessern geht wohl an, und ist auch Pflicht; an dem aber, was schon außer meiner Gewalt ist, noch bessern zu wollen, ist ungereimt. Aber etwas zu Herzen nehmen, worunter jeder gute Rath, oder Lehre verstanden wird, die man sich angelegen zu seyn den festen Vorsatz faßt; ist eine überlegte Gedankenrichtung; seinen Willen mit genugsam starkem Gefühl zur Ausübung desselben zu verknüpfen. — Die Buße des Selbstpeinigers, statt der schnellen Verwendung seiner Gesinnung auf einen besseren Lebenswandel, ist rein verlorene Mühe, und hat noch wohl die schlimme Folge, bloß dadurch (durch die Reue) sein Schuldregister für getilgt zu halten, und so sich die, vernünftiger Weise jetzt noch zu verdoppelnde, Bestrebung zum Besseren, zu ersparen.

§. 60. Eine Art sich zu vergnügen ist zugleich Kultur: nämlich Vergrößerung der Fähigkeit noch mehr Vergnügen dieser Art zu genießen; dergleichen das mit  
Wiss:

Wissenschaften und schönen Künsten ist. Eine andere Art aber ist A b n u ß u n g: welche uns des ferneren Genusses immer weniger fähig macht. Auf welchem Wege man aber auch immer Vergnügen suchen mag; so ist es, wie bereits oben gesagt, eine Hauptmaxime, es sich so zu messen, daß man noch immer damit steigen kann; denn damit gesättigt zu seyn, bewirkt denjenigen ekeln den Zustand, der dem verwöhnten Menschen das Leben selbst zur Last macht, und Weiber unter dem Namen der *Vapeurs*, verzehrt. — — Junger Mensch! (ich wiederhole es) gewinne die Arbeit lieb; versage dir Vergnügen, nicht um ihnen zu entsagen, sondern, so viel als möglich, immer nur im Prospect zu behalten. Stumpfe die Empfänglichkeit für dieselbe nicht durch Genuß frühzeitig ab. Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden physischen Genusses nie bedauern läßt, wird selbst in dieser Aufopferung dir ein Capital von Zufriedenheit zusichern, welches vom Zufall oder dem Naturgesetze unabhängig ist.

§. 61. Wir urtheilen aber auch über Vergnügen und Schmerz durch ein höheres Wohlgefallen oder Mißfallen an uns selbst (nämlich das moralische): ob wir uns demselben weigern oder überlassen sollen.

1) Der Gegenstand kann angenehm seyn, aber das Vergnügen an demselben mißfallen. Daher der Ausdruck von einer bitteren Freude. — Der, welcher in mißlichen Glücksumständen ist, und nun seine Aeltern, oder einen würdigen und wohlthätigen Anverwandten beerbt, kann nicht vermeiden sich über ihr Ab-



sterben zu freuen; aber auch nicht, sich diese Freude zu verweisen. Eben das geschieht im Gemüthe eines Adjuncts, der einem von ihm verehrten Vorgänger mit ungeheuchelter Traurigkeit im Leichenbegängnisse folgt.

2) Der Gegenstand kann unangenehm seyn; aber der Schmerz über ihn gefällt. Daher der Ausdruck süßer Schmerz: z. B. einer sonst wohlhabend hinterlassenen Wittwe, die sich nicht will trösten lassen; welches oft ungebührlicherweise für Affectation ausgelegt wird.

Dagegen kann das Vergnügen überdem noch gefallen, nämlich dadurch, daß der Mensch an solchen Gegenständen, mit denen sich zu beschäftigen ihm Ehre macht, ein Vergnügen findet: z. B. die Unterhaltung mit schönen Künsten, statt des bloßen Sinnengenusses, und dazu noch das Wohlgefallen daran, daß er (als ein feiner Mann) eines solchen Vergnügens fähig ist. — Eben so kann der Schmerz eines Menschen obenein ihm noch mißfallen. Jeder Haß eines Beleidigten ist Schmerz; aber der Wohlbedenkende kann doch nicht umhin, es sich zu verweisen, daß, selbst nach der Genugthuung, er noch immer einen Groll gegen ihn übrig behält.

§. 62. Vergnügen, was man selbst (gesetzmäßig) erwirbt, wird verdoppelt gefühlt; einmal als Gewinn und dann noch obenein als Verdienst (die innere Zurrechnung selbst Urheber desselben zu seyn). — Erarbeitetes Geld vergnügt, wenigstens dauerhafter, als im Glücksspiel gewonnenes, und, wenn man auch über das

das Allgemeinschädliche der Lotterie wegsticht, so liegt doch im Gewinn durch dieselbe etwas, dessen sich ein wohlbedenkender Mensch schämen muß. — Ein Uebel, daran eine fremde Ursache schuld ist, schmerzt; aber woran man selbst schuld ist, betrübt und schlägt nieder.

Wie ist es aber zu erklären oder zu vereinigen: daß bey einem Uebel, was jemanden von Anderen widerfährt, zweyerley Sprache geführt wird? — So sagt z. B. einer der Leidenden: „ich wollte mich zufrieden geben, wenn ich nur die mindeste Schuld daran hätte;“ ein Zweyter aber: „es ist mein Trost, daß ich daran ganz unschuldig bin“. — Unschuldig leiden entrüstet; weil es Beleidigung von einem Anderen ist. — Schuldig leiden schlägt nieder; weil es innerer Vorwurf ist. — Man sieht leicht, daß von jenen beyden der Zweyte der bessere Mensch sey.

§. 63. Es ist eben nicht die lieblichste Bemerkung an Menschen: daß ihr Vergnügen durch Vergleichung mit Anderer ihrem Schmerz erhöht, der eigene Schmerz aber durch die Vergleichung mit Anderer ähnlichen, oder noch größeren Leiden, vermindert wird. Diese Wirkung ist aber blos psychologisch (nach dem Satze des Contrarius: *opposita juxta se posita magis elucescunt*) und hat keine Beziehung aufs Morallische: etwa Anderen Leiden zu wünschen, damit man die Behaglichkeit seines eignen Zustandes desto inniglicher fühlen möge. Man leidet vermittelst der Einbildungskraft mit dem Anderen mit, — so wie, wenn man jemanden, aus dem Gleichge-

wicht gekommen, dem Fallen nahe steht, man unwillkürlich und vergeblich, sich auf die Gegenseite hinbeugt, um ihn gleichsam gerade zu stellen) und ist nur froh in das selbe Schicksal nicht auch verflochten zu seyn. \*) Daher läuft das Volk mit heftiger Begierde die Hinführung eines Delinquenten und dessen Hinrichtung anzusehen, als zu einem Schauspiel. Denn die Gemüthsbewegungen und Gefühle, die sich an seinem Gesicht und Betragen äußern, wirken sympathetisch auf den Zuschauer und hinterlassen, nach der Bedrängung desselben durch die Einbildungskraft, deren Stärke durch die Heftigkeit noch erhöht wird) das sanfte, aber doch ernste Gefühl einer Abspannung, welche den darauf folgenden Lebensgenuß desto fühlbarer macht.

Auch wenn man seinen Schmerz mit andern möglichen an seiner eigenen Person vergleicht, wird er das durch doch erträglicher. Dem, welcher ein Bein gebrochen hat, kann man dadurch sein Unglück doch erträglicher machen, wenn man ihm zeigt, daß es leicht hätte das Genick treffen können.

Das gründlichste und leichteste Besänftigungsmittel aller Schmerzen ist der Gedanke, den man einem vernünftigen Menschen wohl anmuthen kann: daß das Leben

\*) *Suave mari magno, turbantibus aequora ventis  
E terra alterius magnum spectare laborem.  
Non quia vexari quonquam est iucunda voluptas,  
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suas est.*

Lucret.

ben überhaupt, was den Genuß desselben betrifft, der von Glücksumständen abhängt, gar keinen eigenen Werth, und nur was den Gebrauch desselben anlangt, zu welchen Zwecken es gerichtet ist, einen Werth habe, den nicht das Glück, sondern allein die Weisheit dem Menschen verschaffen kann; der also in seiner Gewalt ist. Wer ängstlich wegen des Verlustes desselben besümmert ist, wird des Lebens nie froh werden.

---

## Vom Gefühl für das Schöne

d. i.

der theils sinnlichen theils intellectuellen Lust in der  
reflectirten Anschauung

oder

dem Geschmack.

§. 64. Geschmack, in der eigentlichen Bedeutung des Worts, ist, wie schon oben gesagt, die Eigenschaft eines Organs (der Zunge, des Gaumens und des Schlundes), von gewissen aufgelöseten Materien im Essen oder Trinken specifisch afficirt zu werden. Er ist in seinem Gebrauche entweder bloß als Unterscheidungs-; oder auch zugleich als Wohlgeschmack, zu verstehen [z. B. ob etwas süß oder bitter sey, oder ob das Bekostete (süße oder bittere) angenehm sey]. Der erstere kann allgemeine Uebereinstimmung in der Art, wie gewisse Materien zu benennen sind, der letztere aber kann niemals ein allgemeingültiges Urtheil abgeben: daß nämlich (z. B. das Bittere) was mir angenehm ist, auch jedermann angenehm seyn werde. Der Grund davon ist klar; weil Lust oder Unlust nicht zum Erkenntnißvermögen in Ansehung der Objecte gehören, sondern Bestimmungen des Subjects sind, also äußeren Gegenständen nicht beygelegt werden können. — Der Wohlgeschmack enthält also zugleich den Begriff von einer

einer Unterscheidung durch Wohlgefallen oder Mißfallen, welche ich mit der Vorstellung des Gegenstandes in der Wahrnehmung oder Einbildung verbinde.

Nun wird aber auch das Wort *Geschmack* für ein sinnliches Beurtheilungsvermögen genommen, nicht bloß, nach der Sinnesempfindung, für mich selbst, sondern auch, nach einer gewissen Regel zu wählen, die als für jedermann geltend vorge stellt wird. Diese Regel kann empirisch seyn; wo sie aber alsdann auf keine wahre Allgemeinheit, folglich auch nicht auf Nothwendigkeit (es müsse im Wohlgeschmack jedes Anderen Urtheil mit dem meinigen übereinstimmen) — Anspruch machen kann. So gilt nämlich die Geschmacksregel in Ansehung der Wahlzeiten, für die Deutschen mit einer Suppe, für Engländer aber mit derber Kost anzufangen; weil eine durch Nachahmung allmählig verbreitete Gewohnheit es zur Regel der Anordnung einer Tafel gemacht hat.

Aber es giebt auch einen Wohlgeschmack, dessen Regel a priori begründet seyn muß, weil sie Nothwendigkeit, folglich auch Gültigkeit für jedermann, ankündigt, wie die Vorstellung eines Gegenstandes in Beziehung auf das Gefühl der Lust oder Unlust zu beurtheilen sey; (wo also die Vernunft ingeheim mit im Spiel ist, ob man zwar das Urtheil derselben nicht aus Vernunftsprincipien ableiten und es darnach beweisen kann) und diesen Geschmack könnte man den vernünftelnden, zum Unterschiede vom empirischen als dem Sinnensgeschmack (jenen *gustus reflectens*, diesen *reflexus*) nennen.

Alle Darstellung seiner eigenen Person oder seiner Kunst mit Geschmack setzt einmengesellschaftlichen Zustand (sich mitzutheilen) voraus, der nicht immer gefellig (theilnehmend an der Lust Anderer), sondern im Anfange gemeinlich barbarisch, ungesellig und bloß wetteifernd ist. — In völliger Einsamkeit wird niemand sich sein Haus schmücken oder ausputzen; er wird es auch nicht gegen die Seinigen (Weib und Kinder), sondern nur gegen Fremde thun; um sich vortheilhaft zu zeigen. Im Geschmack (der Auswahl) aber, d. i. in der ästhetischen Urtheilskraft, ist es nicht unmittelbar die Empfindung (das Materiale der Vorstellung des Gegenstandes), sondern wie es die freye (productive) Einbildungskraft durch Dichtung zusammenpaart, d. i. die Form, was das Wohlgefallen an demselben hervorbringt: denn nur die Form ist es, was des Ausspruchs auf eine allgemeine Regel für das Gefühl der Lust fähig ist. Von der Sinnenempfindung; die, nach Verschiedenheit der Sinnesfähigkeit der Subjecte, sehr verschieden seyn kann, darf man eine solche allgemeine Regel nicht erwarten. — Man kann also den Geschmack so erklären: „Geschmack ist das Vermögen der ästhetischen Urtheilskraft, allgemeingültig zu wählen.“

Er ist also ein Vermögen der gesellschaftlichen Beurtheilung äußerer Gegenstände in der Einbildungskraft. — Hier fühlt das Gemüth seine Freyheit im Spiele der Einbildungen (also der Sinnlichkeit); denn die Socialität mit andern Menschen setzt Freyheit voraus, — und dieses Gefühl ist Lust. — Aber die Allgemeingültigkeit dieser Lust für jedermann, durch welche die

Wahl

Wahl mit Geschmack (des Schönen) sich von der Wahl durch bloße Sinnenempfindung (des bloß subjectiv Gefallenden) d. i. des Angenehmen, unterscheidet, führt den Begriff eines Gesetzes bey sich; denn nur nach diesem kann die Gültigkeit des Wohlgefallens für den Beurtheilenden allgemein seyn. Das Vermögen der Vorstellung des Allgemeinen aber ist der Verstand. Also ist das Geschmacksurtheil so wohl ein ästhetisches, als ein Verstandesurtheil, aber in beyder Vereintigung (mithin das letztere nicht als rein) gedacht. — Die Beurtheilung eines Gegenstandes durch Geschmack ist ein Urtheil über die Einstimmung oder den Widerstreit der Freyheit im Spiele der Einbildungskraft und der Gesetzmäßigkeit des Verstandes und geht also nur die Form (diese Vereinbarkeit der Sinnenvorstellungen) ästhetisch zu beurtheilen, nicht Producte, in welchen jene wahrgenommen wird, hervorzubringen, an; denn das wäre Genie, dessen aufbrausende Lebhaftigkeit durch die Sittsamkeit des Geschmacks gemäßiget und eingeschränkt zu werden, oft bedarf.

Schönheit ist allein das, was für den Geschmack gehört; das Erhabene gehört zwar auch zur ästhetischen Beurtheilung, aber nicht für den Geschmack. Aber es kann und soll die Vorstellung des Erhabenen doch an sich schön seyn; sonst ist sie rauh, barbarisch und geschmackwidrig. Selbst die Darstellung des Bösen oder Häßlichen (z. B. der Gestalt des personificirten Todes bey Milton) kann und muß schön seyn, wenn einmal ein Gegenstand ästhetisch vorgestellt werden soll, und wenn es auch ein Thersites wäre; denn sonst bewirkt sie entweder Unschmackhaftigkeit oder Ekel: welche beyde  
das



das Bestreben enthalten eine Vorstellung, die zum Genuß dargeboten wird, von sich zu stoßen, da hingegen Schönerheit den Begriff der Einladung zur innigsten Vereinigung mit dem Gegenstande, d. i. zum unmittelbaren Genuß, bey sich führt. — Mit dem Ausdruck einer schönen Seele sagt man alles, was sich, sie zum Zweck der innersten Vereinigung mit ihr zu machen, sagen läßt; denn Seelengröße und Seelenstärke betreffen die Materie (die Werkzeuge zu gewissen Zwecken); aber die Seelengüte, die reine Form, unter der alle Zwecke sich müssen vereinigen lassen und die daher, wo sie angetroffen wird, gleich dem Erös der Fabelwelt, ur-schöpferisch aber auch überirdisch ist, — diese Seelengüte ist doch der Mittelpunkt, um welchen das Geschmacksurtheil alle seine Urtheile der mit der Freyheit des Verstandes vereinbaren sinnlichen Lust, versammelt.

Anmerkung. Wie mag es doch gekommen seyn, daß vornehmlich die neueren Sprachen, das ästhetische Beurtheilungsvermögen mit einem Ausdruck (gustus, sapor), welches auf ein gewisses Sinnenwerkzeug (das Innere des Mundes) und die Unterscheidung sowohl als die Wahl genießbarer Dinge durch dasselbe hinweist, bezeichnet haben? — Es ist keine Lage, wo Sinnlichkeit und Verstand in einem Genusse vereinigt so lange fortgesetzt, und so oft mit Wohlgefallen wiederholt werden können, — als eine gute Mahlzeit in guter Gesellschaft. — Die erstere wird aber hierbey nur als Behülfe der Unterhaltung der letzteren angesehen. Der ästhetische Geschmack des Wirths zeigt sich nun in der Geschicklichkeit allgemein gültig zu wählen; welches er aber durch seinen eigenen Sinn

Sinn nicht bewerkstelligen kann: weil seine Gäste sich vielleicht andere Speisen oder Getränke, jeder nach seinem Privatsinn, auswählen würden. Er setzt also seine Veranstaltung in der Mannigfaltigkeit: daß nämlich für jeden nach seinem Sinn einiges angetroffen werde; welches eine comparative Allgemeingültigkeit abgibt. Von seiner Geschicklichkeit, die Gäste selbst zur wechselseitigen allgemeinen Unterhaltung zu wählen (welche auch wohl Geschmack genannt wird, eigentlich aber Betruß in ihrer Anwendung auf den Geschmack, und von diesem noch verschieden ist), kann in der gegenwärtigen Frage nicht die Rede seyn. Und so hat das Organgefühl durch einen besondern Sinn den Namen für ein ideales, nämlich einer sinnlich; allgemeingültigen Wahl überhaupt, hergeben können. — Noch sonderbarer ist es: daß die Geschicklichkeit der Erprobung durch den Sinn, ob etwas ein Gegenstand des Genusses eines und desselben Subjects (nicht ob dessen Wahl allgemeingültig) sey (sapor) sogar zur Benennung der Weisheit (sapientia) hinaufgeschoben worden; vermuthlich deswegen, weil ein unbedingt nothwendiger Zweck keines Ueberlegens und Versuchens bedarf, sondern unmittelbar gleichsam durch Schmecken des Zuträglichen in die Seele kommt.

§. 65. Das Erhabene (sublime) ist die ehrfurchterregende Größe (magnitudo reuerenda), dem Umfange oder dem Grade nach, zu dem die Annäherung (um ihm mit seinen Kräften angemessen zu seyn) einladend, die Furcht aber, in der Vergleichung mit demselben in seiner eigenen Schätzung zu verschwinden, zugleich abschreckend ist (z. B. der Donner über unserem Haupte,

Haupte, über ein hohes wildes Gebirge); wobey, wenn man selbst in Sicherheit ist, Sammlung seiner Kräfte, um die Erscheinung zu fassen, und dabey Besorgniß, ihre Größe nicht erreichen zu können, *W e r w u n d e r u n g* (ein angenehmes Gefühl durch continuirliche Ueberwindung des Schmerzens) erregt wird.

Das *E r h a b e n e* ist zwar das Gegengewicht, aber nicht das Widerspiel vom *Schönen*; weil die Bestrebung und der Versuch, sich zu der Fassung (*apprehensio*) des Gegenstandes zu erheben, dem Subject ein Gefühl seiner eigenen Größe und Kraft erweckt; aber die Gedankenvorstellung desselben in der Beschreibung oder Darstellung kann und muß immer schön seyn. Denn sonst wird die *W e r w u n d e r u n g* *A b s c h r e c k u n g*, welche von *B e w u n d e r u n g*, als einer Beurtheilung, wobey man des *W e r w u n d e r n s* nicht satt wird, sehr unterschieden ist.

Die *Großheit*, die zweckwidrig ist (*magnitudo monstrosa*), ist das *U n g e h e u e r e*. Daher haben die Schriftsteller, welche die weitläufige Größe des russischen Reichs erheben wollten, es schlecht getroffen, daß sie es als ungeheuer betitelten; denn hierinn liegt ein Tadel: als ob es, für einen einzigen Beherrscher, zu groß sey. — *A b e n t h e u e r l i c h* ist ein Mensch, der den Hang hat, sich in Begebenheiten zu verflechten, deren wahre Erzählung einem Roman ähnlich ist.

Das *E r h a b e n e* ist also zwar nicht ein Gegenstand für den Geschmack, sondern für das Gefühl der Nahrung; aber die künstliche Darstellung desselben in der Beschreibung

lung und Bekleidung (bey Nebenwerken, parerga) kann und soll schön sey; weil es sonst wild, rauh und abstoßend und so dem Geschmack zuwider ist.

Der Geschmack enthält eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität.

§. 66. Der Geschmack (gleichsam als formaler Sinn) geht auf Mittheilung seines Gefühls der Lust oder Unlust an Andere und enthält eine Empfänglichkeit, durch diese Mittheilung selbst mit Lust afficirt, ein Wohlgefallen (complacencia) daran gemeinschaftlich mit Anderen (gesellschaftlich) zu empfinden. Nun ist das Wohlgefallen, was nicht blos als für das empfindende Subject, sondern auch für jeden Anderen, d. i. als allgemeingültig betrachtet werden kann, weil es Nothwendigkeit (dieses Wohlgefallens), mithin ein Princip desselben a priori enthalten muß, um als ein solches gedacht werden zu können, ein Wohlgefallen an der Uebereinstimmung der Lust des Subjects mit dem Gefühl jedes Anderen, nach einem allgemeinen Gesetz, welches aus der allgemeinen Gesetzgebung des Fühlenden, mithin aus der Vernunft, entspringen muß: d. i. die Wahl nach diesem Wohlgefallen sieht der Form nach unter dem Princip der Pflicht. Also hat der ideale Geschmack eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität. — Den Menschen für seine gesellschaftliche Lage gesittet zu machen, will zwar nicht ganz so viel sagen, als ihn sittlich; gut (moralisch) zu bilden, aber bereitet doch, durch die Bestrebung in dieser Lage anderen wohlzugefallen (beliebt oder bewundert zu werden), dazu vor. — Auf diese Weise könnte man den

den Geschmack Morallität in der äußeren Erscheinung nennen; obzwar dieser Ausdruck, nach dem Buchstaben genommen, einen Widerspruch enthält; denn gefittetseyn enthält doch den Anschein oder Anstand vom Sittlichguten und selbst einen Grad davon, nämlich die Neigung auch schon in dem Schein desselben einen Werth zu setzen.

§. 67. Gefittet, wohlankständig, manierlich, geschliffen (mit Abstosung der Rauheit) zu seyn, ist doch nur die negative Bedingung des Geschmacks. Die Vorstellung dieser Eigenschaften in der Einbildungskraft kann eine äußerlich *intuitive* Vorstellungsart eines Gegenstandes oder seiner eigenen Person mit Geschmack seyn, aber nur für zwey Sinne, für das Gehör und Gesicht. Musik und bilden, die Kunst (Malerey, Bildhauer, Bau, und Gartenkunst) machen Ansprüche auf Geschmack, als Empfänglichkeit eines Gefühls der Lust für die bloßen Formen äußerer Anschauung, erstere in Ansehung des Gehörs, die andere des Gesichtes. Dagegen enthält die *discursive* Vorstellungsart, durch laute Sprache oder durch Schrift, zwey Künste, darin der Geschmack sich zeigen kann: die *Beredsamkeit* und *Dichtkunst*.

## Anthropologische Bemerkungen über den Geschmack.

### A.

#### Vom Modegeschmack.

§. 63. Es ist ein natürlicher Hang des Menschen, in seinem Betragen sich mit einem bedeutendern (des  
Kin:

Kindes mit den Erwachsenen, des Geringeren mit den Vornehmeren) in Vergleichung zu stellen und seine Weise nachzuahmen. Ein Gesetz dieser Nachahmung, um bloß nicht geringer zu erscheinen als Andere, und zwar in dem, wobey übrigens auf keinen Nutzen Rücksicht genommen wird, heißt Mode. Diese gehört also unter den Titel der Eitelkeit, weil in der Absicht kein innerer Werth ist; imgleichen der Thorheit, weil dabey doch ein Zwang ist, sich durch bloßes Beyspiel, das uns viele in der Gesellschaft geben, knechtisch leiten zu lassen. In der Mode seyn, ist eine Sache des Geschmacks; der außer der Mode einem vorigen Gebrauch anhängt, heißt altväterisch; der gar einen Werth darin setzt, außer der Mode zu seyn, ist ein Sonderling. Besser ist es aber doch immer, ein Narr in der Mode als ein Narr außer der Mode zu seyn; wenn man jene Eitelkeit überhaupt mit diesem harten Namen belegen will: welchen Titel doch die Modeseucht wirklich verdient, wenn sie jener Eitelkeit wahren Nutzen oder gar Pflichten opfert. — Alle Moden sind schon ihrem Begriffe nach veränderliche Lebensweisen. Denn, wenn das Spiel der Nachahmung fixirt wird, so wird diese zum Gebrauch; wobey dann auf den Geschmack gar nicht mehr gesehen wird. Die Neuigkeit ist es also, was die Mode beliebt macht, und erfinderisch in allerley äußeren Formen zu seyn, wenn diese auch öfters ins Abenteuerliche und zum Theil Häßliche ausarten, gehört zum Ton der Hofleute, vornehmlich der Damen, denen dann Andere begierig nachfolgen, und sich in niedrigen Ständen noch lange damit schleppen, wenn jene sie schon abgelegt haben. — Also ist die Mode eigentlich nicht eine Sache

N

des

des Geschmacks (denn sie kann äußerst geschmackwidrig seyn), sondern der bloßen Eitelkeit voruehm zu thun, und des Betreffers einander dadurch zu übertreffen. (Die elegants de la cour, sonst petits maitres genannt, sind Windbeutel.)

Mit dem wahren, idealen Geschmack, läßt sich Pracht, mithin etwas Erhabenes, was zugleich schön ist, verbinden (wie ein prachtvoller bestirnter Himmel, oder, wenn es nicht zu widrig klingt, eine St. Peterkirche in Rom). Aber Pomp, eine pralerische Ausstellung zur Schau, kann zwar auch mit Geschmack verbunden werden, aber nicht ohne Weigerung des Letzteren; weil der Pomp für den großen Haufen, der viel Pöbel in sich faßt, berechnet ist, dessen Geschmack, als stumpf, mehr Sinnenempfindung als Beurtheilungsfähigkeit erfordert.

## B.

### Vom Kunstgeschmack.

Ich ziehe hier nur die redenden Künste: Beredsamkeit und Dichtkunst, in Betrachtung, weil diese auf eine Stimmung des Gemüths angelegt sind, wodurch dieses unmittelbar zur Thätigkeit aufgeweckt wird, und so in einer pragmatischen Anthropologie, wo man den Menschen nach dem zu kennen sucht, was aus ihm zu machen ist, ihren Platz hat.

Man nennt das durch Ideen belebende Princip des Gemüths Geist. — Geschmack ist ein bloßes regulatives Beurtheilungsvermögen der Form in der Vers  
binc

bindung des Mannigfaltigen in der Einbildungskraft; Geist aber das productive Vermögen der Vernunft, ein Muster für jene Form a priori der Einbildungskraft unterzulegen. Geist und Geschmack: der erste, um Ideen zu schaffen, der zweyte, um sie für die, den Gesetzen der productiven Einbildungskraft angemessene Form, zu beschränken, und sourcespränglich (nicht nachahmend) zu bilden (singendi). Ein mit Geist und Geschmack abgefaßtes Product kann überhaupt Poesie genannt werden und ist ein Werk der schönen Kunst: es mag den Sinnen vermittelst der Augen, oder der Ohren unmittelbar vorgelegt werden, welche auch Dichtkunst (poetica in sensu lato) genannt werden kann: sie mag Maler; Garten; Baukunst oder Ton; und Versmacherskunst (poetica in sensu stricto) seyn. Dichtkunst aber, im Gegensatz mit der Beredsamkeit, ist von dieser nur der wechselseitigen Unterordnung des Verstandes und der Sinnlichkeit nach unterschieden, so: daß die erstere ein Spiel der Sinnlichkeit durch den Verstand geordnet, die zweyte aber ein Geschäft des Verstandes durch Sinnlichkeit belebt, beyde aber, der Redner sowohl als der Poet (in weitem Sinn), Dichter sind, und aus sich selbst neue Gestalten (Zusammenstellungen des Sinnlichen) in ihrer Einbildungskraft hervorbringen. \*)

N 2

Weil

\*) Die Neuigkeit der Darstellung eines Begriffs ist eine Hauptforderung der schönen Kunst an den Dichter, wenn gleich der Begriff selbst auch nicht neu seyn sollte. — Für den Verstand aber (abgesehen vom Geschmack) hat man folgende Ausdrücke für die Vermehrung unserer Kenntnisse durch



Weil die Dichtergabe ein Kunstgeschick, und, mit Geschmack verbunden, ein Talent für schöne Kunst ist, die zum Theil auf (obzwar süße, oft auch indirect heilsame) Täuschung ausgeht, so kann es nicht fehlen, daß von ihr nicht großer (oft auch nachtheiliger) Gebrauch im Leben gemacht werde. — Ueber den Character des Dichters also, oder auch, über den Einfluß, den sein Geschäft auf ihn und Andere hat, und die Würdigung desselben, verspricht es wohl einige Fragen und Bemerkungen aufzustellen.

Warum gewinnt unter den schönen (redenden) Künsten die Poesie den Preis über die Beredsamkeit, bey eben denselben Zwecken? — Weil sie zugleich Musik (singbar) und Ton, ein für sich allein angenehmer Laut ist, dergleichen die bloße Sprache nicht ist. Selbst die  
Des

durch neue Wahrnehmung. — Etwas entdecken, zuerst wahrnehmen was schon da war, z. B. Amerika, die magnetische nach den Polen sich richtende Kraft, die Luftelectricität. — Etwas erfinden (was noch nicht da war zur Wirklichkeit bringen) z. B. den Compass, den Aerostat. — Etwas ausfindig machen, das Verlohrne durch Nachsuchen wiederfinden. — Ersinnen und ausdenken (z. B. von Werkzeugen für Künstler, oder Maschinen). — Erdichten, mit dem Bewußtseyn das Unwahre als wahr vorstellig machen, wie in Romanen, wenn es nur zur Unterhaltung geschieht. — Eine für Wahrheit ausgegebene Erdichtung aber ist Lüge.

(Turpiter atrum desinit in piscem mulier formosa superne)

Horat.

Beredsamkeit sorgt von der Poesie einen dem Ton nahe kommenden Laut, den Accent, ohne welchen die Rede der nöthigen dazwischen kommenden Augenblicke der Ruhe und der Belebung entbehrte. Die Poesie gewinnt aber nicht blos den Preis über die Beredsamkeit, sondern auch über jede andere schöne Kunst: über die Malerey (wozu die Bildhauerkunst gehört) und selbst über die Musik. Denn die letztere ist nur darum schön (nicht blos angenehme) Kunst, weil sie der Poesie zum Behilfen dient. Auch giebt es unter den Poeten nicht so viel seitliche (zu Geschäften untaugliche) Köpfe, als unter den Tonkünstlern; weil jene doch auch zum Verstande, diese aber blos zu den Sinnen reden. — Ein gutes Gedicht ist das eindringendste Mittel der Belebung des Gemüths. — Es gilt aber nicht blos vom Poeten, sondern von jedem Vorkler der schönen Kunst: man müsse dazu geböhren seyn und könne nicht durch Fleiß und Nachahmung dazu gelangen; imgleichen, daß der Künstler zum Gelingen seiner Arbeit, noch einer ihm anwandelnden glücklichen Laune, gleich als dem Augenblicke einer Eingebung, bedürfe (daher er auch vates genannt wird), weil, was nach Vorschrift und Regeln gemacht wird, geistlos (classisch) ausfällt, ein Product der schönen Kunst aber nicht blos Geschmack, der auf Nachahmung gegründet seyn kann, sondern auch Originalität des Gedanken erfordert, die, als aus sich selbst belebend, Geist genannt wird. — Der Naturmaler mit dem Pinsel oder der Feder (das letztere sey in Prose oder in Versen) ist nicht der schöne Geist, weil er nur nachahmt; der Ideenmaler ist allein der Meister der schönen Kunst.

Warum versteht man unter dem Poeten gewöhnlich einen Dichter in Versen d. i. in einer Rede die scans dirt (der Musik ähnlich, tactmäßig gesprochen) wird? Weil er, ein Werk der schönen Kunst ankündigend, mit einer Feyerlichkeit auftritt, die dem feinsten Geschmack (der Form nach) genügen muß; denn sonst wäre es nicht schön. — Weil diese Feyerlichkeit aber am meisten zur schönen Vorstellung des Erhabenen erfordert wird, so wird dergleichen affectirte Feyerlichkeit ohne Vers (von Hugo Blair) „tolle gewordene Prose“ genannt. — Versmacherey ist andersseits auch nicht Poesie, wenn sie ohne Geist ist.

Warum ist der Reim in den Versen der Dichter neuerer Zeiten, wenn er glücklich den Gedanken schließt, ein großes Erforderniß des Geschmacks in unserem Welttheil? dagegen ein widriger Verstoß gegen den Vers in Gedichten der alten Zeiten, so daß z. B. im deutschen reimfreye Verse wenig gefallen, ein in Reim gebrachter lateinischer Virgil aber noch weniger behagen kann? Vermuthlich weiß bey den alten classischen Dichtern die Prosodie bestimmt war, den neuern Sprachen aber größentheils mangelt, und dann doch das Ohr, durch den Reim, der den Vers gleichtönend mit dem vorigen schließt, das für schadlos gehalten wird. In einer prosaischen feyerlichen Rede wird ein von ohngefähr zwischen andre Sätze einfallender Reim lächerlich.

Woher schreibt sich die poetische Freyheit, die doch dem Redner nicht zusteht, dann und wann wider die Sprachgesetze zu verstoßen? Vermuthlich davon, daß  
er

er durch das Gesetz der Form nicht gar zu sehr beengt werde, einen großen Gedanken auszudrücken.

Warum ist ein mittelmäßiges Gedicht unleidlich, eine mittelmäßige Rede aber noch wohl erträglich? Die Ursache scheint darin zu liegen, daß die Feyerlichkeit des Tons in jedem poetischen Product große Erwartung erregt und eben dadurch, daß diese nicht befriedigt wird, wie gewöhnlich, noch tiefer sinkt, als der prosaische Werth desselben es etwa noch verdienen würde. — Die Endigung eines Gedichts mit einem Verse, der als Sonett aufbehalten werden kann, wirkt ein Vergnügen im Nachschmecke, und macht dadurch manches Schaafe wieder gut; gehört also auch zur Kunst des Dichters.

Daß im Alter die poetische Ader vertrocknet, zu einer Zeit, da Wissenschaften dem guten Kopf noch immer gute Gesundheit und Thätigkeit in Geschäften ankündigen, kommt wohl daher: daß Schönheit eine Blüthe, Wissenschaft aber Frucht ist, d. i. die Poesie eine freye Kunst seyn muß, welche der Mannichfaltigkeit halber, Leichtigkeit erfordert, im Alter aber dieser leichte Sinn (und das mit Recht) schwindet; weil ferner Gewohnheit, in derselben Bahn der Wissenschaften nur fortzuschreiten, zugleich Leichtigkeit bey sich führt, Poesie also, welche zu jedem ihrer Producte Originalität und Neugigkeit (und hiezu Gewandtheit) erfordert, mit dem Alter nicht wohl zusammenstimmt; außer etwa in Sachen des caustischen Wises, in Epigrammen und Xenien, wo sie aber auch mehr Ernst als Spitel ist.

Daß Poeten kein solches Glück machen, als Advocaten und andere Professionsgelehrte, liegt schon in der Anlage des Temperaments, welches überhaupt zum gebornen Poeten erforderlich ist: nämlich die Sorgen durch das gesellige Spiel mit Gedanken zu verjagen. — Eine Eigenheit aber die den Character betrifft, nämlich die, keinen Character zu haben, sondern wederwendisch, launisch und (ohne Bosheit) unzuverlässig zu seyn, sich muthwillig Feinde zu machen, ohne doch eben jemand zu hassen, und seinen Freund beißend zu bespöttein, ohne ihm wehe thun zu wollen, liegt in einer über die practische Urtheilskraft herrschenden, zum Theil angeborenen, Anlage des verschrobenen Witzes.

### Von der Ueppigkeit.

§. 69. Ueppigkeit (luxus) ist das Uebermaß des gesellschaftlichen Wohllebens mit Geschmack in einem gemeinen Wesen (der also der Wohlfahrt desselben zuwider ist). Jenes Uebermaß, aber ohne Geschmack, ist die öffentliche Schwelgerey (luxuries). — Wenn man beyderley Wirkungen auf die Wohlfahrt in Betrachtung zieht, so ist Ueppigkeit ein entbehrlicher Aufwand der arm macht, Schwelgerey aber ein solcher, der, krank macht. Die erste ist doch noch mit der fortschreitenden Cultur des Volks (in Kunst und Wissenschaft) vereinbar; die zweyte aber überfüllt mit Genuß und bewirkt endlich Ekel. Beyde sind mehr prahlerisch (von außen zu glänzen), als selbstgenießend; die erstere durch Eleganz

gang (wie auf Ballen und in Schauspielen) für den idealen Geschmack; die zweyte durch Ueberfluß und Mannigfaltigkeit für den Sinn des Schmeckens (den physischen, wie z. B. ein Lordmaitreschmaus). — Ob die Regierung befugt sey, beyde durch Aufwandsgesetze einzuschränken, ist eine Frage, deren Beantwortung hieher nicht gehöret. Die schönen aber sowohl, als die angenehmen Künste, welche das Volk zum Theil schwächen, um es besser regieren zu können, würden mit Eintretung eines rauhen Lakonicismus der Absicht der Regierung gerade zuwider wirken.

Gute Lebensart ist die Angemessenheit des Wohllebens zur Befelligkeit (also mit Geschmack). Man sieht hieraus, daß der Luxus der guten Lebensart Abbruch thut und der Ausdruck „er weiß zu leben“, der von einem begüterten oder vornehmen Mann gebraucht wird, bedeutet die Geschicklichkeit seiner Wahl im gefelligen Genuß, der Nüchternheit (Sobrietät) enthält, beyderseitig den Genuß gedeylich macht, und für die Dauer berechnet ist.

Man sieht hieraus, daß, da Ueppigkeit eigentlich nicht dem häuslichen, sondern nur dem öffentlichen Leben vorgerückt werden kann, das Verhältniß des Staatsbürgers zum gemeinen Wesen, was die Freyheit im Wettstreit betrifft, um in Verschönerung seiner Person oder Sachen (in Festen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen und so herab bis zu dem guten Ton des gemeinen Umgangs), dem Nutzen allenfalls vorzugreifen, schwerlich mit Aufwandsverboten belästigt werden dürfte; weil sie

doch den Vortheil schafft, die Künfte zu beleben und so dem gemeinen Wesen die Kosten wieder erstattet, welche ihm ein solcher Aufwand verursacht haben möchte.

---

### Drittes Buch.

#### Vom Begehungsvermögen.

---

§. 70. Begierde (appetitio) ist die Selbstbestimmung der Kraft eines Subjects durch die Vorstellung von etwas Künftigen, als einer Wirkung derselben. Die habituelle sinnliche Begierde heißt Neigung. Das Begehren ohne Krastanwendung zu Hervorbringung des Objectes, ist der Wunsch. Dieser kann auf Gegenstände gerichtet seyn, zu deren Herbeyschaffung das Subject sich selbst unvermögend fühlt, und ist dann ein leerer (unthätiger) Wunsch. Der leere Wunsch, die Zeit zwischen dem Begehren und Erwerben des Begehrten vernichten zu können, ist Sehnsucht. Die in Ansehung des Objectes unbestimmte Begierde (appetitio vaga), welche das Subject nur antreibt, aus seinem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, ohne zu wissen in welchen es denn eintreten will, kann der launische Wunsch genannt werden (den nichts befriedigt).

Die durch die Vernunft des Subjects schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung ist Leidenschaft. Dagegen ist das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen

zigen Zustande, welches im Subject die Ueberlegung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle) nicht ankommen läßt, der Affect.

Affekten und Leidenschaften unterworfen zu seyn, ist wohl immer Krankheit des Gemüths; weil beydes die Herrschaft der Vernunft ausschließt. Beyde sind auch gleich heftig dem Grade nach; was aber ihre Qualität betrifft: so sind sie wesentlich von einander unterschieden, sowohl in der Vorbeugungs-, als in der Heilmethode, die der Seelenarzt dabey anzuwenden hätte.

Von den Affecten in Gegeneinanderstellung derselben mit der Leidenschaft.

§. 71. Der Affect ist Ueberraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemüths (animus sibi compos) aufgehoben wird. Er ist also übereilt d. i. er wächst geschwinde zu einem Grade des Gefühls, der die Ueberlegung unmöglich macht (ist unbesonnen). — Die Affectlosigkeit, ohne Verminderung der Stärke der Triebfedern zum Handeln, ist das Phlegma im guten Verstande: eine Eigenschaft des wackeren Mannes (animi strenui), sich durch jener ihre Stärke nicht aus der ruhigen Ueberlegung bringen zu lassen. Was der Affect des Zorns nicht in der Geschwindigkeit thut, das thut er gar nicht; und er vergißt leicht. Die Leidenschaft des Hasses aber nimmt sich Zeit, um sich tief einzuwurzeln und es seinem Gegner zu denken. — Ein Vater, ein Schulmeister, können nicht strafen, wenn sie die Abbitte (nicht die Rechtfertigung) anzuhören nur die Geduld gehabt haben.



Haben. — Nöthigt einen, der im Zorn zu euch ins Zimmer tritt, um euch in heftiger Entrüstung harte Worte zu sagen, höflich, sich zu sehen; wenn es euch hienit gelingt, so wird sein Schelten schon gelinder; weil die Gemächlichkeit des Sitzens eine Abspannung ist, welche mit den drohenden Gebehdungen und dem Schreyen im Stehen sich nicht wohl vereinigen läßt. Die Leidenschaft hingegen (als zum Begehrungsvermögen gehörige Gemüthsstimmung) läßt sich Zeit, und ist überlegend, so heftig sie auch seyn mag, um ihren Zweck zu erreichen. — Der Affect wirkt wie ein Wasser was den Damm durchbricht; die Leidenschaft wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt. Der Affect wirkt auf die Gesundheit, wie ein Schlagfuß; die Leidenschaft wie eine Schwindsucht, oder Abzehrung. — Er ist wie ein Rausch, den man ausschläft, obgleich Kopfsweh darauf folgt; die Leidenschaft aber wie eine Krankheit aus verschlucktem Gift oder Verkrüppelung anzusehen, die einen innern oder kuffern Seelenarzt bedarf, der doch mehrertheils keine radicale, sondern fast immer nur palliativ, helfende Mittel zu verschreiben weiß.

Wo viel Affect ist, da ist gemeiniglich wenig Leidenschaft; wie bey den Franzosen, welche durch ihre Lebhaftigkeit veränderlich sind, in Vergleichung mit Italienern und Spaniern (auch Indiern und Chinesen), die in ihrem Groll über Rache brüten, oder in ihrer Liebe bis zum Wahnsinn beharlich sind. — Affecten sind ehrlich und offen, Leidenschaften dagegen hinterlistig und versteckt. Die Chinesen werfen den Engländern vor, daß sie ungestüm und hitzig wären „wie die Tatern,“ diese aber jenen,

nen, daß sie ausgemachte (aber gelassene) Betrüger sind, die sich durch diesen Vorwurf in ihrer Leidenschaft gar nicht irre machen lassen. — Affect ist wie ein Raufsch, der sich ausschläft; Leidenschaft als ein Wahnsinn anzusehen, der über einer Vorstellung brütet, die sich immer tiefer einnistelt. — Wer liebt, kann dabey doch wohl noch sehend bleiben; der sich aber verliebt, wird gegen die Fehler des geliebten Gegenstandes unvermeidlich blind; wiewohl der Letztere acht Tage nach der Hochzeit sein Gesicht wieder zu erlangen pflegt. — Wenn der Affect wie ein Raptus anzuwandeln pflegt, derist, so gutartig jener auch seyn mag, doch einem Gestörten ähnlich; weil es ihn aber schnell darauf reuet, so ist es nur ein Paroxysm, den man Unbesonnenheit betitelt. Mancher wünscht wohl sogar, daß er zürnen könne, und Soerates war im Zweifel, ob es nicht auch manchmal gut wäre zu zürnen; aber den Affect so in seiner Gewalt zu haben, daß man kaltblütig überlegen kann, ob man zürnen solle oder nicht, scheint etwas Widersprechendes zu seyn. — Leidenschaft dagegen wünscht sich kein Mensch. Denn wer will sich in Ketten legen lassen, wenn er frey seyn kann?

### Von den Affecten insbesondere.

#### A.

### Von der Regierung des Gemüths in Ansehung der Affecten.

§. 72. Das Prinzip der Apathie: daß nämlich der Weise niemals im Affect, selbst nicht in dem des Mitleids

Mitleids mit den Uebeln seines besten Freundes, seyn  
 müsse, ist ein ganz richtiger und erhabener moralischer  
 Grundsatz der stoischen Schule; denn der Affect macht  
 (mehr oder weniger) blind. — Daß gleichwohl die Na-  
 tur in uns die Anlage dazu eingepflanzt hat, war Weis-  
 heit der Natur, um provisorisch, ehe die Vernunft  
 noch zu der gehörigen Stärke gelangt ist, den Zügel zu  
 führen, nämlich den moralischen Triebfedern zum Guten  
 noch die des pathologischen (sinnlichen) Anreizes, als  
 einstweiliges Surrogat der Vernunft, zur Belebung bey-  
 zufügen. Denn übrigens ist Affect für sich allein betrach-  
 tet jederzeit unklug; er macht sich selbst unfähig, seinen  
 eigenen Zweck zu verfolgen, und es ist also unweise  
 ihn in sich vorsehlich entstehen zu lassen. — Gleichwohl  
 kann die Vernunft in Vorstellung des Moralisch-Gu-  
 ten durch Verknüpfung ihrer Ideen mit Anschauungen  
 (Beyspielen), die ihnen untergelegt werden, eine Bele-  
 bung des Willens hervorbringen (in geistlichen oder auch  
 politischen Reden ans Volk, oder auch einsam an sich  
 selbst), und also nicht als Wirkung, sondern als Ursache  
 eines Affects in Ansehung des Guten seelenbelebend seyn,  
 wobey diese Vernunft doch immer noch den Zügel führt,  
 und ein Enthusiasm des guten Vorsazes bewirkt  
 wird, der aber eigentlich zum Begehrungsvermögen  
 und nicht zum Affect, als einem stärkeren sinnlichen  
 Gefühl, gerechnet werden muß. —

Die Naturgabe einer Apathie, bey hinrei-  
 chender Seelenstärke, ist wie gesagt, das glückliche  
 Plegma (im moralischen Sinne). Wer damit be-  
 gabt ist, der ist zwar darum eben noch nicht ein Weiser,  
 hat

hat aber doch die Begünstigung von der Natur, daß es ihm leichter wird, als Anderen, es zu werden.

Ueberhaupt ist es nicht die Stärke eines gewissen Gefühls, welche den Zustand des Affects ausmache, sondern der Mangel der Ueberlegung, dieses Gefühl mit der Summe aller Gefühle (der Lust oder Unlust) in seinem Zustande zu vergleichen. Der Reiche, welchem sein Bedienter bey einem Feste einen schönen und seltenen gläsernen Pokal im Herumtragen ungeschickterweise zerbricht, würde diesen Zufall für nichts halten, wenn er in demselben Augenblicke diesen Verlust eines Vergnügens mit der Menge aller Vergnügen, die ihm sein glücklicher Zustand als eines reichen Mannes darbietet, vergleiche. Nun überläßt er sich aber ganz allein diesem einen Gefühl des Schmerzes (ohne jene Berechnung in Gedanken schnell zu machen); kein Wunder also, daß ihm dabey so zu Muth wird, als ob seine ganze Glückseligkeit verloren wäre.

## B.

### Von den verschiedenen Affecten selbst.

§. 73. Das Gefühl, welches das Subject antreibt in dem Zustande, darin es ist, zu bleiben, ist angenehm; das aber, was antreibt, ihn zu verlassen, unangenehm. Mit Bewußtseyn verbunden, heißt das erstere Vergnügen (*voluptas*), das zweyte Mißvergnügen (*taedium*). Als Affect heißt jenes Freude, dieses Traurigkeit. — Die ausgelassene Freu

Freude (die durch keine Besorgniß eines Schmerzes gemäßiget wird) und die versinkende Traurigkeit (die durch keine Hoffnung gelindert wird), der Gram, sind Affecten, die dem Leben drohen. Doch hat man aus den Sterbelisten ersehen, daß doch mehr Menschen durch die erstere als durch die letztere das Leben plötzlich verloren haben; weil der Hoffnung, als Affect, durch die unerwartete Eröffnung der Aussicht in ein nicht auszunehmendes Glück, das Gemüth sich ganz überläßt und so der Affect, bis zum Erstickten, steigend ist; dagegen dem immer fürchtenden Grame doch natürlicherweise vom Gemüth auch immer noch widerstritten wird und er also nur langsam tödtend ist.

Der Schreck ist die plötzlich erregte Furcht, welche das Gemüth außer Fassung bringt. Einem Schreck ähnlich ist das Auffallende, was stußig (noch nicht bestürzt) macht und was das Gemüth erweckt, sich zur Ueberlegung zu sammeln; es ist der Anreiz zur Bewunderung (welche schon Ueberlegung in sich enthält). Erfahrenen widerfährt das nicht so leicht; aber zur Kunst gehört es, das Gewöhnliche von einer Seite, da es auffallend wird, vorzustellen. Der Zorn ist ein Schreck, der zugleich die Kräfte zum Widerstand gegen das Uebel schnell rege macht. Furcht über einen unbestimmtes Uebel drohenden Gegenstand ist Bangigkeit. Es kann einem Bangigkeit anhängen, ohne ein besonderes Object dazu zu wissen: eine Beklommenheit aus bloß subjectiven Ursachen (einem krankhaften Zustande). Scham ist Angst aus der besorgten Betrachtung einer gegenwärtigen Person und, als solche,  
ein

ein Affect. Sonst kann einer sich auch empfindlich schämen ohne Gegenwart dessen, vor dem er sich schämt; aber dann ist es kein Affect, sondern, wie der Gram, eine Leidenschaft sich selbst mit Verachtung anhaltend, aber vergeblich zu quälen; die Scham dagegen, als Affect, muß plötzlich eintreten.

Affecten können überhaupt krankhafte Zufälle (Symptomen), und können (nach einer Analogie mit Browns System) in sthenische, aus Stärke, und asthenische, aus Schwäche, eingetheilt werden. Jene sind von der erregenden, dadurch aber oft auch erschöpfenden, diese von einer die Lebenskraft abspannenden, aber oft dadurch auch Erholung vorbereitenden Beschaffenheit. — Lachen mit Affect ist eine convulsive Fröhlichkeit. Weinen begleitet die schmelzende Empfindung eines ohnmächtigen Zürnens mit dem Schicksal, oder mit andern Menschen, gleich einer von ihnen erlittenen Beleidigung; und diese Empfindung ist Wehmuth. Beyde aber, das Lachen und das Weinen, heitern auf; denn es sind Befreyungen von einem Hinderniß der Lebenskraft durch Ergießungen (man kann nämlich auch bis zu Thränen lachen, wenn man bis zur Erschöpfung lacht). Lachen ist männlich, weinen dagegen weiblich (beym Manne weiblich), und nur die Anwandlung zu Thränen und zwar aus großmüthiger, aber ohnmächtiger Theilnehmung am Leiden Anderer, kann dem Mann verziehen werden, dem die Thräne im Auge glänzt, ohnesie in Tropfen fallen zu lassen, noch weniger sie mit Schluchzen zu begleiten und so eine widerwärtige Musik zu machen.

Wen

Von der Furchtsamkeit und der Tapferkeit.

§. 74. Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen sind Grade der Furcht, d. i. des Abscheues vor Gefahr. Die Fassung des Gemüths, die letztere mit Ueberlegung zu übernehmen, ist der Muth; die Stärke des inneren Sinnes (Ataraxia), nicht leicht wodurch in Furcht gesetzt zu werden, ist Unererschrockenheit. Der Mangel des ersteren ist Feigheit \*), des zweyten Schüchternheit.

Herzhast ist der, welcher nicht erschrickt; Muth hat der, welcher mit Ueberlegung der Gefahr nicht weicht; tapfer ist der, dessen Muth in Gefahren anhaltend ist. Wagehalsig ist der Leichtsinrige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt. Kühn, der sie wagt, ob er sie gleich kennt; tollkühn der, bey sichtbarer Unmöglichkeit seinen Zweck zu erreichen, sich in die größte Gefahr setzt (wie Carl XII. bey Bender). Die Türken nennen ihre Braven (vielleicht durch Opium) Tolle. — Feigheit ist also ehrlose Verzagtheit.

Erschrockenheit ist nicht eine habituelle Beschaffenheit, leicht in Furcht zu gerathen; denn diese heißt Schüchternheit; sondern blos ein Zustand und zufällige Disposition, mehrentheils blos von körperlichen Ursachen ab-

\*) Das Wort Poltron (von pollex truncatus hergenommen) wurde im späteren Lateinischen mit murcus gegeben, und bedeutete einen Menschen, der sich den Daumen abhakt, um nicht in den Krieg ziehen zu dürfen.

abhängend, sich gegen eine plötzlich aufstoßende Gefahr nicht gefaßt genug zu fühlen. Einem Feldherrn, der im Schlafrock ist, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündigt wird, kann wohl das Blut einen Augenblick in den Herzkammern stocken und an einem gewissen General bemerkte sein Arzt, daß, wenn er Säure im Magen hatte, er kleinmüthig und schüchtern war. Herzhaftigkeit aber ist blos Temperaments-eigenschaft. Der Muth dagegen beruht auf Grundsätzen, und ist eine Tugend. Die Vernunft reicht dem entschlossenen Mann alsdann Stärke, die ihm die Natur bisweilen versagt. Das Erschrecken in Gefechten bringt sogar wohlthätige Ausleerungen hervor, welche einen Spott (das Herz nicht am rechten Ort zu haben) sprichwörtlich gemacht haben; man will aber bemerkt haben, daß diejenigen Matrosen, welche, bey dem Aufrufe zum Schlagen, zum Ort ihrer Entledigung eilen, hernach die muthigsten im Gefechte sind. Eben das bemerkt man doch auch an dem Reithier, wenn der Stoßfall über ihm schwebt und jener sich zum Gefecht gegen ihn anschickt.

Geduld ist demnach nicht Muth. Sie ist eine weibliche Tugend; weil sie nicht Kraft zum Widerstande anbietet, sondern das Leiden (Dulden) durch Gewohnheit unmerklich zu machen hofft. Der unter dem chirurgischen Messer, oder bey Sichts- und Steinschmerzen schreyt, ist darum in diesem Zustande nicht feig oder weichlich; es ist so wie das Fluchen, wenn man im Gesehen an einen frey liegenden Straßenstein (mit dem großen Zeh, davon das Wort hallucinari hergenommen) stößt, vielmehr ein Ausbruch des Zorns, in welchem die



Natur durch Geschrey das Stocken des Bluts am Herzen zu zerstreuen, bestrebt ist. — Geduld aber von besondrer Art beweisen die Indianer in Amerika, welche, wenn sie umzingelt sind, ihre Waffen wegwerfen, und, ohne um Pardon zu bitten, sich ruhig niedermachen lassen. Ist nun hiebey mehr Muth, als die Europäer zeigen, die sich in diesem Fall bis auf den letzten Mann wehren? Mir scheint es blos eine barbarische Eitelkeit zu seyn: ihrem Stamm dadurch die Ehre zu erhalten, daß ihr Feind sie zu Klagen und Seufzern, als Beweissthümem ihrer Unterwerfung, nicht sollte zwingen können.

Der Muth als Affect (mithin einerseits zur Stumpfheit gehörend), kann aber auch durch Vernunft erweckt und so wahre Tapferkeit (Tugendstärke) seyn. Sich durch Sticheleyen und mit Witz geschärfte, eben dadurch aber nur desto gefährlichere, spöttische Verhöhnungen dessen, was ehrwürdig ist, nicht abschrecken zu lassen, sondern seinen Gang standhaft zu verfolgen, ist ein moralischer Muth, den mancher nicht besitzt, welcher in der Feldschlacht, oder dem Duell, sich als einen Braven beweißet. Es gehört nemlich zur Entschlossenheit etwas, was die Pflicht gebietet, selbst auf die Gefahr der Verspöttung von Anderen, zu wagen, so gar ein hoher Grad von Muth, weil Ehrliche die beständige Begleiterinn der Tugend ist, und der, welcher sonst wider Gewalt hinreichend gefaßt ist, doch der Verhöhnung sich selten gewachsen fühlt, wenn man ihm diesen Anspruch auf Ehre mit Hohnkachen verweigert.

Der Anstand, der einen äußeren Anschein von Muth giebt, sich in Vergleichung mit Anderen in der  
 Achs.

Achtung nichts zu vergeben, heißt Dreistigkeit; im Gegensatz der Blödigkeit, einer Art von Schüchternheit und Besorgniß, Anderen nicht vortheilhaft in die Augen zu fallen. — Jene kann, als billiges Vertrauen zu sich selbst, nicht getadelt werden. Diejenige Dreistigkeit \*) aber im Zustande, welche jemanden den Anschein giebt, sich aus dem Urtheil Anderer über ihn nichts zu machen, ist Dummdreistigkeit, Unverschämtheit; im gemilderten Ausdruck aber Unbescheidenheit; diese gehört also nicht zum Muth, in der sittlichen Bedeutung des Worts.

Ob Selbstmord auch Muth, oder immer nur Verzagsheit voraussetze, ist nicht eine moralische, sondern bloß psychologische Frage. Wenn er verübt wird, bloß um seine Ehre nicht zu überleben, also aus Eorn, so scheint er Muth; ist es aber die Erschöpfung der Geduld im Leiden durch Traurigkeit, welche alle Geduld langsam erschöpft, so ist es ein Verzagen. Es scheint dem Menschen eine Art von Heroism zu seyn, dem Tode gerade ins Auge zu sehen und ihn nicht zu fürchten, wenn er das Leben nicht länger lieben kann. Wenn er aber, ob er gleich den Tod fürchtet, doch das Leben auf

Q 3

jede

\*) Dieses Wort sollte eigentlich Dräuigkeit (von Dräuen oder Drohen), nicht Dreistigkeit geschrieben werden; weil der Ton, oder auch die Miene eines solchen Menschen Andere besorgen läßt, er könne auch wohl groß seyn. Eben so schreibt man lieberlich für lüderlich, da doch das erste einen leichtfertigen, muthwilligen, sonst nicht unbrauchbaren und gutmüthigen, das zweite aber einen Verworfenen, jeden Anderen anerkennenden Menschen (vom Wort Luder) bedeutet.

jede Verbindung zu leben immer nicht aufhören kann, und so eine Gemüthsverwirrung aus Angst vorhergehen muß, um, zum Selbstmorde zu schreiten, so stirbt er aus Feigheit, weil er die Qualen des Lebens nicht länger ertragen kann. — Die Art der Vollführung des Selbstmordes giebt diesen Unterschied der Gemüthsstimmung gewissermaßen zu erkennen. Wenn das dazu gewählte Mittel plötzlich und ohne mögliche Rettung tödtend ist; wie z. B. der Pistolenschuß oder (wie es ein großer Marschall, auf den Fall, daß er in Gefangenschaft gerieth, im Kriege bey sich führte) ein geschärftes Sublimat, oder tiefes Wasser und mit Steinen angefüllte Taschen: so kann man dem Selbstmörder den Muth nicht streiten. Ist es aber der Strang, der noch von Anderen abgeschnitten, oder gemeines Gift, das durch den Arzt noch aus dem Körper geschafft, oder ein Schnitt in den Hals, der wieder zugenäht und geheilt werden kann; bey welchen Attentaten der Selbstmörder, wenn er noch gerettet wird, gemeinlich selbst froh wird und es nie mehr versucht: so ist es feige Verzweiflung aus Schwäche, nicht rüstige, welche noch Stärke der Gemüthsfassung zu einer solchen That erfordert.

Es sind nicht immer bloß verworfene, nichtswürdige Seelen, die auf solche Weise der Last des Lebens loszuwerden beschließen; vielmehr hat man von solchen, die für wahre Ehre kein Gefühl haben, dergleichen That nicht leicht zu beforgen. — Indessen da sie doch immer gräßlich bleibt, und der Mensch sich selbst dadurch zum Scherzsal macht, ist es doch merkwürdig, daß, in Zeitläuften der öffentlichen und für gesetzmäßig erklärten Ungerechtigkeit  
eines

eines revolutionären Zustandes (z. B. des Wohlfahrtsausschusses der französischen Republik), ehrliebende Männer (z. B. Roland) der Hinrichtung nach dem Gesetz durch Selbstmord zuvorzukommen gesucht haben, den sie in einer constitutionellen selbst würden für verwerflich erklärt haben. Der Grund davon ist dieser. Es liegt in jeder Hinrichtung nach einem Gesetz etwas Beschimpfendes; weil sie Strafe ist, und wenn jene ungerecht ist, so kann der, welcher das Opfer des Gesetzes wird, diese nicht für eine verdiente anerkennen. Dieses aber beweiset er dadurch: daß, wenn er dem Tode einmal geweiht worden, er ihn nun lieber wie ein freyer Mensch wählet und ihn sich selbst anthut. Daher auch Tyrannen (wie Nero) es für eine Gunstbezeigung ausgaben, zu erlauben, daß der Verurtheilte sich selbst umbrächte; weil es dann mit mehr Ehre geschah. — Die Moralität aber hievon verlange ich nicht zu vertheidigen.

Der Muth des Kriegers aber ist von dem des Duellanten noch sehr verschieden, wenn gleich der Duellant von der Regierung Nachsicht erhält, und gewissermaßen Selbsthülfe wider Beleidigung zur Ehrensache in der Armee gemacht wird, in die sich das Oberhaupt derselben nicht mischt; ohne sie doch durchs Gesetz öffentlich erlaubt zu machen. — Dem Duell durch die Finger zu sehen, ist ein vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes schreckliches Princip; denn es giebt auch Nichtswürdige, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um etwas zu gelten, und die, für die Erhaltung des Staats etwas mit ihrer eigenen Gefahr zu thun, gar nicht gemeynet sind.

Tapferkeit ist gesetzmäßiger Muth, in dem, was Pflicht gebietet, selbst den Verlust des Lebens nicht zu scheuen. Die Furchtlosigkeit macht's allein nicht aus, sondern die moralische Untadelhaftigkeit (*mens conscia recti*) muß damit verbunden seyn, wie bey'm Ritter Das yard (*chevalier sans peur et sans reproche*).

Von Affecten, die sich selbst in Ansehung ihres Zwecks schwächen.

(*Impotentes animi motus.*)

§. 75. Die Affecten des Zorns und der Schaam haben das Eigne, daß sie sich selbst in Ansehung ihres Zwecks schwächen. Es sind plößlich erregte Gefühle eines Uebels als Beleidigung, die aber durch ihre Heftigkeit zugleich unvermögend machen, es abzuwehren.

Wer ist mehr zu fürchten: der welcher im heftigen Zorn erbläst oder der hiebey erbötet? Der erste ist auf der Stelle zu fürchten; der zweyte desto mehr hinter her (der Nachgieier halber). Im ersten Zustande erschrickt der aus der Fassung gebrachte Mensch vor sich selbst, zu einer Heftigkeit im Gebrauche seiner Gewalt hingerissen zu werden, die ihn nachher reuen möchte. Im zweyten geht der Schreck plößlich in die Furcht über, daß das Bewußtseyn seines Unvermögens der Selbstvertheidigung sichtbar werden möchte. — Beyde, wenn sie sich durch die behende Fassung des Gemüths Lust machen können, sind der Gesundheit nicht nachtheilig; wo aber nicht, so sind sie theils dem Leben selbst gefährlich, theils

theils, wenn ihr Ausbruch zurückgehalten wird, hinterlassen sie einen Groll d. i. eine Kränkung darüber, sich gegen Beleidigung nicht mit Anstand genommen zu haben; welche aber vermieden wird, wenn sie nur zu Worten kommen können. So aber sind beyde Affecten von der Art, daß sie stumm machen, und sich dadurch in einem unvortheilhaften Lichte darstellen.

Der *Jachzorn* kann durch innere Disciplin des Gemüths noch wohl abgewöhnt werden; aber die Schwäche eines überzarten Ehrgefühls in der Scham läßt sich nicht so leicht wegstülzen. Denn wie *Hume* sagt (der selbst mit dieser Schwäche, — der *Blödigkeit* öffentlich zu reden. — behaftet war), macht der erste Versuch zur Dreistigkeit, wenn er fehlschlägt, nur noch schächterner, und es ist kein anderes Mittel, als von seinem Umgange mit Personen, aus deren Urtheil über den Anstand man sich wenig macht, anhebend, allmählig von der vermeynten Wichtigkeit des Urtheils Anderer über uns abzukommen und sie hierin innerlich auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen zu schätzen. Die Gewohnheit hierin bewirkt die Freymüthigkeit, welche von der *Blödigkeit* und beleidigenden Dreistigkeit gleichweit entfernt ist.

Wir sympathisiren zwar mit der *Scham* des Anderen, als einem Schmerz, aber nicht mit dem *Zorn* desselben, wenn er uns die Anreizung zu demselben in diesem Affect gegenwärtig erzählt; denn vor dem, der in diesem Zustand ist, ist der, welcher seine Erzählung (von einer erlittenen Beleidigung) anhört, selbst nicht sicher.

**Verwunderung** (Berlegenheit sich in das Unerwartete zu finden) ist eine das natürliche Gedankenspiel zuerst hemmende, mithin unangenehme, dann aber das Zufließen der Gedanken zu der unerwarteten Vorstellung desto mehr befördernde und daher angenehme Erregung des Gefühls; **Erstaunen** heißt aber dieser Affect eigentlich alsdann nur, wenn man dabey gar ungewiß wird, ob die Wahrnehmung wachend oder träumend geschehe. Ein Neuling in der Welt verwundert sich über alles; wer aber mit dem Lauf der Dinge durch vielfältige Erfahrung bekannt geworden, macht es sich zum Grundsatz, sich über nichts zu verwundern (*nihil admirari*). Wer hingegen mit forschendem Blicke die Ordnung der Natur, in der großen Mannigfaltigkeit derselben, nachdenkend verfolgt, geräth über eine Weisheit, deren er sich nicht gewärtigt war, in **Erstaunen**: eine Bewunderung, von der man sich nicht losreißen (sich nicht genug verwundern) kann; welcher Affect aber alsdann nur durch die Vernunft angeregt wird, und eine Art von heiligem Schauer ist, den Abgrund des Uebersinnlichen sich vor seinen Füßen eröffnen zu sehen.

**Von den Affecten, durch welche die Natur die Gesundheit mechanisch befördert.**

§. 76. Durch einige Affecten wird die Gesundheit von der Natur mechanisch befördert. Dahin gehört vornehmlich das **Lachen** und das **Weinen**. Der **Zorn**, wenn man (doch ohne Widerstand zu besorgen) brav schelten darf, ist zwar auch ein ziemlich sicheres Mittel zur  
Wers

Verdanung, und manche Hausfrau hat keine andere innigliche Motion, als das Ausschelten der Kinder und des Gesindes, wie dann auch, wenn sich Kinder und Gesinde nur hiebey geduldig betragen, eine angenehme Würdigkeit die Lebenskraft durch die Maschine sich gleichförmig verbreitet; aber ohne Gefahr ist dieses Mittel doch auch nicht wegen des besorglichen Widerstandes jener Hausgenossen.

Das gutmüthige (nicht hämische, mit Bitterkeit verbundene) Lachen ist dagegen beliebter und geduldscher: nämlich das, was man jenem Persischen König hätte empfehlen sollen, der einen Preis für den aussetzte, „welcher ein neues Vergnügen erfinden würde.“ — Die dabey stoßweise (gleichsam convulsivisch) geschehende Ausathmung der Luft, (von welcher das Niesen nur ein kleiner, doch auch belebender Effect ist, wenn ihr Schall uns verhalten ertönen darf), stärkt durch die heilsame Bewegung des Zwergfells das Gefühl der Lebenskraft. Es mag nun ein gedungener Possenreisser (Harlekin) seyn, der uns zu lachen macht, oder ein zur Gesellschaft der Freunde gehörender durchtriebener Schalk, der nichts Aerges im Sinn zu haben scheint, „der es hinter den Ohren hat“ und nicht mißlacht, sondern mit scheinbarer Einfalt eine gespannte Erwartung (wie eine gespannte Saite) plötzlich losläßt: so ist das Lachen immer Schwungung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, welche dieses weit besser befördert, als es die Weisheit des Arztes thun würde. Auch eine große Albernheit einer fehlgreifenden Urtheilskraft kann — freylich aber auf

Re:



Kosten des vermeyntlich klägern — eben dieselbe Wirkung thun. \*)

Das Weinen, ein mit Schluchzen geschehenes (convulsivisches) Einathmen, wenn es mit Thränenguß verbunden ist, ist, als ein schmerzlinderndes Mittel, gleichfalls eine Vorsorge der Natur für die Gesundheit, und eine Wittwe, die wie man sagt, sich nicht will trösten lassen, d. i. die Ergießung der Thränen nicht gebindert wissen will, sorgt, ohne es zu wissen oder eigentlich zu wollen, für ihre Gesundheit. Ein Zorn, der in diesem Zustande einträte, würde diesen Erguß, aber zu ihrem

\*) Beispiele vom Letzteren kann man in Menge geben. Ich will aber nur eines anführen, was ich aus dem Munde der verstorbenen Frau Gräfinn von N — g habe; einer Dame die die Zierde ihres Geschlechts war. Bey ihr hatte der Graf Sagramoso, der damals die Einrichtung des Maltheserritterordens in Polen (aus der Ordination Ostrog) zu besorgen den Auftrag hatte, den Besuch gemacht und zufälligerweise war ein aus Königsberg gebürtiger, aber in Hamburg für die Liebhaberey einiger reichen Kaufleute zum Naturaliensammler und Aufseher dieser ihrer Cabinetter angenommener Magister, der seine Verwandten in Preußen besuchte, hinzugekommen, zu welchem der Graf, um doch etwas mit ihm zu reden, im gebrochenen Deutsch sprach: „ich abe in Amburg eine Ant geabt (ich habe in Hamburg eine Tante gehabt); aber die ist mir gestorben“. Flugs ergriff der Magister das Wort und fragte: „warum ließen Sie sie nicht abziehen und ausstopfen“? Er nahm das Englische Wort Ant, welches Tante bedcutet, für Ente, und weil er gleich darauf fiel, sie müsse sehr rar gewesen seyn, bedauerte er den großen Schaden. Man kann sich vorstellen, welches Lachen dieses Mißverstehen erregen mußte.

rem Schaden, bald hemmen; obzwar nicht immer Behemuth, sondern auch Zorn Wetber und Kinder in Thrdnew versehen kann. — Denn das Gefühl seiner Ohnmacht gegen ein Uebel, bey einem starken Affect (es sey des Zorns oder der Traurigkeit), ruft die außern natürlichen Zeichen zum Beystande auf, die dann auch (nach dem Recht des Schwächern), eine männliche Seele wenigstens, entwafnen. Dieser Ausdruck der Zärtlichkeit als Schwäche des Geschlechts aber darf den theilnehmenden Mann nicht bis zum Weinen, aber doch wohl bis zur Thräne im Auge rühren; weil er im ersteren Falle sich an seinem eigenen Geschlecht vergraisen und so mit seiner Weiblichkeit dem schwächern Theil nicht zum Schuß dienen, im zweyten aber gegen das andere Geschlecht nicht die Theilnehmung beweisen würde, welche ihm seine Männlichkeit zur Pflicht macht, nämlich dieses in Schuß zu nehmen: wie es der Character, den die Rittersbücher dem tapfern Mann zueignen, mit sich bringt, den gerade in dieser Beschätzung gesetzt wird.

Warum aber leben junge Leute mehr das Tragische Schauspiel und führen dieses auch lieber auf, wenn sie ihren Aetern etwa ein Fest geben wollen; Also aber lieber das Comische, bis zum Burlestken? Die Ursache des Ersteren ist zum Theil eben dieselbe, als die, welche die Kinder treibt, das Gefährliche zu wagen: vermuthlich durch einen Instinct der Natur, um ihre Kräfte zu versuchen, zum Theil aber auch, weil bey dem Leichtsin der Jugend, von den herzbeklemmenden oder schreckenden Eindrücken, sobald das Stück geendigt ist, keine Schwermuth übrig bleibt, sondern nur eine ange-  
nehe

nahme Müdigkeit, nach einer starken inneren Noth, welche aufs neue zur Fröhlichkeit stimmt. Dagegen vermischt sich bey Alten dieser Eindruck nicht so leicht und sie können die Stimmung zum Frohsinn nicht so leicht wieder in sich hervorbringen. Ein Harlekin, der behens den Witz hat, bewirkt durch seine Einfälle eine wohlthätige Erschütterung ihres Zwergsollens und der Eingeweide; wodurch der Appetit für die darauf folgende gesellschaftliche Abendmahlzeit geschärft und durch Gesprächigkeit gedeylich wird.

### Allgemeine Anmerkung.

Bewisse innere körperliche Gefühle sind mit Affecten verwandt, sind es aber doch nicht selbst; weil sie nur augenblicklich, vorübergehend sind und von sich keine Spur hinterlassen; bergleichen das Graufeln ist, welches die Kinder anwandelt, wenn sie von Ammen des Abends Gespenstererzählungen anhören. — Das Schauern, gleichsam mit kaltem Wasser übergossen werden (wie beym Regenschauer), gehört auch dahin. Nicht die Wahrnehmung der Gefahr, sondern der bloße Gedanke von Gefahr, — obgleich man weiß daß keine da ist, — bringt diese Empfindung hervor, die, wenn sie bloße Anwandlung, nicht Ausbruch des Schrecks ist, eben nicht unangernehm zu seyn scheint.

Der Schwindel und selbst die Seerkrankheit scheint ihrer Ursache nach in die Classe solcher idealen Gefahren zu gehören. — Auf einem Bret, was auf der Erde liegt, kann man ohne Wanken fort,  
schreih

schreiden; liegt es aber über einen Abgrund, oder, für den der Nervenschwach ist, auch nur über einen Graben; so wird oft die leere Besorgniß der Gefahr wirklich gefährlich. Das Schwanken eines Schiffs selbst bey gelinde dem Winde ist ein wechselndes Sinken und Gehobenwerden. Bey dem Sinken ist die Bestrebung der Natur sich zu heben, (weil alles Sinken überhaupt Vorstellung von Gefahr bey sich führt) mithin die Bewegung des Magens und der Eingeweide von unten nach oben zu mit einem Anreiz zum Erbrechen mechanisch verbunden, welcher alsdann noch vergrößert wird, wenn der Patient in der Kajüte zum Fenster derselben hinausschaut und wechselweise bald den Himmel bald die See in die Augen bekommt, wodurch die Täuschung eines unter ihm wechsenden Eises noch mehr gehoben wird.

Ein Aeteur, der selbst kalt ist, übrigens aber nur Verstand und starkes Vermögen der Einbildungskraft besitzt, kann durch einen affectirten (gekünstelten) Affect oft mehr rühren als durch den wahren. Ein ernstlich Verliebter ist in Gegenwart seiner Geliebten verlegen, ungeschickt und wenig einnehmend. Einer aber, der blos den Verliebten macht und sonst Talent hat, kann seine Rolle so natürlich spielen, daß er die arme betrogene ganz in seine Schlingen bringt; gerade darum, weil sein Herz unbefangen, sein Kopf klar und er also im ganzen Besitz des freyen Gebrauchs seiner Geschicklichkeit und Kräfte ist, den Schein des Liebenden sehr natürlich nachzumachen.

Das gutmüthige (offenherzige) Lachen ist, (als zum Affect der Trübsaltheit gehörend) gefellig; das hämische

sche (Grinsen) feindselig. Der Zerstreute (wie Terrafon mit der Nachtmühe statt der Perrücke auf dem Kopf und dem Hute unter dem Arm, voll von dem Streite über den Vorzug der Alten und der Neuen in Ansehung der Wissenschaften, gravitätisch einhertretend) giebt oft zum ersteren Anlaß; er wird belacht, darum aber doch nicht ausgelacht. Der nicht unverständige Sonnenberling wird belächelt, ohne daß es ihm was kostet; er lacht mit. — Ein mechanischer (geistloser) Lacher ist schaal und macht die Gesellschaft schmacklos. Der darin gar nicht lacht, ist entweder grämlich oder pedantisch. Kinder, vornehmlich Mädchen müssen früh zum freymüthigen ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Gesichtszüge hiebei drückt sich nach und nach auch im Inneren ab und begründet eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet.

Einen in der Gesellschaft zum Stichblatt des Böses (zum Besten) zu haben, ohne doch stachlicht zu seyn (Spott ohne Anzüglichkeit), gegen den der Andere mit dem fernigen zu ähnlicher Erwiederung gerüstet, und so ein fröhliches Lachen in sie zu bringen bereit ist, ist eine gutmüthige und zugleich cultivirende Belegung derselben. Geschieht dieses aber auf Kosten eines Einfaltspinsels, den man, wie einen Ball, dem andern zuschlägt, so ist das Lachen, als schadenfroh, wenigstens unfein, und geschieht es an einem Schwarzer, der sich Schwelgers halber zum muthwilligen Spiel hingiebt oder zum Narren machen läßt, ein Beweis vom schlechten Geschmack

for

sowohl, als stumpfen moralischen Gefühl berer, die dazü aber aus vollem Halse lachen können. Die Stelle eines Hofnarren aber, der zur wohlthätigen Ersütterung des Zwergfels der höchsten Person durch Anstichlung ihrer vornehmen Diener die Mahlzeit durch Lachen würzen soll, ist, wie man es nimmt, über oder unter aller Critik.

### Von den Leidenschaften.

§. 77. Die subjectivc Möglichkeit der Entstehung einer gewissen Begierde, die vor der Vorstcllung ihres Gegenstandes vorhergeht, ist der Hang propensio). — Die innere Nöthigung des Begehrungsvermögens zur Besiznehmung dieses Gegenstandes, ehe man ihn noch kennt, der Instinct (wie der Begattungstrieb, oder der Nestertrieb des Thiers seine Junge zu schützen u. d. g.). — Die dem Subject zur Regel (Gewohnheit) dienende sinnliche Begierde heißt Neigung (inclinatio). — Die Neigung, durch welche die Vernunft verhindert wird, sie, in Ansehung einer gewissen Wahl, mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen, ist die Leidenschaft (passio animi).

Man steht leicht ein, daß Leidenschaften, well sie sich mit der ruhigsten Ueberlegung zusammenpaaren lassen, mithin nicht unbesonnen seyn dürfen, wie der Affect, daher auch nicht stürmisch und vorübergehend, sondern sich einwurzelnd, selbst mit dem Vernünfteln zusammen bestehen können, — der Freyheit den größten Abbruch thun, und wenn der Affect ein Raufsch ist, die Leidenschaft

eine Krankheit sey, welche alle Arzneymittel verabscheut und daher weit schlimmer ist, als alle jene vorübergehende Gemüthsbewegungen, die doch wenigstens den Vorsatz rege machen, sich zu bessern; statt dessen die letztere eine Verzauberung ist, die auch die Besserung ausschlägt.

Man benennt die Leidenschaft mit dem Worte **Sucht** (Ehrsucht, Rachsucht, Herrschsucht u. d. g.), außer die der Liebe nicht, in dem Verliebtseyn. Die Ursache ist, weil wenn die letztere Begierde (durch den Genuß) befriedigt worden, die Begierde, wenigstens in Ansehung eben derselben Person, zugleich aufhört, mithin man wohl ein leidenschaftliches Verliebtseyn so lange der andere Theil in der Weigerung beharrt), aber keine physische Liebe, als Leidenschaft, aufführen kann; weil sie in Ansehung des Objectes nicht ein beharrliches Princip enthält. Leidenschaft setzt immer eine Maxime des Subiects voraus, nach einem, von der Neigung ihm vorgeschriebenen, Zwecke zu handeln. Sie ist also jederzeit mit der Vernunft desselben verbunden und bloßen Thieren kann man keine Leidenschaften beylegen; so wenig wie reinen Vernunftwesen. Ehrsucht, Rachsucht u. s. w. weil sie nie vollkommen befriedigt sind, werden eben darum unter die Leidenschaften gezählt, als Krankheiten, wider die es nur Palliativmittel giebt.

§. 78. Leidenschaften sind Krebschäden für die reine praktische Vernunft und mehrertheils unheilbar; weil der Kranke nicht will geheilt seyn und sich der Herrschaft des Grundsatzes entzieht, durch den dieses allein geschehen könnte. Die Vernunft geht auch im Sinnlichen  
 pract

practischen vom Allgemeinen zum Besonderen nach dem Grundsätze: nicht Einer Neigung zu gefallen die übrigen alle in Schatten oder in den Winkel zu stellen, sondern darauf zu sehen, daß jene mit der Summe aller Neigungen zusammen bestehen könne. — Die Ehrbegierde eines Menschen mag immer eine durch die Vernunft gebilligte Richtung seiner Neigung seyn; aber der Ehrbegierige will doch auch von andern geliebt seyn, er bedarf gefälligen Umgang mit Andern, Erhaltung seines Vermögenzustandes u. d. g. mehr. Ist er nun aber Leidenschaftlich; ehrbegierig, so ist er blind für diese Zwecke, dazu ihm doch seine Neigungen gleichfalls einladen, und daß er von andern gehaßt, oder im Umgange geköhnt zu werden, oder durch Aufwand zu verarmen Gefahr läuft, — das übersieht er alles. Es ist Thorheit (den Theil seines Zwecks zum Ganzen zu machen), die der Vernunft, selbst in ihrem formalen Principy, gerade widerspricht.

Daher sind Leidenschaften nicht bloß, wie die Affecten, unglücklich e Gemächtsstimmungen, die mittel Uebeln schwaager gehen, sondern auch ohne Ausnahme böse und die gutartigste Begierde, wenn sie auch auf das geht, was (der Materie nach) zur Tugend z. B. der Wohlthätigkeit gehört, ist doch (der Form nach), so bald sie in Leidenschaft ausschlägt, nicht bloß pragmatisch verderblich, sondern auch moralisch verwerflich.

Der Affect thut einen augenblicklichen Abbruch an der Freyheit und der Herrschaft über sich selbst. Die Leidenschaft glebt sie auf und findet ihre Lust und Befriedi-



bigung am **Sclavenkann**, **Weil** indessen die **Wernunft** mit ihrem **Aufruf** zur **inuern** **Freiheit** doch nicht **nachläßt**, so **seufzt** der **Unglückliche** unter seinen **Ketten**, von denen er sich **gleichwohl** nicht **losreißen** kann: weil sie **gleichsam**, schon mit seinen **Elliedmaßen** **verwachsen** sind.

Gleichwohl haben die **Leidenschaften** auch ihre **Lobredner** gefunden (denn wo finden die sich nicht, wenn einmal **Obzartigkeit** in **Grundsätzen** **Platz** genommen hat?) und es heißt: „daß nie etwas **Großes** in der **Welt** ohne **heftige** **Leidenschaften** **ausgerichtet** worden, und die **Wbrsehung** selbst habe sie **weislich** gleich als **Springfedern** in die **menschliche** **Natur** **gepflanzt**.“ — Von den mancherley **Neigungen** mag man wohl dieses **zugestehen**, **derer**, als eines **natürlichen** und **thierischen** **Bedürfnisses**, die **lebende** **Natur** (selbst die des **Menschen**) nicht **entbehren** kann. Aber daß sie **Leidenschaften** werden dürfen, ja wohl gar **sollten**, hat die **Wbrsehung** nicht gewollt und sie in diesem **Gesichtspunct** **vorstellig** zu **mächtig**, mag einem **Dichter** **verziehen** werden (nämlich mit **Pope** zu **Sagen**: „ist die **Wernunft** nun ein **Magnet**, so sind die **Leidenschaften** **Winde**“); aber der **Philosoph** darf diesen **Grundsatz** nicht an sich **kommen** lassen, selbst nicht um sie als eine **provisorische** **Veranstattung** der **Wbrsehung** zu **preisen**, welche **absichtlich**, ehe das **menschliche** **Geschlecht** zum **gehörigen** **Grade** der **Kultur** **gefangt** wäre, sie in die **menschliche** **Natur** **gelegt** hätte.

### Eintheilung der Leidenschaften.

Sie werden in die **Leidenschaften** der **natürlichen** **Gen** (angeborenen) und die der aus der **Kultur** der **Meng**

Menschen hervorgehenden (erworbenen) Neigung ein-  
getheilt.

Die Leidenschaften der ersteren Gattung sind  
die Freyheits- und Geschlechtsneigung, beyde  
mit Affect verbunden. Die der zweyten Gattung sind  
Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht, welche  
nicht mit dem Ungefühle eines Affects, sondern mit der  
Beharrlichkeit einer auf gewisse Zwecke angelegten Maxime  
verbunden sind. Jene können erhöhte (passiones ar-  
dentes), diese, wie der Geiz, kalte Leidenschaften  
(frigidae) genannt werden. Alle Leidenschaften aber sind  
stimmer nur von Menschen auf Menschen, nicht auf Car-  
then, gerichtete Begierden und man kann zu einem frucht-  
baren Acker, oder dergleichen, Ruh, zwar zur Benutzung  
derselben viel Neigung, aber keine Affection (welche  
in der Neigung zur Gemeinschaft mit Anderen be-  
steht) haben; viel weniger eine Leidenschaft.

A.

Von der Freyheitsneigung als Leidenschaft.

§. 79. Sie ist die heftigste unter allen am Na-  
turmenschen, in einem Zustande, da er es nicht vermei-  
den kann, mit Anderen in wechselseitige Ansprüche zu  
kommen.

Wer nur nach eines Andern Wahl glücklich seyn  
kann, (dieser mag nun so wohlwollend seyn, als man  
immer will) fühlt sich mit Recht unglücklich. Denn welche  
Gewährleistung hat er, daß sein mächtiger Nebenmensch

in dem Urtheile über das Wohl mit dem seinen zusammenstimmen werde? Der Wilde (noch nicht an Unterwürfigkeit gewöhnte) kennt kein größeres Unglück als in diese zu gerathen und das mit Recht, so lange noch kein öffentlich Gesetz ihn sichert: bis ihn Disciplin allmählig dazu geduldig gemacht hat. Daher sein Zustand des beständigen Krieges, in der Absicht andere so weit wie möglich von sich entfernt zu halten und in Wüsteneien zerstreut zu leben. Ja das Kind, welches sich nur eben dem Mütterlichen Schooße entwunden hat, scheint, zum Unterschiede von allen andern Thieren, bloß deswegen mit lautem Geschrey in die Welt zu treten; weil es sein Unvermögen, sich seiner Gliedmaßen zu bedienen, für Zwang ansieht und so seinen Anspruch auf Freyheit (wovon kein anderes Thier eine Vorstellung hat) so fort ankündigt \*). — Nomadische Völker, die, indem sie

(als

\*) Lucrez, als Dichter, wendet dieses in der That merkwürdige Phänomen im Thierreiche anders:

Vagituque locum lugubri complet ut aequom' sit  
Quoi tantum'n vita restet transire malorum!

Diesen Prospect kann das neugebahrne Kind nun wohl nicht haben; aber daß das Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm nicht vom körperlichen Schmerz, sondern von einer dunkeln Idee (oder dieser analogen Vorstellung) von Arzney und der Hinderniß derselben, dem Unrecht, herrühre, entdeckt sich durch die, ein paar Monate nach der Geburt, sich hmit. seinem Geschrey verbindende Thränen: welches eine Art von Erbitterung anzeigt, wenn es sich gewissen Gegenständen zu nähern, oder überhaupt nur seinen Zustand zu verändern bejreht ist und darau sich gehin-

(als Hirtenvölker) an keinen Boden geheftet sind, z. B. die Araber, hängen so stark an ihrer, obgleich nicht völlig zwangsfreyen Lebensart und haben dabey einen so hohen Geist, mit Verachtung auf die sich anbauende Völker herabzusehen, daß die davon unzertrennliche Mühseligkeit in Jahrtausenden sie davon nicht hat abwendig machen können. Bloße Jagdvölker (wie die Olenkisten) haben sich sogar durch dieses Freyheitsgefühl (von den andern mit ihnen verwandten Stämmen getrennt) wirklich veredelt. — So erweckt nicht allein der Freyheitsbegriff unter moralischen Gesetzen einen Affect, der Enthusiasm genannt wird, sondern die blos sinnliche Vorstellung der äußeren Freyheit erhebt die Neigung darin zu beharren oder sie zu erweitern durch die Analogie mit dem Rechtsbegriffe bis zur heftigen Leidenschaft.

Man nennt bey bloßen Thieren auch die heftigste Neigung (z. B. der Geschlechtsvermischung) nicht Leidenschaft; weil sie keine Vernunft haben: die allein den Begriff der Freyheit begründet und womit die Leidenschaft in

P 4

Eols

hindert fühlt. — Dieser Trieb, seinen Willen zu haben und die Verhinderung daran als eine Beleidigung aufzunehmen, zeichnet sich durch seinen Ton auch besonders aus und läßt eine Bosartigkeit hervorscheinen, welche die Mutter zu bestrafen sich genöthiget sieht, aber gewöhnlich durch noch heftigeres Schreyn erwidert wird. Eben dasselbe geschieht, wenn es durch seine eigene Schuld fällt. Die Jungen anderer Thiere spielen, die des Menschen zanken frühzeitig unter einander und es ist, als ob ein gewisser Rechtsbegriff (der sich auf die äußere Freyheit bezieht) sich mit der Thierheit zugleich entwickele und nicht etwa allmählich erlernt werde.

Colliften kommt; deren Ausbruch also dem Menschen zugerechnet werden kann. — Man sagt zwar von Menschen, daß sie gewisse Dinge leidenschaftlich lieben (den Trunk, das Spiel, die Jagd) oder hassen (z. B. den Diefam, den Brandwein): aber man nennt diese verschiedene Neigungen oder Abneigungen nicht eben so viel Leidenschaften, weil es nur so viel verschiedene Instinkte, d. i. so vielerley bloß Leidendes im Besgehrungsvermögen sind und daher nicht nach den Objecten des Begehrungsvermögens als Sachen (deren es unzählige giebt), sondern nach dem Princip des Gebrauchs oder Mißbrauchs, den Menschen von ihrer Person und Freyheit unter einander machen, da ein Mensch den Andern bloß zum Mittel seiner Zwecke macht, classificirt zu werden verdienen. — Leidenschaften gehen eigentlich nur auf Menschen und können auch nur durch sie befriedigt werden.

Diese Leidenschaften sind Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht.

Da sie Neigungen sind, welche bloß auf den Besitz der Mittel gehen, um alle Neigungen, welche unmittelbar den Zweck betreffen, zu befriedigen, so haben sie in so fern den Anstrich der Vernunft: nämlich der Idee eines mit der Freyheit verbundenen Vermögens, durch welches allein Zwecke überhaupt erreicht werden können, nachzustreben. Der Besitz der Mittel zu beliebigen Absichten reicht allerdings viel weiter, als die auf eine einzelne Neigung und deren Befriedigung gerichtete Neigung. — Sie können auch daher Neigungen des Wahnes

nes

nes genannt werden, welcher darin besteht: die Noth Meinung Anderer vom Werthe der Dinge dem wirklichen Werthe gleich zu schätzen.

## B.

## Von der Nachbegierde als Leidenschaft.

§. 80. Da Leidenschaften nur von Menschen auf Menschen gerichtete Neigungen seyn können, so fern diese auf, mit einander zusammenstimmende oder einander widerstrebende, Zwecke gerichtet, d. i. Liebe oder Haß sind; der Rechtsbegriff aber, weil er unmittelbar aus dem Begriffe der äußern Freyheit hervorgeht, weit wichtiger und den Willen weit stärker bewegender Antrieb ist, als der des Wohlwollens: so ist der Haß aus dem erlittenen Unrecht, d. i. die Nachbegierde, eine Leidenschaft, welche aus der Natur des Menschen unwillkürlich hervorgeht und, so ebsartig sie auch ist, doch die Maxime der Vernunft, vermöge der erlaubten Nachbegierde, deren Analogon jene ist, mit der Neigung verflochten und eben dadurch eine der heftigsten und am tiefsten sich einwurzelnden Leidenschaften; die, wenn sie erloschen zu seyn scheint, doch immer noch ingheim einen Haß, *Gröll* genannt, als ein unter der Asche glimmendes Feuer, Aüberbleiben läßt.

Die Begierde, in einem Zustande mit seinen Mitmenschen und in Verhältnis zu ihnen zu seyn, da jedem das zu Theil werden kann, was das Recht will, ist freylich keine Leidenschaft, sondern ein Bestimmungsgrund der freyen Willkühr durch reine practische Vernunft.

Aber die Erregbarkeit derselben durch bloße Selbstliebe, d. i. nur zu seinem Vortheil, nicht zum Nutzen einer Geseßgebung für jedermann, ist sinnlicher Antrieh des Hasses, nicht der Ungerechtigkeit, sondern des gegen uns Ungerechten: welche Neigung (zu verfolgen und zu zerstören), da ihr eine Idee, obzwar freylich selbstfüchtig angewandt, zum Grund liegt, die Rechtsbegierde gegen den Beleidiger in Leidenschaft der Wiedervergeltung verwandelt, die oft bis zum Wahnsinn heftig ist, sich selbst dem Verderben auszusetzen, wenn nur der Feind demselben nicht entzinkt und (in der Blutrache) diesen Haß gar selbst zwischen Völkern erblich zu machen; wie, wie es heißt, das Blut des Beleidigten, aber noch nicht Gerächeten, schreye, bis das unschuldig verurtheilte Blut wieder durch Blut — sollte es auch das eines seiner unschuldigen Nachkommen seyn — abgewaschen wird.

C.

Von der Neigung zum Vermögen, Einfluß überhaupt auf andere Menschen zu haben.

§. 81. Diese Neigung nähert sich am meisten der technisch, practischen Vernunft, d. i. der Klugheitsmaxime. — Denn anderer Menschen Neigungen in seine Gewalt zu bekommen, um sie nach seinen Absichten lenken und bestimmen zu können, ist beinahe eben so viel als im Besiß anderer, als bloßer Werkzeuge seines Willens, zu seyn. Kein Wunder, daß das Streben nach einem solchen Vermögen, auf Andere Einfluß zu haben, Leidenschaft wird.

Dies

Dieses Vermögen enthält gleichsam eine dreyfache Macht in sich: Ehre, Gewalt und Geld; durch die, wenn man im Besiz derselben ist, man jedem Menschen, wenn nicht durch einen dieser Einflüsse, doch durch den andern bekommen und ihn zu seinen Absichten brauchen kann. — Die Neigungen hierzu, wenn sie Leidenschaften werden, sind Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Freylich daß hier der Mensch der Geck (Petrogene) seiner eigenen Neigungen wird und im Gebrauch solcher Mittel seinen Endzweck verfehlt; aber wir reden hier auch nicht von Weisheit, welche gar keine Leidenschaften verstatet, sondern nur von der Klugheit, mit welcher man die Narren handhaben kann.

Die Leidenschaften überhaupt aber, so heftig sie auch immer, als sinnliche Triebfedern, seyn mögen, sind doch in Ansehung dessen, was die Vernunft dem Menschen vorschreibt, lauter Schwächen. Daher das Vermögen des gescheuten Mannes, jene zu seinen Absichten zu gebrauchen, verhältnißmäßig desto kleiner seyn darf, je größer die Leidenschaft ist, die den andern Menschen beherrscht.

Ehrsucht ist die Schwäche der Menschen, wegen der man auf sie durch ihre Meynung, Herrschsucht durch ihre Furcht und Habsucht durch ihr eigenes Interesse Einfluß haben kann. — Allerwärts ein Selbstenzinn, durch den, wenn sich ein Anderer desselben bemächtigt, er das Vermögen hat, ihn durch seine eignen Neigungen zu seinen Absichten zu gebrauchen. — Das Bewußtseyn aber dieses Vermögens an sich und des Besizes der Mittel seine Neigungen zu befriedigen, erregt die Leidenschaft mehr noch, als der Gebrauch derselben.

a. Ehr-



## Ehrsucht.

§. 82. Sie ist nicht Ehrliche, eine Hochschätzung die der Mensch von Anderen, wegen seines inneren (moralischen) Werths, erwarten darf, sondern Bestreben nach Ehrenruf, wo es am Schein genug ist. Man darf dem Hochmuth (einem Ansinnen an Andere, sich selbst in Vergleichung mit uns selbst, gering zu schätzen; eine Thorheit die ihrem eigenen Zweck zuwider handelt) — diesem Hochmuth, sage ich, darf man nur schmeicheln, so hat man durch diese Leidenschaft des Thoren über ihn Gewalt. (Schmeichler \*). Jäherrn, die einem bedeutenden Mann gern das große Wort einräumen, nähren diese ihr schwachmachende Leidenschaft und sind die Verderber des Großen und Mächtigen, die sich diesem Zauber hingeben.

Hochmuth ist eine verkehrte, ihrem eigenen Zweck entgegen handelnde, Ehrbegierde, und kann nicht als ein abschliches Mittel, andere Menschen (die er von sich abstößt) zu seinen Zwecken zu gebrauchen, angesehen werden; vielmehr ist der Hochmüthige das Instrument der Schelme; Darv genannt. Einmal frugte mich ein sehr

\*) Das Wort Schmeichler hat wohl ursprünglich Schmiegleier heißen sollen (einen der sich schmiegt und biegt), um einen einbildrischen Mächtigen, selbst durch seinen Hochmuth, nach Belieben zu leiten; so wie das Wort Heuchler (eigentlich sollte es Händler geschrieben worden) einen, seines frommen Demuth vor einem vielvermögenden Geistlichen durch in seine Rede gemischte Stoffe vorpiegelnden Betrüger, — hat bedeuten sollen.

vernünftiger, rechtschaffener Kaufmann: „warum der Hochmüthige jederzeit auch niederträchtig sey“ (jener hatte nämlich die Erfahrung gemacht: daß der mit, seinem Reichthum, als überlegener Handelsmacht, großthuende, bey dem nachher eingetretenen Verfall seines Vermögens, sich auch kein Bedenken machte, zu kriechen). Meine Meinung war diese; daß, da der Hochmuth das Ansinnen an einen Andern ist, sich selbst, in Vergleichung mit jenem, zu verachten; ein solcher Gedanke aber niemand in den Sinn kommen kann als nur dem, welcher sich selbst zu Niederträchtigkeit bereit fühlt, der Hochmuth an sich schon von der Niederträchtigkeit solcher Menschen ein nie trügendes vorbedeutendes Kennzeichen abgibt.

b.

### H e r r s c h s u c h t.

Diese Leidenschaft ist an sich ungerecht und ihre Äußerung bringt alles wider sich auf. Sie fängt aber von der Furcht an, von andern beherrscht zu werden und ist darauf bedacht, sich bey Zeiten in den Vortheil der Gewalt über sie zu setzen; welches doch ein missliches und ungerechtes Mittel dazu ist, andere Menschen zu seinen Absichten zu gebrauchen; weil es theils den Widerstand aufruft und Unklug, theils der Freyheit unter Gesetzen, worauf jedermann Anspruch machen kann, zuwider und ungerecht ist. — Was die mittelbare Beherrschungskunst betrifft, z. B. die des weiblichen Geschlechts durch Liebe, die es dem männlichen gegen sich einflößt, diesen zu ihren Absichten zu brauchen, so ist sie unter jenem Titel nicht mit begriffen; weil sie keine Gewalt

Walt bey sich führt, sondern den Unterthänigen durch seine eigene Neigung zu beherrschen und zu fesseln weiß. — Nicht als ob der weibliche Theil unserer Gattung von der Neigung über den männlichen zu herrschen, frey wäre (wovon gerade das Gegentheil wahr ist), sondern weil es sich nicht desselben Mittels zu dieser Absicht als das Männliche bedient, nämlich nicht des Vorzugs der Stärke (als welche hier unter dem Worte herrschen gemeint ist), sondern der Reize, welche eine Neigung des andern Theils, beherrscht zu werden, in sich enthält.

c.

### H a b s u c h t.

Geld ist die Lösung und, wenn Plutus beginnt, vor dem öffnen sich alle Pforten, die vor dem minder Reichen verschlossen sind. Die Erfindung dieses Mittels, welches sonst keine Brauchbarkeit hat (wenigstens nicht haben darf) als bloß zum Verkehr des Fleißes der Menschen, hienit aber auch alles Physisch guten unter ihnen zu dienen, vornehmlich nachdem es durch Metalle repräsentirt wird, hat eine Habsucht hervorgebracht, die zuletzt, auch ohne Genuß, in dem bloßen Besitze, selbst mit Verzichtthung (des Geizigen) auf allen Gebrauch, eine Macht enthält, von der man glaubt, daß sie den Mangel jeder anderen zu ersetzen hinreichend sey. Diese ganz geistlose wenn gleich nicht immer moralisch verwerfliche, doch bloß mechanisch geleitete Leidenschaft, welche vornehmlich dem Alter (zum Ersatz seines natürlichen Unvermögens) anhängt und die jenem allgemeinen Mittel, seines großen Einflusses halber, auch schlechthin den Narren

men eines Vermögens beschafft hat, ist eine solche, die, wenn sie eingetretten ist keine Abänderung verstatet und, wenn die erste der dreien gefaßt, die zweyte gefürchtet, sie, als die dritte verachtet macht \*).

### Von der Neigung des Wahnes als Leidenschaft.

§. 83. Unter dem Wahne, als einer Triebfeder der Begierden, verstehe ich die innere pedantische Einschränkung, das Subjective in der Bewegungsfache für objectiv zu halten. Die Natur will von Zeit zu Zeit stärkere Erregungen der Lebenskraft, um die Thätigkeit des Menschen aufzuspornen, damit er nicht im bloßen Dente sein das Gefühl des Lebens gar einbüße. Zu diesem Zwecke hat sie sehr weise und wohlthätig dem von Natur faulen Menschen Gegenstände, seiner Einbildung nach, als wirkliche Zwecke (Erwerbungsarten von Ehre, Gewalt und Geld) vorge spiegelt, die ihm, der ungern ein Geschäft unternimmt, doch genug zu schaffen machen und nicht sthetun viel zu thun geben; wobey das Interesse, was er daran nimmt, ein Interesse des bloßen Wahnes ist und die Natur also wirklich mit dem Menschen spielt und ihn (das Subject) zu seinem Zwecke spornet: indessen daß dieser in der Ueberredung steht (objectiv), sich selbst einen eigenen Zweck gesetzt zu haben. — Diese Neigung:

\*) Hier ist die Verachtung im moralischen Sinne zu verstehen; denn im bürgerlichen, wenn es sich zutrifft, daß, wie Pope sagt „der Teufel in einem goldenen Regen von fünfzig auf hundert dem Wucherer in den Schoos fällt und sich seiner Seele bemächtigt“ bewundert vielmehr der große Haufe den Mann, der so große Handelsweisheit beweiset.

jungen des Wahnes sind, gerade darum, weil die Phantasie dabey Selbstschöpferinn ist, dazu geeignet, um im höchsten Grade Leidenschaftlich zu werden, vornehmlich wenn sie auf einen Wettstreit der Menschen angelegt sind.

Die Spiele des Knaben im Ballschlagen, Ringen, Wettrennen, Soldatenspielen; — weiterhin des Mannes im Schach und Kartenspiel (wo in der einen Beschäftigung der bloße Vorzug des Verstandes, in der zweyten zugleich der bare Gewinn beabsichtigt wird): endlich des Bürgers, der in öffentlichen Gesellschaften mit Faro oder Würfeln sein Glück versucht, — werden insgesammt unwissentlich von der weiseren Natur zu Wagstücken, ihre Kräfte im Streit mit anderen zu versuchen, angepörrt; eigentlich damit die Lebenskraft überhaupt vor dem Ermatten bewahrt und rege erhalten werde. Zwey solche Streiter glauben, sie spielen unter sich; in der That aber spielt die Natur mit beyden, wovon sie die Vernunft klar überzeugen kann, wenn sie bedenken, wie schlecht die von ihnen gewählten Mittel zu ihrem Zwecke passen. — Aber das Wohlbefinden während dieser Erregung, weil es sich wie (obgleich übelgedeuteten) Ideen des Wahnes verzwifkelt, ist eben darum die Ursache eines Hanges zur heftigsten und lange dauernden Leidenschaft \*).

Neis

\*) Ein Mann in Hamburg, der ein ansehnliches Vermögen daselbst verspielt hatte, brachte nun seine Zeit mit Zusehen der Spielenden zu. Ihn fragte ein anderer, wie ihm zu Muth wäre, wenn er daran dächte, ein solches Vermögen einmal gehabt zu haben. Der erstere antwortete: wenn ich es noch einmal besäße, so wüßte ich doch nicht es auf angenehmere Art anzuwenden.

Neigungen des Wahnes machen den schwachen Menschen abergläubisch und den Abergläubigen schwach, d. i. geneigt, von Umständen, die keine Naturursachen (etwas zu fürchten oder zu hoffen) seyn können, dennoch interessante Wirkungen zu erwarten. Jäger, Fischer, auch Spieler (vornehmlich in Lotterien) sind abergläubisch und der Bahn, der zu der Täuschung: das Subjective für objectiv, die Stimmung des inneren Sinnes für Erkennniß der Sache selbst zu nehmen, verleitet, macht zugleich den Hang zum Aberglauben begreiflich.

### Von dem höchsten physischen Gut.

§. 84. Der größte Sinnengenuss, der gar keine Beymischung von Ekel bey sich führt, ist, im gesunden Zustande, Ruhe nach der Arbeit. — Der Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit in jenem Zustande ist Faulheit. — Doch ist eine etwas lange Weigerung, wiederum an seine Geschäfte zu gehen, und das süße für niente zur Kräftenammlung darum noch nicht Faulheit; weil man (auch im Spiel) angenehm und doch zugleich nützlich beschäftigt seyn kann, und auch der Wechsel der Arbeiten, ihrer specifischen Beschaffenheit nach, zugleich so vielfältige Erholung ist: da hingegen an eine schwere unvollendet gelassene Arbeit wieder zu gehen, ziemliche Entschlossenheit erfordert.

Unter den drey Lastern: Faulheit, Feigheit und Falschheit, scheint das erstere das verächtlichste zu seyn. Allein in dieser Beurtheilung kann man dem Menschen oft sehr unrecht thun. Denn die Natur hat auch den Abscheu für anhaltende Arbeit manchem Subject

weiss

weislich in seinen für ihn sowohl als Andere heilsamen Instinct gelegt; weil dieses etwa keinen langen oder oft wiederholten Kräftenaufwand ohne Erschöpfung vertrug, sondern gewisser Pausen der Erholung bedurfte. Demetrius hätte daher nicht ohne Grund immer auch dieser Unholdin (der Faulheit) einen Altar bestimmen können; indem, wenn nicht Faulheit noch dazwischen träte, die rastlose Bosheit weit mehr Uebels, als jetzt noch ist, in der Welt verüben würde; wenn nicht Feigheit sich der Menschen erbarmte, der kriegerische Blutdurst die Menschen bald aufreiben würde, und, wäre nicht Falschheit [da nämlich unter vielen sich zum Complotte vereinigenden Bösewichtern in großer Zahl (z. B. in einem Regiment) immer einer seyn wird, der es verräth], bey der angebornen Böseartigkeit der menschlichen Natur ganze Staaten bald gestürzt seyn würden.

Die stärksten Antriebe der Natur, welche die Stelle der unsichtbar das menschliche Geschlecht durch eine höhere, das physische Weltbeste allgemein besorgende Vernunft (des Weltregierers) vertreten, ohne daß menschliche Vernunft dazu hinwirken darf, sind Liebe zum Leben, und Liebe zum Geschlecht; die erstere um das Individuum, die zweyte um die Species zu erhalten, da dann durch Vermischung der Geschlechter im Ganzen das Leben unserer mit Vernunft begabten Gattung fortzuschreitend erhalten wird, unerachtet diese abichtlich an ihrer eigenen Zerstörung (durch Kriege) arbeitet; welche doch die immer an Cultur wachsenden vernünftigen Geschöpfe, selbst mitten in Kriegen, nicht hindert, dem Menschengeschlecht in kommenden Jahrhunderten einen Glückseligkeitszustand, der nicht mehr rückgängig seyn wird, im Prospect unzweydeutig vorzustellen.

Von

## Von dem höchsten moralisch-physischen Gut.

§. 59. Die beyden Arten des Gutes, das physische und moralische können nicht zusammen gemischt werden; denn so würden sie sich neutralisiren und zum Zweck der wahren Glückseligkeit gar nicht hinwirken; sondern Neigung zum Wohlleben und Tugend im Kampfe mit einander, und Einschränkung des Principis der ersteren durch das der letzteren machen zusammenstossend den ganzen Zweck des wohlgearteten, einem Theil nach sinnlichen, dem anderen aber moralisch intellektuellen Menschen aus; der aber, weil im Gebrauch die Vermischung schwerlich abzuhalten ist, einer Zersetzung durch gegenwirkende Mittel (reagentia) bedarf, um zu wissen, welches die Elemente und die Proportion ihrer Verbindung ist, die, mit einander vereinigt, den Genuß eines gesitteten Glückseligkeit verschaffen können.

Die Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens mit der Tugend im Umgange ist die Humanität. Es kommt hier nicht auf den Grad des ersteren an; denn da fordoert einer viel, der andere wenig, was ihm dazu erforderlichlich zu seyn dünkt, sondern nur auf die Art des Verhältnisses, wie die Neigung zum ersteren durch das Gesetz des letzteren eingeschränkt werden soll.

Die Umgänglichkeit ist auch eine Tugend, aber die Umgangseignung wird oft zur Leidenschaft. Wenn aber gar der gesellschaftliche Genuß, prahlerisch, durch Verschwendung erhöht wird, so hört diese falsche Umgänglichkeit auf, Tugend zu seyn und ist ein Wohlleben, was der Humanität Abbruch thut.

\* \* \*

Q 2

Mus



Muß, Tanz und Spiel machen eine sprachlose Gesellschaft aus (denn die wenigen Worte, die zum letzteren nöthig sind, begründen keine Conversation, welche wechselseitige Mittheilung der Gedanken fordert). Das Spiel welches, wie man vorgiebt, nur zur Ausfüllung des Leeren der Conversation nach der Tafel dienen soll, ist doch gemeinlich die Hauptsache: als Erwerbmittel, wobei Affecten stark bewegt werden, wo eine gewisse Convention des Eigennutzes, einander mit der größten Häßlichkeit zu plündern, errichtet, und ein völliger Egoism, so lange das Spiel dauert, zum Grundsatz gelegt wird, den keiner verläugnet; von welcher Conversation, bey aller Cultur, die sie in seinen Manieren bewirken mag, die Vereinigung des geselligen Wohllebens mit der Tugend, und hiemit die wahre Humanität schwerlich sich wahre Beförderung versprechen dürfte.

Das Wohlleben, was zu der letzteren noch am besten zusammen zu stimmen scheint, ist eine gute Mahlzeit in guter (und wenn es seyn kann, auch abwechselnder) Gesellschaft; von der Chesterfield sagt: daß sie nicht unter der Zahl der Grazien und auch nicht über die der Musen seyn müsse.\*).

Wenn ich eine Tischgesellschaft aus lauter Männern von Geschmack (ästhetisch vereinigt) nehme\*\*), so wie sie  
nicht

\*) Zehn an einem Tische; weil der Wirth, der die Gäste bedient, sich nicht mitzählt.

\*\*) In einer festlichen Tafel, an welcher die Anwesenheit der Dame die Freyheit der Chapeaus von selbst aufs Gesittete einschränkt, ist eine bisweilen sich ereugnende plöglische Stille,

nicht bloß gemeinschaftlich eine Mahlzeit, sondern einander selbst zu genießen die Absicht haben (da dann ihre Zahl nicht viel über die Zahl der Grazien betragen kann): so muß diese kleine Tischgesellschaft nicht sowohl die leibliche Befriedigung, — wie ein jeder auch für sich allein haben kann — sondern das gesellige Vergnügen, wozu jene nur das Behülfel zu seyn scheinen muß, zur Absicht haben: wo dann jene Zahl eben hinreichend ist, um die Unterredung nicht stocken, oder auch in abgesonderten kleinen Gesellschaften mit dem nächsten Besizer sich theilen zu lassen, befürchtet werden darf. Das letztere ist gar kein Conversationsgeschmack; der immer Cultur bey sich führen muß, wo immer Einer mit Allen (nicht bloß mit seinem Nachbar) spricht: da hingegen die sogenannten festlichen Tractamente (Belag und Abfütterung) ganz geschmacklos sind. Es versteht sich hiebey von selbst, daß in allen Tischgesellschaften, selbst denen an einer Wirthstafel, das, was daselbst von einem indiscreten Tischgenossen zum Nachtheil eines abwesenden öffentlich gesprochen

Ω 3

chen

te, ein schlimmer, lange Weile drohender Zufall, bey dem keiner sich getraut, etwas Neues, zur Fortsetzung des Gesprächs schickliches, hinein zu spielen; weil er es nicht aus der Luft greifen, sondern es aus der Neuigkeit des Tages, die aber interessant seyn muß, hernehmen soll. Eine einzige Person, vornehmlich wenn es die Wirthin des Hauses ist, kann diese Stockung oft allein verhüten und die Conversation im beständigen Gange erhalten; daß sie nämlich, wie in einem Concert, mit allgemeiner und lauter Fröhlichkeit beschließt, und eben dadurch desto gedeihlicher ist; gleich dem Gastmahle des Plato, von dem der Gast sagte: „Deine Mahlzeiten gefallen nicht allein, wenn man sie genießt, sondern auch so oft man an sie denkt“.

chen wird, dennoch nicht zum Gebrauch außer dieser Gesellschaft gehöre und nachgeplaudert werden dürfe. Denn ein jedes Symposium hat, auch ohne einen besondern dazu getroffenen Vertrag, eine gewisse Heiligkeit und Pflicht zur Verschwiegenheit bey sich, in Ansehung dessen, was dem Mitgenossen der Tischgesellschaft nachher Ungelegenheit außer derselben verursachen könnte; weil, ohne dieses Vertrauen, das der moralischen Cultur selbst so zuträgliche Vergnügen in Gesellschaft, und selbst diese Gesellschaft zu genießen, vernichtet werden würde. — Daher würde ich, wenn von meinem besten Freunde in einer sogenannten öffentlichen Gesellschaft (den nemlich ist eine noch so große Tischgesellschaft immer nur Privatgesellschaft, und nur die staatsbürgerliche überhaupt in der That öffentlich) — ich würde, sage ich, wenn von ihm etwas Nachtheiliges gesprochen würde, ihn zwar vertheidigen, und allenfalls auf meine eigene Gefahr mit Härte und Bitterkeit des Ausdrucks mich seiner annehmen, mich aber nicht zum Werkzeuge brauchen lassen, diese übele Nachricht zu verbreiten und an den Mann zu tragen, den sie angeht. — Es ist nicht blos ein geselliger Geschmack, der die Conversation leiten muß, sondern es sind auch Grundsätze, die dem offenen Verkehr der Menschen mit ihren Gedanken im Umgange zur einschränkenden Bedingung ihrer Freyheit dienen sollen.

Hier ist etwas analogisches im Vertrauen zwischen Menschen, die mit einander an einem Tische speisen; mit alten Gebräuchen, z. B. des Arabers, bey dem der Fremde, sobald er jenem nur einen Genuß (einen Trunk Wasser)

(ser)

fer) in seinem Zelt hat ablocken können, auch auf seine Sicherheit rechnen kann; oder wenn der russischen Kaiserin Sal; und Brod von den aus Moskau ihr entgegenkommenden Deputirten gereicht wurde, und sie durch den Genuß desselben sich auch vor aller Nachstellung durchs Gastrecht gesichert halten konnte. — Das Zusammenspeisen an einem Tische wird aber als die Förmlichkeit eines solchen Vertrags der Sicherheit angesehen.

Allein zu essen (solipsismus convictorii) ist für einen philosophirenden Gelehrten ungesund; \*)

Q 4

nicht

\*) Denn der philosophirende muß seine Gedanken fort-dauernd bei sich herumtragen, um durch vielfältige Versuche ausfindig zu machen, an welche Principien er sie systematisch anknüpfen sollte, und die Ideen, weil sie nicht Anschauungen sind, schweben gleichsam in der Luft ihm vor. Der historisch- oder mathematischgelehrte kann sie dagegen vor sich hinstellen, und so sie, mit der Feder in der Hand, allgemeinen Regeln der Vernunft gemäß, doch gleich als Facta, empirisch ordnen, und so, weil das vorige in gewissen Punkten ausgemacht ist, den folgenden Tag die Arbeit von da fortsetzen, wo er sie gelassen hatte. — Was den Philosophen betrifft, so kann man ihn gar nicht als Arbeiter am Gebäude der Wissenschaften, d. i. nicht als Gelehrten, sondern muß ihn als Weisheitsforscher betrachten. Es ist die bloße Idee von einer Person, die den Endzweck alles Wissens sich practisch und (zum Behuf desselben) auch theoretisch zum Gegenstande macht, und man kann diesen Namen nicht im Plural, sondern nur im Singular brauchen (der Philosophurtheilt so oder so): weil er eine bloße Idee bezeichnet, Philosophen aber zu nennen eine Vielheit von dem andeuten würde, was doch absolute Einheit ist.

nicht Restauration, sondern (vornehmlich wenn es gar einfames Schwelgen wird) Exhaustion; erschöpfende Arbeit, nicht belebendes Spiel der Gedanken. Der genießende Mensch, der im Denken während der einsamen Mahlzeit an sich selbst zehrt, verliert allmählig die Munterkeit, die er dagegen gewinnt, wenn ein Tischgenosse ihm durch seine abwechselnde Einfälle neuen Stoff zur Belebung darbietet; welchen er selbst nicht hat ausführen dürfen.

Bei einer vollen Tafel, wo die Vielheit der Gerichte nur auf das lange Zusammenhalten der Gäste (connam ducere) abgezweckt ist, geht die Unterredung gewöhnlich durch drey Stufen: 1) Erzählen, 2) Ratsonniren und 3) Scherzen. — A. Die Neuigkeiten des Tages, zuerst einheimische, dann auch auswärtige, durch Privatbriefe und Zeitungen eingelaufene. — B. Wenn dieser erste Appetit befriedigt ist, so wird die Gesellschaft schon lebhafter; denn weil bey dem Vernünfteln Verschiedenheit der Beurtheilung über ein und dasselbe auf die Bahn gebrachte Object schwerlich zu vermeiden ist, und jeder doch von der seinigen oben nicht die geringste Meynung hat, so erhebt sich ein Streit, der den Appetit für Schüssel und Bouteille rege, und nach dem Maße der Lebhaftigkeit dieses Streits und der Theilnahme an demselben, auch gebethlich macht. — C. Weil aber das Vernünfteln immer eine Art von Arbeit und Kraftanstrengung ist, diese aber durch einen, während desselben ziemlich reichlichen Genuß, endlich beschwerlich wird: so fällt die Unterredung natürlicherweise auf das bloße Spiel des Witzes, zum Theil auch dem anwesenden Frauenzimmer zu gefallen; auf welches die kleinen muthwilligen, aber nicht

nicht beschämenden Angriffe auf ihr Geschlecht die Wirkung thun, sich in ihrem Wis selbst vorthellhaft zu zeigen, und so endigt die Mahlzeit mit Lachen; welches, wenn es laut und gutmüthig ist, die Natur durch Bewegung des Zwergfells und der Eingeweide ganz eigentlich für den Wagen zur Verdauung, als zum körperlichen Wohlbedin den bestimmt hat; indessen, daß die Theilnehmer am Gastmahl, Wunder wie viel! Geistescultur in einer Absicht der Natur zu finden wännen. — Eine Tafelmusik bey einem festlichen Schmause großer Hetren ist das geschmackloseste Uydng, was die Schwelgerer imuer ausgefonnen haben mag.

Die Regeln eines geschmackvollen Gastmals, das die Gesellschaft anmirt, sind: a) Wahl eines Stoffs zur Unterredung, der Alle interessirt und immer jemanden Anlaß giebt, etwas schicklich hinzuzusetzen. b) Keine tödtliche Stille, sondern nur augenblickliche Pause in der Unterredung entstehen zu lassen. c) Den Gegenstand nicht ohne Noth zu variiren und von einer Materie zu einer andern abzuspringen; weil das Gemüth am Ende des Gastmals wie am Ende eines Drama (vergleichen auch das zurückgelegte ganze Leben des vernünftigen Menschen ist) sich unvermeidlich mit der Rück Erinnerung der mancherley Acte des Gesprächs beschäftigt: wo denn, wenn es keinen Faden des Zusammenhangs herausfinden kann, es sich verwirrt fühlt und in der Cultur nicht fortgeschritten, sondern eher rückgängig geworden zu seyn, mit Unwillen inne wird. — Man muß einen Gegenstand, der unterhaltend ist, beynähe erschöpfen, ehe man zu einem anderen übergeht und beym Stocken des

Q 5

des Gesprächs etwas Anderes damit Verwandtes zum Versuch in die Gesellschaft unbemerkt zu spielen verstehen: so kann ein einziger in der Gesellschaft unbemerkt und unbenutzt diese Leitung der Gespräche übernehmen. d) Keine *Machthaberey*, weder für sich noch für die Mitgenossen der Gesellschaft entstehen oder dauern zu lassen: vielmehr da diese Unterhaltung kein Geschäft sondern nur Spiel seyn soll, jene Ernsthaftigkeit durch einen geschickt angebrachten Scherz abwenden. e) In dem ernstlichen Streit, der gleichwohl nicht zu vermeiden ist, sich selbst und seinen Affect sorgfältig so in Disciplin zu erhalten, daß wechselseitige Achtung und Wohlwollen immer hervorleuchte; wobey es mehr auf den *Ton* (der nicht schreyhäftig oder arrogant seyn muß), als auf den Inhalt des Gesprächs ankommt; damit keiner der Mitgäste mit dem anderen entzweyete aus der Gesellschaft in die Häuslichkeit zurückkehre.

So unbedeutend diese Gesetze der verfeinerten Menschheit auch scheinen mögen, vornehmlich wenn man sie mit dem reinmoralischen vergleicht, so ist doch Alles, was Geselligkeit befördert, wenn es auch nur in gefallenenden Maximen oder Manieren bestände, ein die Tugend vorthellhaft kleidendes Gewand, welches der letzteren auch in ernsthafter Rücksicht zu empfehlen ist. — Der *Purismus* des *Cynikers* und die *Fleischestödtung* des *Anaschoreten*, ohne gesellschaftliches Wohlleben, sind verzerrte Gestalten der Tugend und für diese nicht einladend; sondern, von den *Grazien* verlassen, können sie auf *Humanität* nicht Anspruch machen.

Der

# Der Anthropologie

Zweiter Theil.

---

## Die anthropologische Characteristik.

Von der Art, das Innere des Menschen  
aus dem Aeußeren zu erkennen.





---

## E i n t h e i l u n g .

---

1) Der Character der Person, 2) der Character des Geschlechts, 3) der Character des Volks, 4) der Character der Gattung.

### A.

#### Der Character der Person.

§. 86. In pragmatischer Rücksicht bedient sich die allgemeine, natürliche (nicht bürgerliche) Zeichenlehre (*semiotica universalis*) des Worts Character in zwiefacher Bedeutung, da man theils sagt: ein gewisser Mensch hat diesen oder jenen (physischen) Character: theils er hat überhaupt einen Character (einen moralischen), der nur ein einziger, oder gar keiner seyn kann. Das erste ist das Unterscheidungszeichen des Menschen als eines sinnlichen, oder Naturwesens; das zweyte desselben als eines vernünftigen, mit Freyheit begabten Wesens.

fens. Der Mann von Grundsätzen, von dem man sicher weiß, wessen man sich, nicht etwa von seinem Instinct, sondern von seinem Willen zu versehen hat, hat einen Character. — Daher kann man in der Characteristik ohne Tautologie, in dem, was zu seinem Begehrensvermögen gehört (practisch ist), das Characteristische in a) Naturell oder Naturanlage, b) Temperament, oder Sinnesart und c) Character schlechthin, oder Denkungsart, eintheilen. — Die beyden ersteren Anlagen zeigen an, was sich aus dem Menschen machen läßt; die zweyte (moralische) was er aus sich selbst zu machen bereit ist.

## I.

### Von dem Naturell.

Der Mensch hat ein gut Gemüth, bedeutet: er ist nicht störrisch sondern nachgebend; er wird zwar aufgebracht, aber leicht besänftigt und hegt keinen Groll (ist negativ: gut). — Dagegen, um von ihm sagen zu können: „er hat ein gut Herz“, ob dieses zwar auch zur Sinnesart gehört, will schon mehr sagen. Es ist ein Antrieb zum Practisch: guten, wenn es gleich nicht nach Grundsätzen verübt wird, so: daß der Gutmüthige und Gutherzige beydes Leute sind, die ein schlauer Gast brauchen kann, wie er will. — Und so geht das Naturell mehr (subjectiv) aufs Gefühl der Lust oder Unlust, wie ein Mensch vom andern afficirt wird (und jenes kann hierinn etwas Characteristisches haben), als (objectiv) aufs Begehrensvermögen; wo das Leben sich nicht

nicht bloß im Gefühl, innerlich, sondern auch in der Thätigkeit, äußerlich, obgleich bloß nach Triebfedern der Sinnlichkeit offenbaret. In dieser Beziehung besteht nun das Temperament, welches von einer habituellen (durch Gewohnheit zugezogenen) Disposition noch unterschieden werden muß; weil dieser keine Naturanlage, sondern bloße Gelegenheitsursachen zum Grunde liegen.

II.

Vom Temperament.

Physiologisch betrachtet, versteht man, wenn vom Temperament die Rede ist, die körperliche Constitution (den starken oder schwachen Bau) und Complexion (das Flüssige, durch die Lebenskraft geschwächt bewegliche im Körper; worin die Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte mit begriffen ist).

Psychologisch aber erwogen, d. i. als Temperament der Seele (Gefühls- und Begehrungsvermögens) werden jene, von der Blutbeschaffenheit entlehnte Ausdrücke nur als nach der Analogie des Spiels der Gefühle und Begierden mit körperlichen bewegenden Ursachen (worunter das Blut die vornehmste ist) vorgestellt.

Da ergiebt sich nun: daß die Temperamente, die wir bloß der Seele beylegen, doch wohl in geheim das Körperliche im Menschen auch zur mitwirkenden Ursache haben mögen: — ferner daß, da sie erstlich die Obertheilung derselben in Temperamente des Gefühls und der Thätigkeit zulassen, zweytens jede derselben mit Erregbarkeit der Lebenskraft (intensio),  
oder

oder Abspannung (remissio) derselben, verbunden werden kann, — gerade nur vier einfache Temperamente (wie in den 4 syllogistischen Figuren durch den medius-terminus) aufgestellt werden können: das sanguinische, das melancholische, das cholertische und das phlegmatische; wodurch dann die alten Formen beyhalten werden können, und nur eine, dem Geist dieser Temperamentenlehre angepaßte, bequemere Deutung erhalten.

Hiebey dient der Ausdruck der Blutbeschaffenheit nicht dazu: die Ursache der Phänomene des sinnlich afficirten Menschen anzugeben, — es sey nach der Humoral; oder der Nervenpathologie; sondern sie nur den beobachteten Wirkungen nach zu classificiren; denn man verlangt nicht vorher zu wissen, welche chemische Blutmischung es sey; die zur Benennung einer gewissen Temperaments-eigenschaft berechttige, sondern welche Gefühle und Neigungen man bey der Beobachtung des Menschen zusammenstellt, um für ihn den Titel einer besonderen Classe schicklich anzugeben.

Die Obereintheilung der Temperamentenlehre kann also die seyn: in Temperamente des Gefühls und Temperamente der Thätigkeit, und diese kann durch Untereintheilung wiederum in zwey Arten zerfallen, die zusammen die 4 Temperamente geben. — Zu den Temperamenten des Gefühls zähle ich nun das sanguinische, A, und sein Gegenstück, das melancholische, B. — Das erstere hat nun die Eigenthümlichkeit, daß die Empfindung schnell und stark afficirt wird, aber nicht tief eindringt (nicht dauerhaft ist); das  
gegen

gegen in dem zweyten die Empfindung weniger auffallend ist, aber sich tief einwurzelt. Hier in muß man diesen Unterschied der Temperamente des Gefühls, und nicht in den Hang zur Fröhlichkeit oder Traurigkeit sehen. Denn der Leichtsinn der Sanguinischen disponirt zur Lustigkeit, der Tiefsinn dagegen, der über einer Empfindung brütet, benimmt dem Frohsinn seine leichte Veränderlichkeit, ohne darum eben Traurigkeit zu bewirken. — Weil aber alle Abwechselung, die man in seiner Gewalt hat, das Gemüth überhaupt belebt und stärkt, so ist der, welcher alles was ihm begegnet, auf die leichte Achsel nimmt, wenn gleich nicht weiser, doch gewiß glücklicher, als der an Empfindungen klebt, die seine Lebenskraft starren macht.

I.

Temperamente des Gefühls.



Das sanguinische Temperament des  
Leichtblütigen.

Der Sanguinische giebt seine Sinnesart an folgenden Aeußerungen zu erkennen. Er ist sorglos und von guter Hoffnung; giebt jedem Dinge für den Augenblick eine große Wichtigkeit, und den folgenden mag er daran nicht weiter denken. Er verspricht ehrllicher Weise, aber hält nicht Wort: weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend seyn wer-

de.

de.

de. Er ist gutmüthig genug anderen Hülfe zu leisten, ist aber ein schlimmer Schuldner, und verlangt immer Fristen. Er ist ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge gerne große Wichtigkeit geben, (*Vive la baggabelle!*) und hat alle Menschen zu Freunden. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar sehr reuet, der aber diese Reue (die nie ein Gram wird) bald vergißt. Er ermüdet unter Geschäften und ist doch rastlos beschäftigt, in dem was blos Spiel ist; weil dieses Abwechslung bey sich führt und das Beharrten seine Sache nicht ist.

## B.

### Das melancholische Temperament des Schwerblütigen.

Der zur Melancholie gestimmte (nicht der Melancholische; denn das bedeutet einen Zustand, nicht den bloßen Hang zu einem Zustande) giebt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit; findet als Urfache zu Besorgnissen und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten: so wie dagegen der Sanguinische von der Hoffnung des Gelingens anhebt, daher jener auch tief, so wie dieser nur oberflächlich denkt. Er verspricht schwerlich; weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht, daß dieses alles aus moralischen Ursachen geschähe, (denn es ist hier von sinnlichen Triebfedern die Rede), sondern

der

bern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit, und ihn eben darum besorgt, mißtrauisch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht. — Uebrigens ist diese Gemüthsstimmung, wenn sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes, welche mehr ein Erbtheil des Sanguinischen ist, wenigstens dem Anreize nach, entgegen; weil der, welcher selbst die Freude entbehren muß, sie schwerlich anderen gönnen wird.

## II.

### Temperamente der Thätigkeit,

#### C.

#### Das choleriche Temperament des

#### Warmblütigen.

Man sagt von ihm: er ist hitzig; brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läßt sich durch Nachgeben des Andern bald besänftigen, zürnt alsdann ohne zu hassen und liebt wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. — Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. — Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst ungerne den Geschäften, eben darum weil er es nicht anhaltend ist und macht also gern den bloßen Befehlshaber, der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu thun und will laut gepriesen seyn. Er liebt daher den Schein und den Pomp



der Formalitäten; nimmt gerne in Schutz und ist dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz; denn er liebt sich mehr selbst. — Er hält auf Ordnung und scheint deshalb klüger als er ist. Er ist habfüchtig, um nicht füzig zu seyn; ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange und hat gerne irgend einen Schmeichler, der das Sticksblatt seines Wizes ist, leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand anderer gegen seine stolzen Anmaßungen, als je der Geizige durch seine habfüchtigen; weil ein bißchen caustischen Wizes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläst; indessen daß der Geizige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. — — Mit einem Wort das choleriche Temperament ist unter allem am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft.

D.

Das phlegmatische Temperament des  
Kaltblütigen.

Phlegma bedeutet Affectlosigkeit, nicht Trägheit (Leblosigkeit), und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum so fort nicht einen Phlegmatischer, oder ihn phlegmatisch, nennen, und ihn unter diesem Titel in die Classe der Faulenzer setzen.

Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Unthätigkeit, sich durch selbst starke Triebfedern zu Geschäften nicht  
bewer

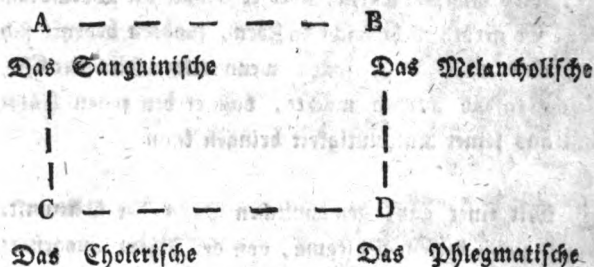
bewegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist willkürliche Unnützlichkeit und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft: nicht leicht oder rasch, aber, wenn gleich langsam doch anhaltend bewegt zu werden. — Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenklich erst, ob er nicht zürnen solle; wenn andrerseits der Egoistische rasend werden möchte, daß er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis der Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma, von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen und doch von Grundsätzen, nicht vom Instinkt, ausgehend, hat der Kaltblütige nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bey ihm die Stelle der Weisheit und man nennt ihn, selbst im gemeinen Leben oft den Philosophen. Durch dieses ist er Anderen überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtriebener; denn alle auf ihn losgeschnellete Ballisten und Catapulten prallen von ihm als einem Wollfack ab. Er ist ein verträglicher Ehemann, und weiß sich die Herrschaft über Frau und Verwandte zu verschaffen, indessen daß er scheint allen zu Willen zu seyn, weil er durch seinen unbiegsamen aber überlegten Willen den ihrigen zu dem seinen umzustimmen versteht: wie Körper welche mit kleiner Masse und großer Geschwindigkeit den Stoß ausüben, durch

bohren; mit weniger Geschwindigkeit aber und größerer Masse das ihnen entgegenstehende Hinderniß mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern.

Wenn ein Temperament die Beygefellung eines andern seyn soll — wie das gemeinlich geglaubt wird. — z. B.



so widerstehen sie entweder einander, oder sie neutralisiren sich. Das erstere geschieht, wenn das sanguinische mit dem melancholischen, imgleichen wenn das choleriche mit dem phlegmatischen in einem und demselben Subject als vereinigt gedacht werden will: denn sie (A und B imgleichen C und D) stehen gegen einander im Widerspruch. — Das zweyte, nämlich die Neutralisirung würde in der (gleichsam chemischen) Mischung des sanguinischen mit dem cholericen, und des melancholischen mit dem phlegmatischen (A und C imgleichen B und D) geschehen. Denn die gutmüthige Fröhlichkeit kann nicht in demselben Act mit dem abschreckenden Zorn zusammenschmelzend gedacht werden, eben so wenig wie die Pein des Selbstqualers mit der zufriedenen Ruhe des sich

sich selbst gnugsamen Gemüths. — Soll aber einer dieser zwey Zustände in demselben Subject mit dem andern wechseln; so giebt das bloße Launen, aber kein bestimmtes Temperament ab.

Also giebt es keine zusammengesetzte Temperamente; z. B. ein sanguinisch, cholertisches (welches die Windbeutel alle haben wollen, indem sie alsdann gnädige, aber doch auch strenge Herrn zu seyn vorgaukeln), sondern es sind in Allem deren nur vier, und jede derselben einfach, und man weiß nicht, was aus dem Menschen gemacht werden soll, der sich ein gemischtes zueignot.

Frohsinn und Leichtsin, Tiefsinn und Wahnsinn, Hochsinn und Starrsinn, endlich Kallsinn und Schwachsinn sind nur als Wirkungen des Temperaments in Beziehung auf ihre Ursache unterschieden. \*)

R 4

III.

\*) Welchen Einfluß die Verschiedenheit des Temperaments auf die öffentlichen Geschäfte, oder umgekehrt diese (durch die Wirkung den die gewohnte Übung in diesem auf seynen) hat, will man dann auch, theils durch Erfahrung, theils auch mit Beyhülfe der muthmaßlichen Gelegenheitsursachen erkläret haben. So heißt es z. B.

In der Religion ist der Cholertiker ort hodor  
der Sanguinische Freygeist  
der Melanch. Schwärmer  
der Phleg. Indifferentist. —

Allein das sind so hingeworfene Urtheile, die für die Characteristik so viel gelten, als scurrillischer Wis ihnen einräumt (valent quantum possunt.)

## Vom Character

als der

### D e n k u n g s a r t .

Von einem Menschen schlechtlin sagen zu können: „er hat einen Character“ heißt sehr viel von ihm, nicht allein gesagt, sondern auch gerühmt; denn das ist eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt.

Wenn man unter dieser Benennung überhaupt das versteht, wessen man sich zu ihm sicher zu versehen hat, es mag Gutes oder Schlimmes seyn, so pflegt man dazu zu setzen: er hat diesen oder jenen Character und dann bezeichnet der Ausdruck die Sinnesart. — Einen Character aber schlechtlin zu haben, bedeutet diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subject sich selbst an bestimmte practische Principien bindet, die er sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat. Ob nun zwar diese Grundsätze auch bisweilen falsch und fehlerhaft seyn dürften, so hat doch das Formelle des Wollens überhaupt, nach festen Grundsätzen zu handeln, (nicht wie in einem Mückenschwarm bald hie, hin bald dahin abzuspringen) etwas Schätzbares und Bewundernswürdiges in sich; wie es denn auch etwas Seltenes ist.

Es kommt hiebey nicht auf das an, was die Natur aus dem Menschen, sondern was dieser aus sich selbst macht; denn das erstere gehört zum Temperament (wobey das Subject größtentheils passiv ist) und nur das letztere giebt zu erkennen, daß er einen Character habe.

Alle andere gute und nützliche Eigenschaften desselben haben einen Preis, sich gegen andere, die eben so viel Nutzen schaffen, austauschen zu lassen; das Talent einen Marktpreis, denn der Landbesitzer oder Gutsherr kann einen solchen Menschen auf allerley Art brauchen; — das Temperament einen Affectionspreis; man kann sich mit ihm gut unterhalten, er ist ein angenehmer Gesellschafter; — aber — der Character hat einen inneren Werth\*) und ist über allen Preis erhaben.

R 5

Von

\*) Ein Seefahrer hörte in einer Gesellschaft dem Streite zu, den Gelehrte über den Rang unter sich, nach ihren Fakultäten, führten. Er entschied ihn auf seine Art, nämlich: wie viel ihm wohl ein Mensch, den er gekapert hätte, beim Verkauf auf dem Markt in Algier einbringen würde. Den Theologen und Juristen kann dort kein Mensch brauchen; aber der Arzt versteht ein Handwerk und kann für baar gelten. — König Jacob I von England wurde von der Amme, die ihn gesaugt hatte, gebeten: er möchte doch ihren Sohn zum Gentleman (seinem Mann) machen. Jacob antwortete: das kann ich nicht; Ich kann ihn wohl zum Grafen, aber zum Gentleman muß Er sich selbst machen. — Diogenes (der Eyniker) ward (wie die vorgebliche Geschichte lautet) auf einer Seereise bey der Insel Erata weggekapert

Von den Eigenschaften, die blos daraus folgen,  
daß der Mensch einen Character hat  
oder ohne Character ist.

1) Der Nachahmer (im Sittlichen) ist ohne Character: denn dieser besteht eben in der Originalität der Denkungsart. Er schöpft aus einer von ihm selbst geöffneten Quelle seines Verhaltens. Darum aber darf der Vernunftmensch doch auch nicht Sondaeling seyn; ja er wird es niemals seyn, weil er sich auf Principien fußt, die für jedermann gelten. Jener ist der Nachahfer des Mannes, der einen Character hat. Die Sittlichkeit aus Temperament ist ein Gemälde aus Wasserfarben und kein Characterzug; dieser aber in Caricatur gezeichnet, ist ein frevelhafter Spott über den Mann von wahren Character getrieben; weil er das Böse, was einmal zum öffentlichen Gebrauch (zur Mode) geworden, nicht

pert und auf dem Markte bey einem öffentlichen Schlovenverkauf ausgeboten. Was kannst du, was verstehst du? fragte ihn der Mäkler, der ihn auf eine Erhöhung gestellt hatte. „Ich verstehe zu regieren,“ antwortete der Philosoph, und du suche mir einen Käufer, der einen Herrn nöthig hat.“ Der Kaufmann; über dieses seltsame Ansinnen in sich selbst gekehrt, schlug zu in diesem seltsamen Handel; indem er seinen Sohn dem letzteren zur Bildung übergab, aus ihm zu machen was er wollte, selbst aber einige Jahre in Asien Handlung trieb und dann seinen vorher ungeschlachten Sohn in einen geschickten, wohlgestitteten, tugendhaften Menschen umgebildet, zurück erhielt. — So ohngefähr kann man die Gradation des Menschenwerths schätzen,

nicht mitmacht und so als ein Sonderling dargestellt wird.

2) Die Böhsartigkeit, als Temperamentsanlage, ist doch weniger schlimm, als die Gutartigkeit der letzteren ohne Character; denn durch der letzteren kann man über die erstere die Oberhand gewinnen. — Selbst ein Mensch von bösem Character (wie Sylla), wenn er gleich durch die Gewalthätigkeit seiner festen Maximen Abscheu erregt, ist doch zugleich ein Gegenstand der Bewunderung: wie Seelenstärke überhaupt in Vergleichung mit Seelengüte, welche freylich beyde in dem Subject vereinigt angetroffen werden müssen, um das herauszubringen, was mehr Ideal, als in der Wirklichkeit ist, nämlich: zum Titel der Seelengröße berechtigt zu seyn.

3) Der steife unbiegsame Sinn bey einem gefassten Vorsatz (wie etwa an Carl XII) ist zwar eine dem Character sehr günstige Naturanlage, aber noch nicht ein bestimmter Character überhaupt. Denn dazu werden Maximen erfordert, die aus der Vernunft und moralisch practischen Principien hervorgehen. Daher kann man nicht füglich sagen: die Bosheit dieses Menschen ist eine Charactereigenschaft desselben; denn alsdann wäre steuflisch; der Mensch aber billigt das Böse in sich nie und so giebt es eigentlich keine Bosheit aus Grundsätzen, sondern nur aus Verlassung derselben. — — Man thut also am besten, wenn man die Grundsätze, welche den Character betreffen, negativ vorträgt. Sie sind:

a. Nicht



a. Nicht vorsätzlich unwahr zu reden; daher auch behutsam zu sprechen, damit man nicht den Schimpf des Widerrufens auf sich ziehe.

b. Nicht heucheln: vor den Augen gut gesinnt scheinen, hinter dem Rücken aber feindselig seyn.

c. Sein (erlaubtes) Versprechen nicht brechen; was zu auch gehört: selbst das Andenken einer Freundschaft, die nun gebrochen ist, noch zu ehren, und die ehemalige Vertraulichkeit und Offenherzigkeit des Anderen nicht nachher zu mißbrauchen.

d. Sich nicht mit schlechtedenkenden Menschen in einen Geschmacks Umgang einzulassen und des nolentur ex socio etc. eingedenk, den Umgang nur auf Geschäfte einzuschränken.

e. Sich an die Nachrede auf dem schlechten und boshaften Urtheil anderer nicht zu lehren; denn das Wegenthell verräth schon Schwäche; wie auch die Furcht des Verstoßes wider die Mode, welche zu Nüchternem, verändertes Ding ist, zu mäßigen, und wenn sie denn schon einige Wichtigkeit des Einflusses bekommen hat, ihr Verbot wenigstens nicht auf die Sittlichkeit auszudehnen.

Der Mensch, der sich eines Characters in seiner Denkungsart bewußt ist, hat ihn nicht von der Natur, sondern muß ihn jederzeit erworben haben. Man kann auch annehmen: daß die Gründung desselben, gleich einer Art der Wiedergeburt, eine gewisse Feyerlichkeit  
der

der Angeldung, die er sich selbst that, sie nicht den Zeitpunkt, da diese Umwandlung in ihm vorging, gleich einer neuen Epoche, ihm unvergänglich machte. — Erziehung, Beispiele und Belehrung können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grundsätzen überhaupt nicht nach und nach, sondern nur gleichsam durch eine Explosion, die auf den Ueberdruß am schwankenden Zustande des Instincts auf einmal erfolgt, bewirken. Vielleicht werden nur Wenige seyn, die diese Revolution vor dem hundertsten Jahre versucht, und noch weniger, die sie vor dem 40sten fest gegründet haben. — Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch; denn der eine Eindruck erlischt, während dessen man an einem anderen arbeitet; die Begründung eines Characters aber ist, absolute Einheit des innern Prinzips des Lebenswandels überhaupt. — Auch sagt man: daß Poeten keinen Character haben, z. B. ihre besten Freunde zu beleidigen, ehe sie einen wichtigen Einfall aufgäben; oder daß er bey Hofleuten, die sich in alle Formen fügen müssen, gar nicht zu suchen sey, und daß es bey Geistlichen, die dem Herrn des Himmels, zugleich aber auch den Herren der Erde in einerley Stimmung den Hof machen, mit der Festigkeit des Characters nur mißlich bestelle sey, daß also einen inneren (unverrückten) Character zu haben, wohl nur ein frommer Mensch sey und bleiben werde. Vielleicht aber sind wohl gar die Philosophen daran schuld: dadurch daß sie diesen Begriff noch nie abge sondert in ein gnugsam helles Licht gesetzt und die Tugend nur in Bruchstücken, aber nie ganz in ihrer schönen Gestalt vorstellig und für alle Menschen interessant zu machen gesucht haben.

Wie

Mit einem Worte: Wahrhaftigkeit im Inneren des Beständnisses vor sich selbst und zugleich im Betragen gegen jeden Andern sich zur obersten Maxime gemacht, ist der einzige Beweis des Bewusstseyns eines Menschen, daß er einen Character hat; und, da diesen zu haben das Minimum ist, was man von einem vernünftigen Menschen fordern kann, zugleich aber auch das Maximum des inneren Werths (der Menschenwürde): so muß, ein Mann von Grundsätzen zu seyn (einen bestimmten Character zu haben), der gemeinsten Menschenvernuhnft möglichsich und dadurch dem größten Talent, der Würde nach, überlegen seyn.

### Von der Physiognomik.

Sie ist die Kunst, aus der sichtbaren Gestalt eines Menschen, folglich aus dem Aeußeren, das Innere desselben zu beurtheilen; es sey seiner Sinnesart oder Denckungsart nach. — Man beurtheilt ihn hier nicht in seinem krankhaften sondern gesunden Zustande; nicht wenn sein Gemüth in Bewegung, sondern wenn es in Ruhe ist. — Es versteht sich von selbst, daß: wenn der, welchen man in dieser Absicht beurtheilt, inne wird, daß man ihn beobachte und sein Inneres ausspähle, sein Gemüth nicht in Ruhe, sondern im Zustande des Zwanges und der inneren Bewegung, ja selbst des Unwillens sey, sich eines anderen Censur ausgesetzt zu sehen.

Wenn eine Uhr ein gefälliges Gehäuse hat, so kann man daraus (sage ein berühmter Uremacher) nicht mit Sicherheit urtheilen, daß auch das Innere gut sey; ist das

das Gehäuse aber schlecht gearbeitet, so kann man mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß auch das Innere nicht viel taugt; denn der Künstler wird doch ein fleißig und gut gearbeitetes Werk dadurch nicht im Mißcredit bringen, daß er das Äußere desselben, welches die wenigste Arbeit kostet, vernachlässigt. — Aber nach der Analogie eines menschlichen Künstlers mit dem unerforschlichen Schöpfer der Natur, wäre es ungereimt auch hier zu schließen; daß er etwa einer guten Seele auch einen schönen Leib werde begegeben haben, um den Menschen, den er schuf, bey andern Menschen zu empfehlen und in Aufnahme zu bringen, oder auch umgekehrt, einen von dem andern, (durch das *hic niger est, hunc tu Romane caveto*) abgeschreckt haben werde. Denn der *Gesicht*, der einen bloß subjectiven Grund des Wohlgefallens oder Mißfallens eines Menschen an dem andern (nach ihrer Schönheit oder Häßlichkeit) enthält, kann der *Weisheit*, welche objectiv das Daseyn derselben mit gewissen Naturbeschaffensheiten zum Zweck hat (den wir schlechterdings nicht einsehen können), nicht zur Richtschnur dienen, um diese zwey heterogenen Dinge, als in einem und demselben Zweck vereinigt, im Menschen anzunehmen.

### Von der Leitung der Natur zur Physiognomik.

Daß wir dem, welchem wir uns anvertrauen sollen, es mag uns auch noch so gut empfohlen seyn, vorher ins Gesicht, vornehmlich in die Augen, sehen, um zu erforschen, wessen wir uns gegen ihn zu versehen haben,

haben, ist die Naturanlage, und das Abstoßende oder Anziehende in seiner Gebärde entscheidet über unsere Wahl, oder macht uns auch bedenklich, ehe wir noch seine Sitten erkundigt haben, und so ist nicht zu streiten, daß es eine physognomische Charakteristik gebe, die aber wie eine Wissenschaft werden kann; weil die Eigenthümlichkeit einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjects hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann: wo die Menschengestalt im allgemeinen, nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere innere Eigenschaft des Menschen im Inneren hindeuten soll, der Beurtheilung ausgesetzt wird.

Nachdem die Caricaturzeichnungen menschlicher Köpfe von Baptista Porta, welche Thierköpfe, nach der Analogie mit gewissen charakteristischen Menschensichtern verglichen darstellen, und daraus auf eine Aehnlichkeit der Naturanlagen in beyden schließen sollten, längst vergessen, Lavater's weitläufige, durch Silhouetten zu einer Zeitlang allgemein beliebten und wohlfeilen Waare geworden, Verbreitung dieses Geschmacks aber neuerdings ganz verlassen worden: — nachdem fast nichts mehr, als etwa die, doch zweydeutige, Bemerkung (des Hrn. v. Archenholz) übrig geblieben ist: daß das Gesicht eines Menschen, das man durch eine Grimasse für sich allein nachahmt, auch zugleich gewisse Gedanken oder Empfindungen rege mache, die mit dem Charakter desselben übereinstimmen — so ist die Physiognomik, als

Aus-

Ausspähungskunst des Innern im Menschen vermittelst gewisser äußerer unwillkürlich gegebener Zeichen, ganz aus der Nachfrage gekommen, und nichts von ihr übrig geblieben, als die Kunst der Cultur des Geschmacks und zwar nicht an Sachen, sondern an Sitten, Manieren und Gebräuchen, um durch eine Critik, welche dem Umfange mit Menschen und der Menschenkenntniß überhaupt beförderlich wäre, dieser zu Hülfe zu kommen.

### Eintheilung der Physiognomik.

Von dem Charakteristischen 1. In der Gesichtsbildung: 2. In den Gesichtszügen. 3. In der habituellen Gesichtsgestaltung (denn Wien).

#### A.

### Von der Gesichtsbildung.

Es ist merkwürdig: daß die Griechischen Künstler auch ein Ideal der Gesichtsbildung (für Götter und Helden) im Kopfe hatten; welches immerwährende Jugend und zugleich von allen Affecten freie Ruhe — in Statuen Casmeeen und Intaglios — ohne einen Keiz hineinzulegen, ausdrücken sollte. — Das Griechische perpendiculäre Profil macht die Augen tiefer liegend, als es nach unserm Geschmack (der auf den Keiz angelegt ist) seyn sollte und selbst eine medicinische Venus entbehrt desselben. — Die Ursache davon, mag seyn: daß, da das Ideal eine bestimmte, unabänderliche Norm seyn soll

⊙

eine

eine aus dem Gesicht von der Stirn in einem Winkel abspringende Nase, (wodann der Winkel größer oder kleiner seyn kann), keine bestimmte Regel der Gestalt, wie es doch das, was zur Norm gehört, erfordert — abgeben würde. Auch haben die neueren Griechen, unerachtet ihrer, sonst dem übrigen Körperbau nach, schönen Bildung, doch jene ernste Perpendicularität des Profils in ihrem Gesichte nicht, welches jene Idealität in Ansehung der Kunstwerke als Urbilder zu beweisen scheint. — Nach diesen Mythologischen Mustern kommen die Augen tiefer zu liegen, und werden an der Nasenwurzel etwas in Schatten gestellt; dagegen man die für schön gehaltenen Gesichter der Menschen jetziger Zeiten mit einem kleinen Absprung der Nase von der Richtung der Stirn (Einbucht an der Nasenwurzel), schöner findet.

Wenn wir über Menschen, so wie sie wirklich sind, unseren Beobachtungen nachgehen, so zeigt sich: daß eine genau abgemessene Regelmäßigkeit gemeinlich einen sehr ordinären Menschen, der ohne Geist ist, anzeige. Das Mittelmaaß scheint das Grundmaaß und die Basis der Schönheit, aber lange noch nicht die Schönheit selbst zu seyn; weil zu dieser etwas Characteristisches erfordert wird. — Man kann aber dieses Characteristische, auch ohne Schönheit, in einem Gesichte antreffen, worinn der Ausdruck ihm doch, abgleich in anderer (vielleicht moralischen oder ästhetischen) Beziehung, sehr zum Vortheil spricht; d. i. an einem Gesichte bald hier, bald da an Stirn, Nase, Kinn oder Farbe des Haares u. s. w. tadeln, dennoch aber gestehen, daß für die Individualität der Person es doch empfehlender sey, als

als wenn die Regelmäßigkeit vollkommen wäre; wohl diese gemeinhin auch Characterlosigkeit bey sich führt.

Häßlichkeit aber soll man keinem Gesichte vorzücken, wenn es nur in seinen Zügen nicht den Ausdruck eines durch Laster verdorbenen Gemüths, oder auch einen natürlichen, aber unglücklichen, Hang dazu verräth: z. B. einen gewissen Zug des hämisch-schlüchternen, sobald er spricht, oder auch der Dummdreustigkeit ohne mildern-  
de Sanftheit, im Anblick dem Anderen ins Gesicht zu schauen und dadurch zu äußern, daß man sich aus jenes seinem Urtheilen nichts mache. — Es giebt Männer, deren Gesicht (wie der Franzose spricht) *res a barattif* ist, mit denen man, wie man sagt, Kinder zu Bert jagen kann, oder die ein von Pocken zerrissenes und groteskes, oder, wie der Holländer es nennt, *wan schap en es* (gleichsam im Wahn, im Traume, gedachtes) Gesicht haben; aber doch zugleich so viel Gutmähigkeit und Frohsinn zeigen, daß sie über ihr eigenes Gesicht ihren Spas treiben, das daher keineswegs häßlich genannt werden darf, ob sie es wohl gar nicht übel nehmen, wenn eine Dame von ihnen (wie von dem Pellisson bey der *academie française*) sagt: „Pellisson mißbraucht die Erlaubniß, die die Männer haben, häßlich zu seyn.“ Noch ärger und dummer ist es: wenn ein Mensch, von dem man Sitten erwarten darf, einem Gebrechlichen, wie der Pöbel, seine körperliche Gebrechen sogar, welche oft nur die geistigen Vorzüge zu erhöhen dienen, gar vorrückt; welches, wenn es gegen in früher Jugend verunglücktes geschieht (durch: du blinder, du lahmer Hund) sie wirkt



lich, bödsartig, und sie gegen wohlgebildete, die sich darum besser dünken, nach und nach erbittert macht.

Sonst sind die einheimischen ungewohnten Gesichter der Fremden für Völker, die aus ihrem Lande nie hervorkommen, gemeiniglich ein Gegenstand des Spottes für diese. So rufen die kleinen Jungen in Japan, indem sie den dorthin handelnden Holländern nachlaufen: „O welche große Augen, welche große Augen!“ und den Chinesen kommen die rothen Haare mancher Europäer, die ihr Land besuchen, widrig, die blauen Augen derselben aber lächerlich vor.

Was die bloßen Hirnschädel betrifft und ihre Figur, welche die Basis ihrer Gestalt ausmacht, z. B. die der Neger, der Calmücken, der Südsee Indianer u. a. so wie sie von Camper und vorzüglich von Blumenbach beschrieben werden: so gehören die Bemerkungen darüber mehr zur physischen Geographie, als zur pragmatischen Anthropologie. Ein Mittleres zwischen beyden kann die Bemerkung seyn: daß die Stirn des männlichen Geschlechts auch bei uns flach, die des weiblichen aber mehr kuglich zu seyn pflegt.

Ob ein Hügel auf der Nase einen Spötter anzeige, — ob die Eigenheit der Gesichtsbildung der Chinesen, von denen man sagt, daß der untere Rinnbacken etwas über die obere hervorrage, eine Anzeige ihres Starrsinnes, oder der Amerikaner ihre, deren Stirn von beyden Seiten mit Haaren verwachsen ist, ein Zeichen eines angeborenen

bornen Schwachsinns sey u. s. w. sind Conjecturen, die eine nur unsichere Auslegung verstatten.

B.

Von dem Charakteristischen in den Gesichtszügen.

Einem Manne schadet es, selbst im Urtheile des weiblichen Geschlechts, nicht, in seinem Gesicht durch Hautfarbe, oder Pockennarben verunstaltet und unlieblich geworden zu seyn; denn wenn Gutmüthigkeit in seinen Augen und zugleich der Ausdruck des Wackeren im Bewußt seyn seiner Kraft mit Ruhe verbunden aus seinen Blicken hervorleuchtet, so kann er immer beliebt und liebenswürdig seyn, und dafür allgemein gelten. — Man scherzt mit solchen und ihrer Liebenswürdigkeit (per antiphrasin) und eine Frau kann auf den Besitz eines solchen Ehemannes stolz seyn. Ein solches Gesicht ist nicht *Caricatur*, denn diese ist vorseßlich übertriebene Zeichnung (Verzerrung) des Gesichts im Affect, zum Auslachen erfunden und gehört zur *Mimit*; es muß vielmehr zu einer Varietät gezählt werden, die in der Natur liegt, und ist kein Fratzen Gesicht zu nennen (welches abschreckend wäre), sondern kann Liebe erwecken, ob es gleich nicht lieblich und, ohne schön zu seyn, doch nicht häßlich ist \*).

§ 3

C.

\*) *Heidegger*, ein Deutscher Musikus in London, war ein abentheuerlich gestalteter, aber aufgeweckter und gescheuter Mann, mit dem auch Vornehme, der Conversation halber, gerne in Gesellschaft waren. — Einmals fiel es ihm ein, in einer Punschgesellschaft gegen einen Lord zu behaupten: daß

## C.

## Von dem Characteristischen der Mienen.

Mienen sind ins Spiel gesetzte Gesichtszüge und in dieses wird man durch mehr oder weniger starken Affect gesetzt; zu welchem der Gang ein Characterzug des Menschen ist.

Es ist schwer den Eindruck eines Affects durch keine Miene zu verrathen; sie verräth sich durch die peinliche Zurückhaltung in der Gebärde, oder im Ton, von selbst, und, wer zu schwach ist, seine Affecten zu beherrschen, bey dem wird auch das Mienenspiel (wider den Dank seiner Vernunft) das Innere bloßstellen, was er gern verbergen und den Augen anderer entziehen möchte.

Aber

daß er das häßlichste Gesicht in London sey. Der Lord sann nach und schlug eine Wette vor, daß er ihm ein noch häßlicheres aufstellen wollte, und nun ließ er ein versoffenes Weib rufen, bey deren Anblick die ganze Gesellschaft in ein helles Lachen gerieth und aufrief: Heidegger! ihr habt die Wette verlohren! Das geht so geschwind nicht, antwortete dieser; denn nun saß das Weib meine Perücke und ich will ihre Cornette aufsetzen; dann wollen wir sehen. Wie das geschah, so fiel alles ins Lachen, bis zum Sticken; denn das Weib sah wie ein ganz manjerlicher Mann, der Kerl aber wie eine Here aus. Dies beweist, daß um jemanden schon, wenigstens erträglich hübsch, zu heißen, man sein Urtheil nicht schlecht hin, sondern immer nur relativ fällen muß und daß für einen Kerl jemand darum noch gar nicht häßlich heißen dürfe, weil er etwa nicht hübsch ist. — Nur ekelhafte Leibesbeschaden im Gesicht können zu diesem Ausspruch berechtigen.

Aber die, welche in dieser Kunst Meister sind, werden, wenn man sie doch erräth, nicht eben für die besten Menschen, mit denen man im Vertrauen handeln kann, gehalten; vornehmlich, wenn sie Mienen zu künsteln geübt sind, die dem, was sie thun, widersprechen.

Die Auslegungskunst der Mienen, welche unvorsätzlich das Innere verrathen, aber doch hiebey vorsätzlich tägen, kann zu vielen artigen Bemerkungen Anlaß geben, wovon ich nur Einer Erwägung thun will. — Wenn jemand, der sonst nicht schielt, indem er erzählt, sich auf die Spitze seiner Nase sieht, und so schielt, so ist das, was er erzählt, jederzeit gelogen. — Man muß aber ja nicht den gebrechlichen Augenzustand eines Schielenden dahin zählen, der von diesem Laster ganz frey seyn kann.

Sonst giebt es von der Natur constituirte Gebehrdungen, durch welche sich Menschen von allen Gattungen und Climates einander, auch ohne Abrede, verstehen. Dahin gehört das Kopfnicken (im Bejahen), das Kopfschütteln (im Verneinen), das Kopfaufwerfen (im Troßen), das Kopfwackeln (in der Verwunderrung), das Naserämpfen (im Spott), das Spöttlich, Lächeln (Grinsen), ein langes Gesicht machen (bey Abweisung des Verlangten), das Stirnrunzeln (im Verdruß), das schnelle Maulaufsperrn und zuschließen (Bah), das zu sich hin und von sich weg winken mit Händen, das Hände über den Kopf zusammen schlagen (im Erstaunen), das Faustballen (im Drohen), das Bersbeugen, das Fingerlegen auf den Mund

(compescere labella), um Verschwiegenheit zu gebieten, das Auszischen u. d. g.

### Zerstreute Anmerkungen.

Oft wiederholte, die Gemüthsbewegung auch unwillkürlich begleitende, Mienen werden nach und nach stehende Gesichtszüge; welche aber im Sterben verschwinden; daher, wie Lavater anmerkt, das im Leben den Bösewicht verrathende abschreckende Gesicht sich im Tode (negativ) gleichsam veredelt; weil nun, da alle Muskeln nachlassen, gleichsam der Ausdruck der Ruhe, welche unschuldig ist, übrig bleibt. — So kann es auch kommen, daß ein Mann der seine Jugend unverföhrt zur rückgelegt hatte, in spätern Jahren, bey aller Gesundheit, doch durch Eüderlichkeit ein ander Gesicht bekommt; aus welchem aber auf seine Naturanlage nicht zu schließen ist.

Man spricht auch von g o m e i n e m Gesicht im Gegensatz mit dem vornehmen. Das letzte bedeutet nicht weiter als eine angemaste Wichtigkeit, mit höfischer Manier der Einschmeichelung verbunden: welche nur in großen Städten gedeiht, da sich Menschen an einander reiben und ihre Rauigkeit abschleifen. Daher Beamte, auf dem Lande geboren und erzogen, wenn sie, mit ihrer Familie, zu städtischen ansehnlichen Bedienungen erhoben werden, oder auch standesmäßig sich dazu nur qualificiren, nicht blos in ihren Manieren, sondern auch in dem Ausdruck des Gesichtes etwas Gemeines zeigen.

Denn

Denn da sie in ihrem Wirkungskreise sich ungentere fühlten, indem sie es fast nur allein mit ihren Untergehenen zu thun hatten, so bekamen die Gesichtsmuskeln nicht die Biegsamkeit, in allen Verhältnissen, gegen Höhere, Geringere und Gleiche, das ihrem Umgange und den damit verbundenen Affecten angemessene Mienspiel zu cultiviren, welches, ohne sich etwas zu vergeben, zur guten Aufnahme in der Gesellschaft erfordert wird. Dagegen die in städtischen Manieren geübten Menschen von gleichem Rang, indem sie sich bewußt sind, hierin über Andere eine Ueberlegenheit zu haben, dieses Bewußtseyn, wenn es durch lange Übung habituell wird, mit bleibenden Zügen in ihrem Gesichte abdrucken.

*Devote*, wenn sie lange in den mechanischen Ausdachtsübungen disciplinirt und gleichsam darin erstarrt sind, bringen, bey einer machthabenden Religion oder Cultus, in ein ganzes Volk Nationalzüge innerhalb der Grenzen derselben hinein, welche sie selbst phsygnomisch characterisiren. So spricht Herr Fr. Nicolai von fatalen gebenedeyeten Gesichtern in Bayern; dagegen John Bull von Altengland, die Freyheit unhöflich zu seyn, wohin er kommen mag, in der Fremde oder gegen den Fremden in seinem eigenen Lande, schon in seinem Gesichte bey sich führt. Es giebt also auch eine Nationalphysiognomie, ohne daß diese eben für angeboren gelten darf. — Es giebt charakteristische Auszeichnungen in Gesellschaften, die das Gesetz zur Strafe zusammengebracht hat. Von den Gefangenen in *Nasphuis* in Amsterdam, in *Bicetre* in Paris und in *Newgate* in London merkt ein geschickter reisender deutscher Arzt an: daß es

doch mehrentheils Knoschichte und sich ihrer Ueberlegenheit bewußte Kerle waren; von keinem aber wird es erlaubt seyn mit dem Schauspieler *Q u i n* zu sagen: „Wenn dieser Kerl nicht ein Schelm ist, so schreibt der Schöpfer keine leserliche Hand.“ Denn um so gewaltsam abzusprechen, dazu würde mehr Unterscheidungsvermögen des Spiels, welches die Natur mit den Formen ihrer Bildung treibt, um bloß Mannigfaltigkeit der Temperamente hervorzu bringen, von dem was sie hierin für die Moral thut oder nicht thut, gehören, als wohl irgend ein Sterblicher zu besitzen sich anmaßen darf.

B.

### Der Character des Geschlechts.

In alle Maschinen, durch die mit kleiner Kraft eben so viel ausgerichtet werden soll, als durch andere mit großer, muß *K u n s t* gelegt seyn. Daher kann man schon zum voraus annehmen: daß die Vorforge der Natur in die Organisation des weiblichen Theils mehr Kunst gelegt haben wird, als in die des männlichen, weil sie den Mann mit größerer Kraft ausstattete als das Weib, um beyde zur innigsten leiblichen Vereinigung, doch auch als vernünftige Wesen, zu dem ihr am meisten angelegenen Zwecke, nämlich der Erhaltung der Art zusammenzubringen, und überdem sie in jener Qualität (als vernünftige Thiere) mit gesellschaftlichen Neigungen versah, ihre Geschlechtergemeinschaft in einer häuslichen Verbindung fortdauernd zu machen.

Zur

Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung ist das beliebige Zusammentreten zweyer Personen nicht hinreichend; ein Theil mußte dem andern unterworfen und wechselseitig einer dem andern irgendworin überlegen seyn, um ihn beherrschen oder regieren zu können. Denn in der Gleichheit der Ansprüche zweyer, die einander nicht entbehren können, bewirkt die Selbstliebe lauter Zank. Ein Theil muß im Fortgange der Cultur auf heterogene Art überlegen seyn: der Mann dem Weibe durch sein körperliches Vermögen und seinen Muth, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemastern; da hingegen im noch uncivilisirten Zustande die Ueberlegenheit bloß auf der Seite des Mannes ist. — Daher ist in der Anthropologie die weibliche Eigenthümlichkeit mehr als die des männlichen Geschlechts ein Studium für den Philosophen. Im rohen Naturzustande kann man sie eben so wenig erkennen, als die der Holzäpfel und Holzbirnen, deren Mannigfaltigkeit sich nur durch Pfropfen oder Inoculiren entdeckt; denn die Cultur bringt diese weiblichen Beschaffenheiten nicht hinein, sondern veranlaßt sie nur sich zu entwickeln, und unter begünstigenden Umständen kennbar zu werden.

Die Weiblichkeiten heißen Schwächen. Man spaßt darüber; Thoren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber sehen sehr gut, daß sie gerade die Hebezeuge sind, die Männlichkeit zu lenken und sie zu jener ihrer Absicht zu gebrauchen. Der Mann ist leicht zu erforschen, die Frau verräth ihr Geheimniß nicht; obgleich anderer ihres (wegen ihrer Redseligkeit) schlecht bey ihr  
vers



verwahrt ist. Er liebt den Hausfrieden und unterwirft sich gern ihrem Regiment, um sich nur in seinen Geschäften nicht behindert zu sehen; Sie scheut den Hauskrieg nicht, den sie mit der Zunge führt und zu welchem Behuf die Natur ihr Redseligkeit und affectsvolle Beredtheit gab, die den Mann entwaffnet. Er fußt sich auf das Recht des Stärkeren, im Hause zu befehlen, weil er es gegen äußere Feinde schützen soll; Sie auf das Recht des Schwächeren: vom männlichen Theile gegen Männer geschützt zu werden, und macht durch Thränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem sie ihm seine Ungroßmüthigkeit vorrückt.

Im rohen Naturzustande ist das freylich anders. Das Weib ist da ein Hausthier. Der Mann geht mit Waffen in der Hand voran, und das Weib folgt ihm mit dem Gepäck seines Hausraths beladen. Aber selbst da, wo eine barbarische bürgerliche Verfassung Vielweiberey gesetzlich macht, weiß das am meisten begünstigte Weib in ihrem Zwingor (Harem genannt) über den Mann die Herrschaft zu erringen, und dieser hat seine liebe Noth, sich in dem Zank vieler um Eine (welche ihn beherrschen soll) erträglicher Weise Ruhe zu schaffen.

Im bürgerlichen Zustande giebt sich das Weib dem Gelübsten des Mannes nicht ohne Ehe weg und zwar die der Monogamie: wo, wenn die Civillstrang noch nicht bis zur weiblichen Freyheit in der Galanterie (auch andere Männer als den einen öffentlich zu Liebhasern zu haben) gestiegen ist, der Mann sein Weib bestrast,

kraft, das ihn mit einem Nebenbuhler bedroht \*). Wenn diese aber zur Wuth und die Eifersucht lächerlich geworden ist (wie das dann im Zeitpunkt des Lurus nicht ausbleibt), so entdekt sich der weibliche Character: mit ihrer Gunst gegen Männer auf Freyheit und dabey zugleich auf Eroberung dieses ganzen Geschlechts Anspruch zu machen. — Diese Neigung, ob sie zwar unter dem Namen der Coquetterie, in übelem Râf steht, ist doch nicht ohne einen wirklichen Grund zur Rechtfertigung. Denn eine junge Frau ist doch immer in Gefahr, Witwe zu werden, und das macht, daß sie ihre Reize über alle, den Glücksumständen nach ehenswürdige, Männer ausbreitet: damit, wenn jener Fall sich ereignete, es ihr nicht an Bewerbern fehlen möge.

P o p e :

\*) Die alte Sage von den Russen: daß die Weiber ihre Ehemänner im Verdacht hielten, es mit anderen Weibern zu halten, wenn sie nicht dann und wann von diesen Schläge bekämen, wird gewöhnlich für Fabel gehalten. Allein in Cooks Reisen findet man: daß, als ein Engl. Matrose einen Indier auf Otahete sein Weib mit Schlägen züchtigen sah, jener den Galanten machen wollte und mit Drohungen auf diesen losging. Das Weib lehrte sich auf der Stelle wider den Engländer; fragte was ihm das angehe, der Mann müsse das thun! — Eben so wird man auch finden, daß, wenn das verehlichte Weib sichtbarlich Galanterie treibt, und ihr Mann gar nicht mehr darauf achtet, sondern sich dafür durch Punsch- und Spielgesellschaft, oder andere Buhleren schadlos hält, nicht blos Verachtung sondern auch Haß in den weiblichen Theil übergeht: weil das Weib daran erkennt, daß er nun gar keinen Werth mehr in sie setzt, und seine Frau Anderen, an demselben Knochen zu nagen, gleichgültig überläßt.

zu jener die Vorbereitung und Empfehlung ist, gebracht sah.

### Verstreute Anmerkungen.

Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht seyn. (vornehmlich vor der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterchaft. — Sie setzt früh in sich selbst Zuversicht zu gefaßen. Der Jüngling besorgt immer zu mißfallen und ist daher in Gesellschaft der Damen verlegen (geniert). — Diesen Stolz des Weibes, durch den Respect, den es einflößt, alle Zubringlichkeit des Mannes abzuhalten, und das Recht Achtung vor sich, auch ohne Verdienste, zu fordern, behauptet sie schon aus dem Titel ihres Geschlechts. — Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend; ihre Unterwerfung ist Günst. — Die Natur will, daß das Weib gesucht werde; daher mußte sie selbst nicht so dellicat in der Wahl (nach Geschmack) seyn, als der Mann, den die Natur auch größer gebauet hat, und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt; denn wäre sie in Ansehung der Schönheit seiner Gestalt ekel und fein in der Wahl um sich verlieben zu können, so müßte Sie sich bewerbend, Er aber sich weigernd zeigen; welches den Werth ihres Geschlechts, selbst in den Augen des Mannes, gänzlich herabsetzen würde. — Sie muß kalt; der Mann dagegen in der Liebe affectenvoll zu seyn scheinen. Einer verliebten Ausforderung nicht zu gehorchen, scheint dem Manne, ihr aber leicht Gehör zu geben, dem Weibe schimpflich zu seyn. — Die Begierde des letzteren, ihre Reize

Netze auf alle feine Männer spielen zu lassen, ist Coquetterie; die Affectation, in alle Weiber verliebt zu scheinen, Galanterie; beydes kann ein bloßes zur Mode gewordenes Geziere, ohne alle ernstliche Folge seyn: so wie das Cicisbeat eine affectirte Freyheit des Weibes in der Ehe, oder das gleichfalls ehemals in Italien gewesene Courtisane gewesen, [In der historia concilii Tridentini heist es unter andern: erant ibi etiam 300 honestae meretrices, quas cortegianas vocant]; von dem man erzählt, daß es mehr geläuterte Cultur des gesitteten öffentlichen Umgangs enthalten habe, als die der gemischten Gesellschaften in Privathäusern. — Der Mann bewirbt sich in der Ehe nur um seines Weibes, die Frau aber um aller Männer Neigung; sie pußt sich nur für die Augen ihres Geschlechts aus Eifersucht andre Weiber in Reizen oder im Vornehmthum zu übertreffen: der Mann hingegen für das weibliche; wenn man das Puß nennen kann, was nur so weit geht, um seiner Frau durch seinen Anzug nicht Schande zu machen. — Der Mann beartheilt weibliche Fehler gelind, die Frau aber (öffentlich) sehr streng, und junge Frauen, wenn sie die Wahl hätten, ob ihr Vergehen von einem männlichen oder weiblichen Gerichtshofe abgeurtheilt werden sollte, würden sicher den ersten zu ihrem Richter wählen. — Wenn der verfeinerte Luxus hoch gestiegen ist, so zeigt sich die Frau nur aus Zwang sittsam und hat kein Heel zu wünschen, daß sie lieber Mann seyn möchte, wo sie ihren Neigungen einen größern und freyeren Spielraum geben könnte; kein Mann aber wird ein Weib seyn wollen.

Sie fragt nicht nach der Enthaltfamkeit des Mannes vor der Ehe; Ihm aber ist an derselben auf Seiten der Frauen unendlich viel gelegen. — In der Ehe spotten Weiber über Intoleranz (Eifersucht) der Männer überhaupt: es ist aber nur ihr Scherz; das unverschämte Frauenzimmer richtet hierüber mit großer Strenge. — Was die gelehrten Frauen betrifft: so brauchen sie ihre Bücher etwa so wie ihre Uht, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde daß sie eine haben; ob sie zwar gemeiniglich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist.

Weibliche Tugend oder Untugend ist von der männlichen, nicht sowohl der Art als der Triebfeder nach, sehr unterschieden. — Sie soll geduldig, er muß dankend seyn. Sie ist empfindlich, Er empfindsam. — Des Mannes Wirthschaft ist Erwerben, die des Weibes Sparen — der Mann ist eifersüchtig wenn er liebt; die Frau auch ohne daß sie liebt; weil so viel Liebhaber, als von andern Frauen gewonnen worden, doch ihrem Kreise der Anbieter verloren sind. — Der Mann hat Geschmack für sich, die Frau macht sich selbst zum Gegenstande des Geschmacks für jedermann. — „Was die Welt sagt, ist wahr und was sie thut, gut“ ist ein weiblicher Grundsatz, der sich schwer mit einem Character, in der engen Bedeutung des Wortes, vereinigen läßt. Es gab aber doch wackere Weiber, die in Beziehung auf ihr Hauswesen einen dieser ihrer Bestimmung angemessenen Character mit Ruhm behaupteten. — Dem Milton wurde von seiner Frau zugeredet, er solle doch die ihm nach Cromwells Tode angetra-

getragene Stelle eines lateinischen Secretärs annehmen, ob es zwar seinen Grundsätzen zuwider war, jetzt eine Regierung für rechtlich zu erklären, die er vorher als un-berrechtlich vorgestellt hatte; „Ach, antwortete er ihr: „meine Liebe: „Sie und andere Ihr s Geschlechts wollen in Kutschen fahren, ich aber — muß ein ehrlicher Mann seyn.“ — Die Frau d: Socrates (vielleicht auch die Hiobs) wurden durch ihre wackern Männer eben so in die Enge getrieben, aber männliche Tugend behauptete sich in ihrem Character, ohne doch der weiblichen das Verdienst des ihrigen, in dem Verhältniß welein sie gesetzt waren, zu schmälern.

### Pragmatische Folgerungen.

Das weibliche Geschlecht muß sich im Practischen selbst ausbilden und discipliniren; das männliche versteht sich darauf nicht.

Der junge Ehemann herrscht über seine ältere Ehefrau. Dieses gründet sich auf Eifersucht, nach welcher der Theil, welcher dem anderen im Geschlechtsvermögen unterlegen ist, vor Eingriffen des anderen Theils in seine Rechte besorgt ist und dadurch sich zur willfährigen Begegnung und Aufmerksamkeit gegen ihn zu bequemen genöthigt sieht. — Daher wird jede erfahrene Ehefrau die Heyrath mit einem jungen Manne, auch nur von gleichem Alter, widerrathen; denn im Fortgange der Jahre ältert doch der weibliche Theil früher als der männliche, und wenn man auch von dieser Ungleichheit absteht, so ist auf die Eintracht, welche sich auf

Gleichheit gründet, nicht mit Sicherheit zu rechnen, und ein junges verständiges Weib, wird mit einem gesunden aber doch merklich älteren Manne das Glück der Ehe doch besser machen. — Ein Mann aber, der sein Geschlechtsvermögen vielleicht schon vor der Ehe lüderlich durchgebracht hat, wird der Geck in seinem eigenen Hause seyn; denn er kann diese häusliche Herrschaft nur haben, sofern er keine billigen Ansprüche schuldig bleibt.

Hume bemerkt, daß den Weibern (selbst alten Jungfern) Satyren auf den Ehestand mehr verdriesen als die Sticheleyen auf ihr Geschlecht. — Denn mit diesen kann es niemals Ernst seyn, da aus jenen allerdings wohl Ernst werden könnte, wenn man die Beschwerden jenes Standes recht ins Licht stellt, deren der unverheuratete überhoben ist. Eine Freygeisterey in diesem Fache müßte aber von schlimmen Folgen für das ganze weibliche Geschlecht seyn; weil dieses zu einem bloßen Mittel der Befriedigung der Neigung des anderen Geschlechts herabsinken würde, welche aber leicht in Ueberdruß und Flatterhaftigkeit ausschlagen kann. — Das Weib wird durch die Ehe frey; der Mann verliert das durch seine Freyheit.

Die moralischen Eigenschaften an einem, vornehmlich jungen, Manne vor der Ehelichung desselben auszuspähen, ist nie die Sache einer Frau. Sie glaubt ihn bessern zu können; eine vernünftige Frau, sagt sie, kann einen verunarteten Mann schon zu Rechte bringen; in wel-

welchem Urtheile sie mehrentheils sich auf die klüglichsie Art betrogen findet. Dahin gehört auch die Meinung jener Treuherzigen: daß die Ausschweifungen dieses Menschen vor der Ehe übersehen werden können, weil er nun an seiner Frau, wenn er sich nur noch nicht erschöpft hat, hinreichend für diesen Instinct versorgt seyn werde. — Die guten Kinder bedenken nicht: daß die Lächerlichkeit in diesem Fache gerade im Wechsel des Genusses besteht, und das Einerley in der Ehe ihn bald zur obigen Lebensart zurückführen werde. \*)

Wer soll dann den oberen Befehl im Hause haben? denn nur Einer kann es doch seyn, der alle Geschäfte in einen, mit dieses seinen Zwecken übereinstimmenden, Zusammenhang bringt. — Ich würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) sagen: die Frau soll herrschen und der Mann regieren; denn die Neigung herrscht und der Verstand regiert. — Das Betragen des Ehemanns muß zeigen: daß ihm das Wohl seiner Frau vor allem anderen am Herzen liege. Weil aber der Mann am besten wissen muß, wie er stehe und wie weit er gehen könne: so wird er, wie ein Minister seinem bloß auf Vergnügen bedachten Monarchen, der etwa ein Fest oder den Bau eines Palais beginnt, auf dieses seinen Befehl zuerst seine schuldige Willfährigkeit dazu erklären; nur daß z. B. für jetzt nicht Geld im

I 3

Schafe

\*) Die Folge davon ist, wie in Voltärens Reise des Scaramentado: „Endlich, sagt er, reisete ich in mein Vaterland Candia zurück: nahm daselbst ein Weib; wurde bald Hahnrey: und fand, daß dies die gemächlichsie Lebensart unter allen sey.“



Schake sey, daß gewisse dringendere Nothwendigkeiten zuvor abgemacht werden müssen u. s. w.; so daß der höchstgebietende Herr alles thun kann was er will, doch mit dem Umstande, daß diesen Willen ihm sein Minister an die Hand giebt.

Da sie gesucht werden soll (denn das will die dem Geschlecht nothwendige Weigerung), so wird sie doch in der Ehe selbst allgemein zu gefallen suchen müssen, damit, wenn sie etwa junge Wittwe würde, sich Liebhaber für sie finden. — Der Mann legt alle solche Ansprüche mit der Eheverbindung ab. — Daher ist die Eifersucht, aus dem Grunde dieser Gesallsucht der Frauen, ungerecht.

Die eheliche Liebe aber ist ihrer Natur nach intolerant. Frauen spotten darüber zuweilen, oder, wie bereits oben bemerkt worden, im Scherz; denn bey dem Eingriffe Fremder in diese Rechte duldsam und nachsichtlich zu seyn, müßte Verachtung des weiblichen Theils und hiermit auch Haß gegen einen solchen Ehemann zur Folge haben.

Daß gemeiniglich Väter ihre Töchter und Mütter ihre Söhne verzüchten, und unter den letzteren der wildeste Junge, wenn er nur kühn ist, gemeiniglich von der Mutter verzoget wird: das scheint seinen Grund in dem Prospect auf die Bedürfnisse beyder Aeltern in ihrem Sterbefall zu haben; denn wenn dem Manne seine Frau stirbt, so hat er doch an seiner ältesten Tochter eine ihn pflegende Stütze; stirbt der Mutter ihr Mann ab, so hat der erwachsene

sene wohlgeartete Sohn die Pflicht auf sich, und auch die natürliche Neigung in sich, sie zu verehren, zu unterstützen und ihr das Leben als Wittwe allgenehm zu machen.

\* \* \*

Ich habe mich bey diesem Titel der Characteristik länger aufgehalten, als es für die übrigen Abschnitte der Anthropologie proportionirlich schiznen mag; aber die Natur hat auch in diese ihre Oeconomie einen so reichen Schatz von Veranstellungen zu ihrem Zweck, der nichts geringeres ist als die Erhaltung der Art, hinein gelegt, daß, bey Gelegenheit näherer Nachforschungen, es noch lange Stoff genug zu Problemen geben wird, die Weisheit der sich nach und nach entwickelnden Naturanlagen zu bewundern und praktisch zu gebrauchen.

E.

### Der Character des Volks.

Unter dem Wort Volk (populus) versteht man die in einem Landstrich vereinigte Menge Menschen, in so fern sie ein Ganzes ausmacht. Diejenige Menge oder auch der Theil derselben, welcher sich durch gemeinschaftliche Abstammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt, heißt Nation (gens); der Theil der sich von diesen Gesetzen ausnimmt (die wilde Menge in diesem Volk) heißt Pöbel (vulgus).

F 4

gus).

gus),\*) dessen gefeswidrige Verelnigung das Not-  
tiren (agere per turbas) ist; ein Verhalten, welches  
ihn von der Qualität eines Staatsbürgers ausschließt.

Hume meynt: daß, wenn in einer Nation jeder  
Einzelne seinen besonderen Character anzunehmen be-  
sessen ist (wie unter den Engländern), die Nation selbst  
keinen Character habe. Mich dünkt, darin irre er sich;  
denn die Affectation eines Characters ist gerade der allge-  
meine Character des Volks, wozu er selbst gehörte, und  
ist Verachtung aller Auswärtigen, besonders darum, weil  
es sich allein einer ächten, staatsbürgerlichen Freyheit im  
Innern, mit Macht gegen Aussen verbindenden Verfaß-  
fung, rühmen zu können glaubt. — Ein solcher Char-  
acter ist stolze Grobheit im Gegensatz der sich leicht  
familiär machenden Höflichkeit; ein trotziges Betra-  
gen gegen jeden anderen, aus vermeynter Selbstständig-  
keit, wo man keines Anderen zu bedürfen, also auch der  
Gefälligkeit gegen andere sich überheben zu können glaubt.

Auf diese Weise werden die zwey civilisirtesten  
Völker auf Erden\*\*), die gegen einander im Contrast des  
Char

\*) Der Schimpfnahme *la canaille du peuple* hat wahrschein-  
licher Weise seine Abstammung von *canalicola*, einem am  
Canal im alten Rom hin und her gehenden und beschäf-  
tigte Leute foppenden Haufen Nissiggänger (*cavillator* et  
*ridicularius*, vid. Plautus; *Curcul.*).

\*\*) Es versteht sich, daß bey dieser Classification, vom Deut-  
schen Volk abgesehen werde; weil das Lob des Verfassers,  
der ein Deutscher ist, sonst Selbstlob seyn würde.

Character und vielleicht hauptsächlich darum mit einander in beständiger Fehde sind, England und Frankreich, auch ihrem angebohrnen Character nach, von dem der erworbene und künstliche nur die Folge ist, vielleicht die einzigen Völker seyn, von denen man einen bestimmten, und so lange sie nicht durch Kriegsgewalt vermischt werden, unveränderlichen Character annehmen kann. — Daß die französische Sprache die allgemeine Conversationssprache, vornehmlich der weiblichen feinen Welt, die Englische aber die ausgebreiteteste Handelsprache \*) der commercirenden geworden ist, liegt wohl in dem Unterschiede ihrer continental und insularischen Lage. Was aber ihr Naturell, was sie jetzt wirklich haben und dessen Ausbildung durch Sprache betrifft, so müßte dieses von dem angebohrnen Character des Urvolks ihrer Abstammung hergeleitet werden; dazu uns aber die Documente mangeln. — In einer Anthropologie im pragmatischen Hinsicht aber liegt uns nur daran: den Character beyder, wie sie jetzt sind, in einigen Beyspielen, und so weit es möglich ist, systematisch aufzustellen; welche urtheilen lassen, wessen sich das eine zu dem anderen zu versehen habe, und wie eines das andere zu seinem Vortheil benutzen könne.

Die angestammten oder durch langen Gebrauch gleichsam zur Natur gewordenen und auf sie gepflanzten

§ 5

Marie

\*) Der kaufmännische Geist zeigt auch gewisse Modificationen seines Stolzes in der Verschiedenheit des Tons im Großthum. Der Engländer sagt: „der Mann ist eine Million werth“; der Holländer: „er commandirt eine Million“; der Franzose: „er besitzt eine Million.“

Maximen, welche die Sinnesart eines Volks ausdrücken, sind nur so viel gewagte Versuche, die Varietäten im natürlichen Gang ganzer Völker, mehr für den Geographen, empirisch, als für den Philosophen, nach Vernunftprinzipien, zu classificiren \*).

Daß auf die Regierungsart alles ankomme, welchen Character ein Volk haben werde, ist eine ungegründete nichts erklärende Behauptung; denn woher hat denn die Regierung selbst ihren eigenthümlichen Character? —

Auch

\*) Die Türken, welche das Christliche Europa Frankestan nennen, wenn sie auf Reisen gingen, um Menschen und ihren Volkscharacter kennen zu lernen, (welches kein Volk außer dem europäischen thut und die Eingeschränktheit aller übrigen an Geist beweiset), würden die Eintheilung desselben, nach dem Fehlerhaften in ihrem Character gezeichnet, vielleicht auf folgende Art machen. 1. Das Nordenland (Frankreich). 2. Das Land der Launen (England). — 3. Ahnenland (Spanien). — 4. Prachtland (Italien) — 5. Das Sitelland (Deutschland, sammt Dänemark und Schweden, als Germanischen Völkern). — 6. Herrenland (Polen), wo ein jeder Staatsbürger Herr, keiner dieser Herren aber, außer dem, der nicht Staatsbürger ist, Unterthan seyn will. — — Rußland und die Europäische Türken, beyde von größtentheils Asiatischer Abstammung, würden über Frankestan hinaus liegen: das erste Slavischen, das andere Arabischen Ursprungs, von zweyen Stammvölkern, die einmal ihre Herrschaft über einen größeren Theil von Europa, als je ein anderes Volk, ausgedehnt haben und in den Zustand einer Verfassung des Gesetzes ohne Freyheit, wo also niemand Staatsbürger ist, gerathen sind.

Auch Klima und Boden können den Schäffel hiezu nicht geben; denn Wanderungen ganzer Völker haben bewiesen, daß sie ihren Character durch ihre neuen Wohnsitze nicht veränderten, sondern ihn diesen nur nach Umständen anpaßten, und doch dabey in Sprache, Gewerthart, selbst in Kleidung, die Spuren ihrer Abstammung und hiemit auch ihren Character noch immer hervorblicken lassen. — — Ich werde die Zeichnung ihres Portraits etwas mehr von der Seite ihrer Fehler und Abweichung von der Regel, als von der schöneren, (dabey aber doch auch nicht in Carriatur) entwerfen; denn außerdem daß die Schmeicheley verdirbt, der Tadel dagegen bessert: so verstößt der Critiker weniger gegen die Eigenliebe der Menschen, wenn er ihnen, ohne Ausnahme, bloß ihre Fehler vorrückt, als wenn er durch mehr oder weniger Lobpreisungen nur den Meid der Theurtheilten gegen einander roge machte.

1. Die Französische Nation characterisirt sich unter allen andern durch den Conversationsgeschmack, in Ansehung dessen sie das Muster aller übrigen ist. Sie ist höflich, vornehmlich gegen den Fremden, der sie besucht, wenn es gleich jetzt außer der Mode ist höflich zu seyn. Der Franzose ist es nicht aus Interesse, sondern aus unmittelbarem Geschmacksbedürfniß sich mitzuthellen. Da dieser Geschmack vorzüglich den Umgang mit der weiblichen großen Welt angeht, so ist die Damsprache zur allgemeinen Sprache der letzteren geworden und es ist überhaupt nicht zu streiten; daß eine Neigung solcher Art auch auf Willfährigkeit in Dienstleistungen, hülfreiches Wohlwollen und allmählich auf allgemei-  
ne

ne Menschenliebe nach Grundsätzen Einfluß haben und ein solches Volk im Ganzen liebenswürdig machen müsse,

Die Rehrseite der Münze ist die, nicht genugsam durch überlegte Grundsätze gezügelte, Lebhaftigkeit, und bey hellsehender Vernunft, ein Leichtsin, gewisse Formen, bloß weil sie alt oder auch nur übermäßig gepriesen worden, wenn man sich gleich dabey wohl befinden hat, nicht lange bestehen zu lassen und ein anstößender Freyheitsgeist, der auch wohl die Vernunft selbst in sein Spiel zieht, und in Beziehung des Volkes auf den Staat, einen alles erschütternden Enthusiasm bewirkt, der noch über das Aeußerste hinausgeht. — Die Eigenheiten dieses Volks, in schwarzer Kunst, doch nach dem Leben gezeichnet, lassen sich ohne weitere Beschreibung, bloß durch unzusammenhängend hingeworfene Bruchstücke, als Materialien zur Charakteristik, leicht in ein Ganzes vorstellig machen.

Die Wörter: Esprit (statt bon sens), frivolité, galanterie, petit maitre, coquette, etourderie, point d'honneur, bon ton, bureau d'esprit, bon mot, lettre de cachet — u. d. g. lassen sich nicht leicht in andere Sprachen übersetzen; weil sie mehr die Eigenthümlichkeit der Sinnesart der Nation, die sie spricht, als den Gegenstand bezeichnen, der dem Denkenden vor-schwebt.

2. Das Englische Volk. Der alte Stamm der Briten \*) (eines Celtischen Volks) scheint ein Schlag tüchtiger Menschen gewesen zu seyn; allein die Einwanderungen der Deutschen und des französischen Völkerstammes (denn die kurze Anwesenheit der Römer hat keine merkliche Spur hinterlassen können) haben, wie es ihre vermischte Sprache beweiset, die Originalität dieses Volks verlöscht, und da die insularische Lage seines Bodens, die es wider äußere Angriffe ziemlich sichert, vielmehr selbst Angreifer zu werden einladet, es zu einem mächtigen Seehandlungsvolk machte, so hat es einen Character, den es sich selbst anschaffte, wenn es gleich von Natur eigentlich keinen hat. Wüthtin dürfte der Character des Engländer wohl nichts anders bedeuten als den durch frühe Lehre und Beyspiel erlernten Grundsatz, er müsse sich einen solchen machen, d. i. einen zu haben affectiren; indem ein steifer Sinn auf einem freywillig angenommenen Prinzip zu beharren, und von einer gewissen Regel (gleich gut welcher) nicht abzuweichen, einem Manne die Wichtigkeit giebt, daß man sicher weiß, wessen man sich von Ihm und Er sich von Anderen zu gewärtigen hat.

Daß dieser Character dem des französischen Volks mehr als irgend einem andern gerade entgegengesetzt ist, erhellet daraus: weil er auf alle Liebenswürdigkeit, als die vorzüglichste Umgangseigenschaft jenes Volks, im  
andere

\*) Wie Hr. Prof. Büsch es richtig schreibt (nach dem Wort britanni nicht britannii.)



anderen, ja sogar unter sich selbst, Verzicht thut, und bloß auf Achtung Anspruch macht, wobey übrigens jeder bloß nach seinem eigenen Kopfe leben will. — Für seine Landesgenossen errichtet der Engländer große und allen anderen Völkern unerhörte wohlthätige Eristungen. — Der Fremde aber, der durchs Schicksal auf jenes seinen Boden verschlagen und in große Noth gerathen ist, kann immer auf dem Misthaufen umkommen, weil er kein Engländer, d. i. kein Mensch ist.

Aber auch in seinem eigenen Vaterlande pfollert sich der Engländer, wo er für sein Geld speist. Er will lieber in einem besondern Zimmer allein als an der Birthstafel für dasselbe Geld speisen; weil bey der ersteren doch etwas Höflichkeit erfordert wird und in der Fremde, z. B. in Frankreich, dahin Engländer nur reisen um alle Wege und Birthshäuser (wie D. Schurz) für abscheulich auszusprechen, sammeln sie sich in diesen, um bloß unter sich Gesellschaft zu halten. — Sondersbar ist doch, daß, da der Franzose die Englische Nation gemeinlich liebt und mit Achtung lobpreist, dennoch der Engländer (der nicht aus seinem Lande gekommen ist) jenen im allgemeinen haßt und verachtet; woran wohl nicht die Rivalität der Nachbarschaft (denn da steht sich England dem letzteren ohne allen Streit überlegen), sondern der Handelsgeist überhaupt schuld ist, der, in der Voraussetzung den vornehmsten Stand auszumachen, unter Kaufleuten desselben Volks sehr ungesellig ist. \*) Da beyde Völker einander in An-

sehung

\*) Der Handelsgeist ist überhaupt an sich ungesellig; wie der Adelsgeist. Ein *h a u s* (so nennt der Kaufmann sein *Compsoir*)

sehung der beyderseitigen Küsten nahe, und nur durch einen Canal (der freylich wohl ein Meer heißen könnte) von einander getrennt sind: so bewirkt die Rivalität derselben unter einander doch einen auf verschiedene Art modificirten politischen Character in ihrer Befehdung: Besorgniß auf der einen und Haß auf der anderen Seite; welche zwey Arten ihrer Unvereinbarkeit sind, wovon jene die Selbstverhaltung, diese die Beherrschung, im entgegengesetzten Falle aber die Verschlingung der anderen zur Absicht hat.

Die Characterzeichnung der übrigen, deren Nationalität nicht sowohl, wie bey beyden vorhergehenden, meistens aus der Art ihrer verschiedenen Cultur, als vielmehr aus der Anlage ihrer Natur durch Vermischung ihrer ursprünglich, verschiedenen Stämme abzuleiten seyn möchte, können wir jetzt kürzer fassen.

3. Der aus der Mischung des Europäischen mit Arabischen (moorischen) Blut entsprungene Spanier zeigt in seinem öffentlichen und Privatbetragen eine gewisse Feyerlichkeit, und selbst der Bauer gegen Obere, denen er auch auf gesetzliche Art gehorsam ist, ein Bewußtseyn seiner Würde. — Die spanische  
Grans

toir) ist von dem Anderen durch seine Geschäfte, wie ein Ritter sich vom andern durch eine Zugbrücke, abgesondert und freundschaftlicher Umgang, ohne Ceremonie, daraus verwiesen; es müßte denn der mit von demselben beschützt seyn; die aber alsdann nicht als Glieder desselben anzusehen seyn würden.

Grandezza und die, selbst in ihrer Conversationsprache befindliche Grandiloquenz, zeigen auf einen edlen Nationalstolz. Daher ist ihm der französische vertrauliche Muthwille ganz zuwider. Er ist mäßig, den Gesezen, vornehmlich denen seiner alten Religion, herzlich ergeben. — Diese Gravität hindert ihn auch nicht, an Tausen der Ergößlichkeit (z. B. bey Einführung seiner Kernte durch Gesang und Tanz) sich zu vergnügen, und wenn an einem Sommerabend der Fandango gefeiert wird, fehlt es nicht an jetzt müßigen Arbeitsleuten, die zu dieser Musik auf den Straßen tanzen. — — Das ist seine gute Seite.

Die schlechtere ist: er lernt nicht von Fremden; reiset nicht um andere Völker kennen zu lernen; \*) bleibe in Wissenschaften wohl Jahrhunderte zurück; schwierig gegen alle Reform, ist er stolz darauf, nicht arbeiten zu dürfen, von romantischer Stimmung des Geistes, wie das Stiergesezt, grausam, wie das ehemalige Auto da Fe beweiset, und zeigt in seinem Geschmac zum Theil außer europäische Abstammung.

4. Der Italiäner vereinigt die französische Lebhaftigkeit (Frohinn) mit spanischem Ernst (Festigkeit)

\*) Die Eingeschränktheit des Geistes aller Völker, welche die uninteressirte Neubegierde nicht anwandelt, die Außenwelt mit eigenen Augen kennen zu lernen, noch wehtiger sich dahin (als Weltbürger) zu verpflanzen, ist etwas Characteristisches an denselben, wodurch sich Franzosen, Engländer und Deutsche vor anderen vorthailhaft unterscheiden.

keit) und sein ästhetischer Character ist ein mit Affect verbundener Geschmack, so wie die Aussicht von seinen Alpen in die reizenden Thäler einerseits Stoff zum Muth, anderseits zum ruhigen Genuß darbietet. Das Temperament ist hierinn nicht gemischt, noch desultorisch (denn so gäbe es keinen Character ab), sondern eine Stimmung der Sinnlichkeit zum Gefühl des Erhabenen, so fern es zugleich mit dem des Schönen vereinbar ist. — In seinen Mienen äußert sich ein starkes Spiel seiner Empfindungen und sein Gesicht ist ausdrucksvoll. Das Plädiren ihrer Advocaten vor den Schranken ist so affectvoll, daß es einer Declamation auf der Schaubühne ähnlich sieht.

So wie der Franzose im Conversationsgeschmack vorzüglich ist, so ist es der Italiäner im Kunstgeschmack. Der erstere liebt mehr die Privatbelustigungen, der andere öffentliche: pompöse Aufzüge, Prozeffionen, große Schauspiele, Carnevals, Masqueraden, Pracht öffentlicher Gebäude, Gemälde mit dem Pinsel oder in musivischer Arbeit gezeichnet, römische Alterthümer im großen Styl; um zu sehen und in großer Gesellschaft gesehen zu werden. Dabey aber (um doch den Eigennutz nicht zu vergessen): Erfindung der Wechsel, der Banken und der Lotterie. — Das ist seine gute Seite: so wie die Freyheit, welche die Gondalieri und Lazzaroni sich gegen Vornehme nehmen dürfen.

Die schlechtere ist: sie conversiren, wie Rousseau sagt, in Prachtsälen und schlafen in Matzenestern. Ihr

re Conversazioni sind einer Börse ähnlich, wo die Dame des Hauses einer großen Gesellschaft etwas zu kosten reichen läßt, um im Herumwandeln sich einander die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen, ohne daß dazu eben Freundschaft nöthig wäre, und mit einem kleinen daraus gewählten Theil zur Nacht ist. — Die schlimmste aber: das Messerziehen, die Banditen, die Zuflucht der Mordelöcher in geheiligten Freystätten, das vernachlässigte Amt der Ebirren u. d. g.: welche doch nicht sowohl dem Römer, als vielmehr seiner zweyköpfigten Regierungsart zugeschrieben wird. — Dieses sind aber Beschuldigungen, die ich keinesweges verantworten mag und mit denen sich gewöhnlich Engländer herumtragen, denen keine andere Verfassung gefallen will als die ihrige.

5. Die Deutschen stehen im Ruf eines guten Characters, nämlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit; Eigenschaften die eben nicht zum Glänzen geeignet sind. — Der Deutsche fügt sich, unter allen civilisirten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten, der Regierung, unter der er ist, und ist am meisten von Neuerungsucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Character ist mit Verstand verbundenes Phlegma; ohne weder über die schon eingeführte zu vernünfteln, noch sich selbst eine auszu denken. Er ist dabey doch der Mann von allen Ländern und Climates, wandert leicht aus und ist an sein Vaterland nicht leidenschaftlich gefesselt; wo er aber in fremde Länder als Colonist hinkommt, da schließt er bald mit seinen Landesgenossen eine Art von bürgerlichem

chem

dem Verein, der durch Einheit der Sprache, zum Theil auch der Religion, ihn zu einem Völkchen ansehdelt, was unter der höheren Obrigkeit in einer ruhigen, sittlichen Verfassung durch Fleiß, Keuschheit und Sparsamkeit vor den Ansehungen anderer Völker sich vorzüglich auszeichnet. — So lauter das Lob, welches selbst Engländer den Deutschen in N. Amerika geben.

Da Phlegma (im guten Sinn genommen) das Temperament der kalten Ueberlegung und der Ausdauer in Verfolgung seines Zwecks, ingleichen des Aushaltens der damit verbundenen Beschwerlichkeiten ist: so kann man von dem Talente seines richtigen Verstandes und seiner tief nachdenkenden Vernunft so viel wie von jedem anderen der größten Cultur fähigen Volk erwarten; das Fach des Witzes und des Künstlergeschmacks ausgenommen, als worin er es vielleicht den Franzosen, Engländern und Italiänern nicht gleich thun möchte. —

Das ist nun seine gute Seite, in dem was durch anhaltenden Fleiß auszurichten ist, und wozu eben nicht Genie \*) erfordert wird; welches letztere auch bey

U 2

weitem

\*) Genie ist das Talent der Erfindung dessen, was nicht gelehrt oder gelernt werden kann. Man kann gar wohl von andern gelehrt werden, wie man gute Verse, aber nicht wie man ein gutes Gedicht machen soll: denn das muß aus der Natur des Verfassers von selbst hervorgehen. Daher kann man es nicht auf Bestellung und für reichliche Bezahlung als Fabricat, sondern muß es, gleich als Eingebung, von der der Dichter selbst nicht sagen kann, wie er dazu gekommen sey, d. i. einer gelegentlichen Disposition

weitem nicht von der Möglichkeit ist, als der mit gesundem Verstandestalent verbundene Fleiß des Deutschen. — Dieses sein Character im Umgange ist Bescheidenheit. Er lernt, mehr als jedes andere Volk, fremde Sprachen, ist (wie Robertson sich ausdrückt) Großhändler in der Gelehrsamkeit, und kommt im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren, die nachher von anderen mit Geräusch benützt werden; er hat keinen Nationalstolz; hängt, gleich als Cosmopolit, auch nicht an seiner Heymath. In dieser aber ist er ganz freyer gegen Fremde, als irgend eine andere Nation (wie Boswell gesteht); disciplinirt seine Kinder zur Sittsamkeit mit Strenge, wie er dann auch seinem Range zur Ordnung und Regel gemäß, sich eher despotisiren, als sie auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlassen wird. — Das ist seine gute Seite.

Seine unvortheilhafte Seite ist sein Hang zum Nachahmen und die geringe Meynung von sich, ~~original~~ original seyn zu können (was gerade das Gegentheil des wozigen Engländers ist); vornämlich aber eine gewisse **Metaphor**

sion, deren Ursache ihm unbekannt ist, erwarten (seit genius natale comes qui temperat astrum). — Das Genie glänzt daher als augenblicklichen, mit Intervallen sich zeigende und wieder verschwindende Erscheinung, nicht mit einem willkürlich angezündeten und eine beliebige Zeit for brennenden Licht, sondern wie sprühende Funken, welche eine glückliche Anwandlung des Geistes aus der productiven Einbildungskraft ausloct.

Methodensucht; sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Prinzip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich classificiren zu lassen und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (vom Edlen, und Hochedlen, Wohl, und Hochwohl, auch Hochgeböhren) unerschöpflich und so aus bloßer Pedanterey knechtisch zu seyn; welches alles freylich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag; dabey aber sich die Bemerkung nicht bergen läßt, daß doch das Entstehen dieser pedantischen Form selber aus dem Geiste der Nation und dem natürlichen Hange des Deutschen hervorgehe: zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabey aber auch keinen Titel hat, wie es heißt, Nichts ist; welches denn dem Staate, der diesen ertheilt, freylich was einbringt, aber auch ohne hierauf zu sehen, bey Unterthanen Ansprüche anderer Wichtigkeit in der Meynung zu begrenzen, erregt, welche andern Völkern lächerlich vorkommen muß, und in der That als Peinlichkeit und Bedürfniß der methodischen Eintheilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu fassen, die Beschränkung des angebohrnen Talents verräth.

\* \* \*

Da Rußland das noch nicht ist, was zu einem bestimmten Begriff der natürlichen Anlagen, welche sich zu entwickeln bereit liegen, erfordert wird; Polen



aber es nicht mehr ist, die Nationalen der Europäischen Türkei aber das nie gewesen sind noch seyn werden, was zur Aneignung eines bestimmten Volkscharacters erforderlich ist: so kann die Zeichnung derselben hier süglich übergangen werden.

Ueberhaupt da hier vom angebohrnen, natürlichen Character, der so zu sagen, in der Blutmischung der Menschen liegt, nicht von dem charakteristischen des erworbenen künstlichen (oder verkünstelten) der Nationen die Rede ist: so wird man in der Zeichnung desselben viel Behutsamkeit nöthig haben. In dem Character der Griechen unter dem harten Druck der Türken und dem nicht viel sanfteren ihrer Caloyers hat sich eben so wenig ihre Sinnesart (Lebhaftigkeit und Leichtsinns), wie die Bildung ihres Leibes, Gestalt und Gesichtszüge verlohren, sondern diese Eigenthümlichkeit würde sich vermuthlich wiederum in That herstellen, wenn die Religions- und Regierungsform, durch glückliche Ereignisse, ihnen Freyheit verschaffe, sich wieder herzustellen. — Unter einem andern christlichen Volk, den Armenianern, herrscht ein gewisser Handelsgeist von besonderer Art, nämlich durch Fußwanderungen von China's Gränzen aus bis nach Cap: Corso an der Guineaküste Verlehr zu treiben, der auf einen besondern Abstamm dieses vernünftigen und emsigen Volks, welches, in einer Linie von N. O. zu S. W., beynah die ganze Strecke des alten Continents durchzieht und sich friedfertige Begegnung unter allen Völkern, auf die es trifft, zu verschaffen weiß, und einen vor dem flatterhaften und kriechenden der jetzigen Griechen vorzüglichen Character beweist, dessen

sen erste Bildung wir nicht mehr erforschen können. — So viel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urtheilen: daß die Vermischung der Stämme (bey großen Eroberungen), welche nach und nach die Charactere auslöscht, dem Menschengeschlecht, alles vorgebitichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sey.

D.

Der Character der  
R a s s e,

In Ansehung dieser kann ich mich auf das beziehen, was der Herr Geh. H. R. Girtanner davon in seinem Werk (meinen Grundsätzen gemäß) zur Erläuterung und Erweiterung schön und gründlich vorgetragen hat; — nur will ich noch etwas vom Familienschlag und den Varietäten, oder Spielarten, anmerken, die sich in einer und derselben Rasse bemerken lassen.

Hier hat die Natur, statt der Verähnlichung, welche sie in der Zusammenschmelzung verschiedener Rassen beabsichtigte, gerade das Gegentheil sich zum Gesetze gemacht; nämlich in einem Volk von derselben Rasse (z. B. der Weissen) anstatt in ihrer Bildung die Charactere beständig und fortgehend einander sich nähern zu lassen, — wo dann endlich nur ein und dasselbe Portrait, wie das durch den Abdruck eines Kupferstichs hervorkommen würde, — vielmehr in demselben Stamme

und gar in der nämlichen Familie, im Körperlichen und Geistigen, ins unendliche zu vervielfältigen. — Zwar sagen die Ainnen, um einem der Aeltern zu schmeicheln: „das hat dies Kind vom Vater; das hat es von der Mutter“; wo, wenn es wahr wäre, alle Formen der Menschengzeugung längst erschöpft seyn würden, und da die Fruchtbarkeit in Paarungen durch die Heterogenität der Individuen aufgefrischt wird, die Fortpflanzung zum Stocken gebracht werden würde. So kommt nicht etwa die graue Haarfarbe (*cendrée*) von der Vermischung eines Brunetten mit einer Blondinen her, sondern bezeichnet einen besonderen Familienschlag und die Natur hat Vorrath genug in sich, um nicht, der Armuth ihrer vorräthigen Formen halber, einen Menschen in die Welt zu schicken, der schon ehemals drin gewesen ist; wie denn auch die Naheheit der Verwandtschaft notorisch auf Unfruchtbarkeit hinwirkt.

E.

Der Character der  
Gattung.

Von der Gattung gewisser Wesen einen Character anzugeben, dazu wird erfordert; daß sie mit anderen uns bekannten unter einen Begriff gefaßt, das aber, wodurch sie sich von einander unterscheiden, als Eigenschaftlichkeit (*proprietas*) zum Unterscheidungsgrunde angegeben und gebraucht wird. — Wenn aber eine Art von Wesen, die wir kennen (A), mit einer andern Art Wesen (*non A*), die wir nicht kennen, verglichen wird:

wird: wie kann man da erwarten oder verlangen, einen Character des ersteren anzugeben, da uns der Mittelsbegriff der Vergleichung (*tertium comparationis*) abgeht? — Der oberste Gattungsbegriff mag der eines irdischen vernünftigen Wesens seyn, so werden wir keinen Character desselben nennen können, weil wir von vernünftigen, nicht irdischen Wesen keine Kenntniß haben, um ihre Eigenthümlichkeit angeben und so jene irdische unter den Vernünftigen überhaupt characterisiren zu können. — Es scheint also, das Problem, den Character der Menschengattung anzugeben, sey schlechterdings unauslösllich; weil die Auslösung durch Vergleichung zweyer Species vernünftiger Wesen durch Erfahrung angestellt seyn müßte, welche die letztere uns nicht darbietet.

Es bleibt uns also, um dem Menschen im System der lebenden Natur seine Classe anzuweisen und so ihn zu characterisiren, nichts übrig, als: daß er einen Character hat, den er sich selbst schafft; indem er vermögend ist, sich nach seinen von ihm selbst genommenen Zwecken zu perfectioniren; wodurch er, als mit Vernunftfähigkeit begabtes Thier (*animal rationabile*), aus sich selbst ein vernünftiges Thier (*animal rationale*) machen kann; — wo er dann: erstlich sich selbst und seine Art erhält, zweytens sie übt, belehrt und für die häusliche Gesellschaft erzieht, drittens sie, als in ein systematisches (nach Vernunftprinzipien geordnetes) für die Gesellschaft gehöriges Ganze, regiert; wobey aber das Characteristische der Menschengattung, in Vergleichung mit der Idee möglicher

vernünftiger Wesen auf Erden überhaupt, dieses ist: daß die Natur den Keim der Zwietracht in sie legt und gewollt hat, daß ihre eigene Vernunft aus dieser diejenige Eintracht, wenigstens die beständige Annäherung zu derselben, herausbringe, welche letztere zwar in der Idee den Zweck, der That nach aber die erstere (die Zwietracht) in dem Plane der Natur, das Mittel einer höchsten und unerforschlichen Weisheit ist: die Perfectionirung des Menschen durch fortschreitende Cultur, wenn gleich mit mancher Aufopferung der Lebensfreuden desselben, zu bewirken.

Unter den lebenden Erdbewohnern ist der Mensch durch seine technische (mit Bewußtseyn verbunden: mechanische) zu Handhabung der Sachen, durch seine pragmatische (andere Menschen zu seinen Absichten geschikt zu brauchen) und durch die moralische Anlage in seinem Wesen (nach dem Freyheitsprincip unter Gesetzen gegen sich und andere) zu handeln, von allen übrigen Naturwesen kenntlich unterschieden, und eine jede dieser drey Stufen kann für sich allein schon den Menschen zum Unterschiede von andern Erdbewohnern charakteristisch unterscheiden.

I. Die technische Anlage. Die Fragen: ob der Mensch ursprünglich zum vierfüßigen Gange (wie Moscati, vielleicht bloß zur These für eine Dissertation, vorschlug): oder zum zweyfüßigen bestimmt sey; — ob der Gibbon, der Orangoutang, der Chimpanse u. a. bestimmt sey (worin Linneus und Camper einander wider:

widerstreiten; — ob er ein Frucht- oder, (weil er einen häutigen Magen hat) fleischfressendes Thier sey; — ob, da er weder Klauen noch Fangzähne, folglich (ohne Werpunft) keine Waffen hat, er von Natur ein Raub- oder friedliches Thier sey — — Die Beantwortung dieser Fragen hat keine Bedenklichkeit. Allenfalls könnte diese noch aufgeworfen werden: ob er von Natur ein geselliges oder einsiedlerisches und Nachbarschaftscheues Thier sey; wovon das letztere wohl das wahrscheinlichste ist.

Ein erstes Menschenpaar, schon mit völliger Ausbildung, mithin unter Nahrungsmitteln von der Natur hingestellt, wenn ihm nicht zugleich ein Naturinstinct, der uns doch in unserem jetzigen Naturzustande nicht beywohnt, zugleich beygegeben worden, läßt sich schwerlich mit der Vorsorge der Natur für die Erhaltung der Art vereinigen. Der erste Mensch würde im ersten Teich, den er vor sich sähe, ertrinken; denn Schwimmen ist schon eine Kunst die man lernen muß; oder er würde giftige Wurzeln und Früchte genießen und dadurch umzukommen in beständiger Gefahr seyn. Hatte aber die Natur dem ersten Menschenpaar diesen Instinct eingepflanzt, wie war es möglich, daß er ihn nicht an seine Kinder vererbete; welches doch jetzt nie geschieht?

Zwar lehren die Singvögel ihren Jungen gewisse Gesänge und pflanzen sie durch Tradition fort: so, daß ein isolirter Vogel, der noch blind aus dem Neste genommen und aufgefüttert worden, nachdem er erwachsen, folgt

keinen Gesang sondern nur einen gewissen angebohrnen Organlaut hat. Wo ist aber nun der erste Gesang her gekommen\*); denn gelernt ist dieser nicht, und wäre er instinctmäßig entsprungen, warum erbte er den Jungen nicht an?

Die Characterisirung des Menschen, als eines vernünftigen Thieres, liegt schon in der Gestalt und Organisation seiner Hand, seiner Finger und Fingerspitzen, deren, theils Bau, theils zartes Gefühl, dadurch die Natur ihn nicht für Eine Art der Handhabung der Sachen, sondern unbestimmt für alle, mithin für den Gebrauch der Vernunft geschickt gemacht, und dadurch die technische, oder Geschicklichkeitsanlage setz-

ner

\*) Man kann mit dem Ritter Linne für die Archäologie der Natur die Hypothese annehmen: daß aus dem allgemeinen Meer, welches die ganze Erde bedeckte, zuerst eine Insel unter dem Aequator, als ein Berg hervorgekommen, auf welchem alle climatische Stufen der Wärme, von der des heißen am niedrigen Ufer desselben, bis zur arktischen Kälte auf seinem Gipfel, sammt deren ihnen angemessener Pflanzen und Thieren, nach und nach entstanden; daß, was die Vögel aller Art betrifft, die Singvögel den angebohrnen Organlaut so vielerley verschiedener Stimmen nachahmten, und jede, so viel ihre Kehle es verstattete, mit der anderen verbanden, wodurch eine jede Species sich ihren bestimmten Gesang machte, den nachher einer dem andern durch Belehrung (gleich einer Tradition) beybrachte; wie man auch sieht daß Finken und Nachtigallen in verschiedenen Ländern auch einige Verschiedenheit in ihren Sätzen anbringen.

der Gattung, als eines vernünftigen Thieres, bezeichnet hat.

II. Die pragmatische Anlage der Civilisation durch Cultur, vornehmlich der Umgangseigenschaften und der natürliche Hang seiner Art im gesellschaftlichen Verhältnisse aus der Rohigkeit der bloßen Selbstgewalt herauszugehen und ein gestittetes (wenn gleich noch nicht sittliches), zur Eintracht bestimmtes, Wesen zu werden, ist nun eine höhere Stufe. — Er ist einer Erziehung, sowohl in Belehrung als Zucht (Disciplin), fähig und bedürftig. Hier ist nun (mit oder gegen Rousseau) die Frage: ob der Character seiner Gattung ihrer Naturanlage nach sich besser bey der Rohigkeit seiner Natur, als bey den Kürsten der Cultur, welche kein Ende absehen lassen, befinden werde. — Zuvörderst muß man anmerken: daß bey allen übrigen sich selbst überlassenen Thieren jedes Individuum seine ganze Bestimmung erreicht, bey den Menschen aber als lenfalls nur die Gattung: so, daß sich das menschliche Geschlecht nur durch Fortschreiten, in einer Reihe unabsehblich vieler Generationen, zu seiner Bestimmung empor arbeiten kann; wo das Ziel ihm doch immer noch im Prospective bleibt, gleichwohl aber die Tendenz zu diesem Endzwecke, zwar wohl öfters gehemmt, aber nie ganz rückläufig werden kann.

III. Die moralische Anlage. Die Frage ist hier: ob der Mensch von Natur gut, oder von Natur böse oder von Natur gleich für eines oder das andere empfänglich, sey; nachdem er in diese oder jene ihn  
 bil,



stübende Hände fällt (*cereus in vitium flecti etc.*).  
 Im letztern Falle würde die Gattung selbst keinen  
 Character haben. — Aber dieser Fall widerspricht sich  
 selbst; denn ein mit practischem Vernunftvermögen und  
 Bewußtseyn der Freyheit seiner Willkühr ausgestattetes  
 Wesen (eine Person) steht sich in diesem Bewußt-  
 seyn, selbst mitten in den dunkelsten Vorstellungen, un-  
 ter einem Pflichtgesetze und im Gefühl (welches dann  
 das moralische heißt), daß ihm, oder durch ihn An-  
 deren recht oder unrecht geschehe. Dieses ist nun  
 schon selbst der intelligibele Character der Mensch-  
 heit überhaupt und in so fern ist, der Mensch seiner  
 angebohrnen Anlage nach (von Natur) gut. Da-  
 aber doch auch die Erfahrung zeigt: daß in ihm ein  
 Hang zur thätigen Begehrung des Unerlaubten, ob er  
 gleich weiß, daß es unerlaubt sey, d. i. zum Bö-  
 sen sey, der sich so unausbleiblich und so früh  
 regt, als der Mensch nur von seiner Freyheit Ge-  
 brauch zu machen anhebt, und darum als angebohr-  
 ren betrachtet werden kann: so ist der Mensch, sei-  
 nem sensibelen Character nach; auch als (von Nas-  
 tur) böse zu beurtheilen, ohne daß sich dieses widers-  
 spricht, wenn vom Character der Gattung die  
 Rede ist; weil man annehmen kann, daß dieser ihre  
 Naturbestimmung im continuirlichen Fortschreiten zum  
 Besseren bestehe.

Die Summe der pragmatischen Anthropologie  
 in Ansehung der Bestimmung des Menschen und die  
 Characteristik seiner Ausbildung ist folgende. Der  
 Mensch ist durch seine Vernunft bestimmt, in einer  
 Ger

Gesellschaft mit Menschen zu seyn, und in ihr sich durch Kunst und Wissenschaften zu cultiviren, zu civilisiren und zu moralisiren; wie groß auch sein thierischer Haug seyn mag, sich den Anreizen der Gemächlichkeit und des Wohllebens, die er Glückseligkeit nennt, passiv zu überlassen, sondern vielmehr thätig, im Kampf mit den Hindernissen, die ihm von der Rohigkeit seiner Natur anhängen, sich der Menschheit würdig zu machen.

Der Mensch muß also zum Guten erzogen werden; der aber, welcher ihn erziehen soll, ist wieder ein Mensch, der noch in der Rohigkeit der Natur liegt, und nun doch dasjenige bewirken soll, was er selbst bedarf. Daher die beständige Abweichung von seiner Bestimmung, mit immer wiederholten Einlenkungen zu derselben. — Wir wollen die Schwierigkeiten der Ausführung dieses Problems und die Hindernisse derselben anführen.

### A.

Die erste physische Bestimmung desselben besteht in dem Antriebe des Menschen zur Erhaltung seiner Gattung, als Thiergattung. — Aber hier wollen nun schon die Naturepochen seiner Entwicklung mit der bürgerlichen nicht zusammentreffen. Nach der ersten ist er im Naturzustande wenigstens in seinem 15ten Lebensjahr durch den Geschlechtsinstinct angetrieben und auch vermögend, seine Art zu erzeugen und zu erhalten. Nach der zweyten kann er es  
(im

(Im Durchschnitte) vor dem 20sten schwerlich wagen. Denn wenn der Jüngling gleich früh genug das Vermögen hat, seine und eines Weibes Neigung als Weltbürger zu befriedigen, so hat er doch lange noch nicht das Vermögen, als Staatsbürger sein Weib und Kind zu erhalten. — Er muß ein Gewerbe erlernen, sich in Kundschaft bringen um ein Hauswesen mit einem Weibe anzufangen; worüber aber in der geschliffenern Volksklasse auch wohl das 25ste Jahr verfließen kann, ehe er zu seiner Bestimmung reif wird — Womit füllt er nun diesen Zwischenraum, einer abgendsichtigten und unnatürlichen Enthaltbarkeit, aus? Kaum anders als mit Lastern.

B.

Der Trieb zur Wissenschaft, als einer die Menschheit veredelnden Cultur, hat im Ganzen der Gattung keine Proportion zur Lebensdauer. Der Gelehrte, wenn er bis dahin in der Cultur vorgeedrungen ist, um das Feld derselben selbst zu erweitern, wird durch den Tod abgerufen und seine Stelle nimmt der A B C Schüler ein, der kurz vor seinem Lebensende, nachdem er eben so einen Schritt weiter gethan hat, wiederum seinen Platz einem andern überläßt. — Welche Masse von Kenntnissen, welche Erfindung neuer Methoden würde nun schon vorräthig da liegen, wenn ein Archimed, ein Newton, oder Lavoisier, mit seinem Fleiß und Talent, ohne Verminderung der Lebenskraft, von der Natur mit einem Jahrhundert durch fortwährenden Alter wäre

wäre begünstigt worden? Nun aber ist das Fortschreiten der Gattung in Wissenschaften immer nur fragmentarisch (der Zeit nach) und gewährt keine Sicherheit wegen des Rückganges, womit es durch das zwischen tretende staatsumwälzende Barbarey immer bedroht wird.

C.

Eben so wenig scheint die Gattung in Ansehung der Glückseligkeit, wozu beständig hin zu streben ihn seine Natur antreibt, die Vernunft aber auf die Bedingung der Würdigkeit glücklich zu seyn, d. i. der Sittlichkeit einschränkt, ihre Bestimmung zu erreichen. — Man darf eben nicht die hypochondrische (Abeklaunige) Schilderung, die Rousseau vom Menschengeschlechte macht, das aus dem Naturzustande hervorzugehen wagt, für Anpreisung wieder dahin einzeln und in die Wälder zurück zu lehren, als dessen wirkliche Rechnung annehmen, wowie er die Schwierigkeit für unsere Gattung, in das Gleis der continuirlichen Annäherung zu ihrer Bestimmung zu kommen, ausdrückt; man darf sie nicht aus der Luft greifen: — die Erfahrung alter und neuer Zeiten muß jeden Denkenden hierüber verlegen und zweifelhaft machen, ob es mit unserer Gattung jemals besser stehen werde.

Sehe bey Schriften von dem Schaden, den 1. der Ausgang aus der Natur in die Cultur unserer Gattung, durch Schwächung unserer Kraft; 2. die Eins

lification, durch Ungleichheit und wechselseitige Unterdrückung; 3. die vermeynte Moralisierung, durch naturwidrige Erziehung und Mißbildung der Denkungsart, angerichtet hat: — Diese drey Schriften, sage ich, welche den Naturzustand gleich als einen Stand der Unschuld vorstellig machten (dahin wieder zurückzuführen der Thormächter eines Paradieses mit feurigem Schwerdt verhindert), sollten nur seinem Socialcontract, seinem Emil und seinem Savojardischen Vicar zum Leitfaden dienen, aus dem Irrsaal der Welt sich heraus zu finden, womit sich unsere Gattung, durch ihre eigene Schuld, umgeben hat. — Rousseau wollte im Grunde nicht, daß der Mensch wiederum in den Naturzustand zurück gehen, sondern von der Stufe, auf der er jetzt steht, dahin zurück sehen sollte. Er nahm an: der Mensch sey von Natur (wie sie sich vererben läßt) gut, aber auf negative Art, nämlich von selbst und abichtlich nicht böse zu seyn, sondern nur in Gefahr, von bösen oder ungeschickten Führern und Beyspielen angesteckt und verdorben zu werden. Da nun aber hierzu wiederum gute Menschen erforderlich sind, die dazu selbst haben erzogen werden müssen und deren es wohl keinen geben wird, der nicht (angeborene oder zugezogene) Verdorbenheit in sich hätte: so bleibt das Problem der moralischen Erziehung für unsere Gattung, selbst der Qualität des Princips, nicht bloß dem Grade nach, unaufgelöst; weil ein ihr angeborener böser Hang wohl durch die allgemeine Menschenvernunft getabelt, allenfalls auch gebändigt, dadurch aber doch nicht vertilgt wird.

In einer bürgerlichen Verfassung, welche der höchste Grad der künstlichen Steigerung der guten Anlage in der Menschengattung zum Endzweck ihrer Bestimmung ist, ist doch die Thierheit früher und im Grunde mächtiger als die reine Menschheit in ihren Aeußerungen und das zahme Vieh ist nur durch Schwächung dem Menschen nützlicher, als das wilde. Der eigene Wille ist immer in Bereitschaft, in Widerwillen gegen seinen Nebenmenschen auszubrechen und strebt jederzeit, seinen Anspruch auf unbedingte Freyheit, nicht bloß unabhängig, sondern selbst über andere ihm von Natur gleiche Wesen, Gebieter zu setzen, welches man auch an dem kleinsten Kinde schon gewahr wird \*); weil die Natur

X 2

in

\*) Das Geschrey, welches ein kaum geböhrtcs Kind hören läßt, hat nicht den Ton des Jammerns, sondern der Entzündung und aufgebrachten Zorns an sich; nicht weil ihm was schmerzt, sondern weil ihm etwas verdrießt; vermuthlich darum weil es sich bewegen will und sein Unvermögen dazu gleich als eine Fesselung fühlt, wodurch ihm die Freyheit genommen wird. — Was mag doch die Natur hiemit für eine Absicht haben, daß sie das Kind mit lautem Geschrey auf die Welt kommen läßt, welches doch für dasselbe und die Mutter im rohen Naturzustande von äußerster Gefahr ist? Denn ein Wolf, ein Schwein sogar, würde ja dadurch angelockt, in Abwesenheit, oder bey der Entkräftung derselben durch die Niederkunft, es zu fressen. Kein Thier aber, außer dem Menschen (wie er jetzt ist), wird beim geböhren werden seine Erstlingslaut ankündigen; welches von der Weisheit der Natur

in ihm von der Cultur zur Moralität, nicht, (wie es doch die Vernunft vorschreibt) von der Moralität und ihrem Gesetze anhebend, zu einer darauf angelegten zweckmäßigen Cultur hinzuleiten strebt; welches unvermeidlich eine verkehrte, zweckwidrige Tendenz abgiebt; z. B. wenn Religionsunterricht, der nothwendig eine moralische Cultur seyn sollte, mit der historischen, die bloß Gedächtniscultur ist, anhebt und daraus Moralität zu folgern vergeblich sucht.

Die Erziehung des Menschengeschlechts im Ganzen ihrer Gattung, d. i. collectiv genommen (universorum) nicht Aller Einzelnen (singulorum), wo die Menge nicht ein System, sondern nur ein zusammengefügtes Aggregat abgiebt, das Hinstreben zu einer bürgerlichen,

zur so angeordnet zu seyn scheint, um die Art zu erhalten. Man muß also annehmen: daß in der frühen Epoche der Natur in Ansehung dieser Thierklasse (nämlich des Zeitlaufs der Rohigkeit) dieses Lautwerden des Kindes bey seiner Geburt noch nicht war; mithin nur späterhin eine zweite Epoche, wie beyde Aeltern schon zu derjenigen Cultur, die zum häuslichen Leben nothwendig ist, gelangt waren, eingetreten ist; ohne daß wir wissen: wie die Natur und durch welche mitwirkende Ursachen sie eine solche Entwicklung veranfaltete. Diese Bemerkung führt weit z. B. auf den Gedanken: ob nicht auf dieselbe zweite Epoche, bey großen Naturrevolutionen, noch eine dritte folgen dürfte. Da ein Orang-Utang, oder ein Chimpanzen die Organe, die zum Sehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Stiegebau eines Menschen ausbildete, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Cultur sich allmählig entwickelte.

hen, auf dem Freyheits- zugleich aber auch gesetzmäßigen Zwangs-Princip, zu gründenden Verfassung ins Auge gefaßt, erwartet der Mensch doch nur von der Vorsehung, d. i. von einer Weisheit, die nicht die seine, aber doch die (durch seine eigene Schuld) ohnmächtige Idee seiner eigenen Vernunft ist, — diese Erziehung von Oben herab, sage ich, ist heilsam, aber rauh und strenge, durch viel Ungemach und bis nahe an die Zerstörung des ganzen Geschlechts reichende Bearbeitung der Natur, nämlich der Hervorbringung des vom Menschen nicht beabsichtigten, aber, wenn es einmal da ist, sich ferner erhaltenden Guten, aus dem innerlich mit sich selbst immer sich veruneinigenden Bösen. Vorsehung bedeutet eben dieselbe Weisheit, welche wir in der Erhaltung der Species organisirter, an ihrer Zerstörung, beständig arbeitender und dennoch sie immer schützender Naturwesen mit Bewunderung wahrnehmen, ohne darum ein höheres Princip in der Vorsorge anzunehmen, als wir es für die Erhaltung der Gewächse und Thiere anzunehmen schon im Gebrauch haben. — Uebrigens soll und kann die Menschengattung selbst Schöpferinn ihres Glücks seyn; nur daß sie es seyn wird, läßt sich nicht a priori, aus den uns von ihr bekannten Naturanlagen, sondern nur aus der Erfahrung und Geschichte, mit so weit gegründeter Erwartung schließen, als nöthig ist an diesem ihrem Fortschreiten zum Besseren nicht zu verzweifeln, sondern, mit aller Klugheit und moralischer Beleuchtung, die Annäherung zu diesem Ziele (etm jeder, so viel an ihm ist) zu befördern.

Man kann also sagen: der erste Character der Menschengattung ist: das Vermögen, als vernünftigen Wesens,



send, sich, für seine Person so wohl als für die Gesellschaft, worinn ihn die Natur versetzt, einen Character überhaupt zu verschaffen; welches aber schon eine günstige Naturanlage und einen Hang zum Guten in ihm voraussetzt; weil das Böse (da es Widerstreit mit sich selbst bey sich führt und kein bleibendes Princip in sich selbst verstatet) eigentlich ohne Character ist.

Der Character eines lebenden Wesens ist das, woraus sich seine Bestimmung zum voraus erkennen läßt. — Man kann es aber für die Zwecke der Natur als Grundsatz annehmen: sie wolle daß jedes Geschöpf seine Bestimmung erreiche; dadurch, daß alle Anlagen seiner Natur sich zweckmäßig für dasselbe entwickeln, damit, wenn gleich nicht jedes Individuum, doch die Species die Absicht derselben erfülle. — Bey vernunftlosen Thieren geschieht dieses wirklich und ist Weisheit der Natur; beym Menschen aber erreicht es nur die Gattung, was von wir unter vernünftigen Wesen auf Erden nur Eine, nämlich die Menschengattung kennen, und in dieser auch nur eine Tendenz der Natur zu diesem Zwecke: nämlich durch ihre eigene Thätigkeit die Entwicklung des Guten aus dem Bösen bereith zu Stande zu bringen: im Prospect, der, wenn nicht Naturrevolutionen ihn auf einmal abschneiden, mit moralischer (zur Pflicht der Hinwirkung zu jenem Zweck hinreichender) Gewißheit erwartet werden kann. — Denn es sind Menschen, d. i. zwar bösegeartete, aber doch mit erfindungsreicher, dabey auch zugleich mit einer moralischen Anlage begabte vernünftige Wesen; welche die Uebel, die sie sich unter einander selbstsüchtig anthun, bey Zunahme der Cultur nur  
 iw:

immer desto stärker fühlen und, indem sie kein anderes Mittel dagegen vor sich sehen, als den Privatfinn (Einzelnr) dem Gemeinfinn (Allet vereintgt), obzwar unger, einer Disciplin des (bürgerlichen Zwanges) zu unterwerfen, der sie sich aber nur nach von ihnen selbst gegebenen Gesetzen unterwerfen, durch dies Bewußtseyn sich veredelt fühlen, nämlich zu einer Sattung zu gehören, die der Bestimmung des Menschen, so wie die Vernunft sie ihm im Ideal vorstellt, angemessen ist.

### Grundzüge

der Schilderung des Characters der

### Menschengattung.

I. Der Mensch war nicht bestimmt, wie das Hausvich, zu einer Heerde; sondern, wie die Biene, zu einem Stoß zu gehören. — Nothwendigkeit, ein Glied irgend einer bürgerlichen Gesellschaft zu seyn.

Die einfachste, am wenigsten gekünstelte Art eine solche zu errichten, ist die, Eines Weisers in diesem Korbe (die Monarchie). — Aber viele solcher Körbe neben einander befehlen sich bald als Raubbienen (der Krieg), doch nicht, wie es Menschen thun, um den ihrigen durch Vereinigung mit dem anderen zu verstärken; — denn hier hört das Gleichniß auf — sondern bloß den Fleiß des Anderen, mit List oder Gewalt, für sich zu benutzen. Ein jedes Volk sucht sich durch Unerjochung benachbarter zu verstärken und, es sey Verrößerungssucht oder Furcht von dem anderen verschlungen

gen zu werden, wenn man ihm nicht zuvorkommt: so ist der innere oder äußere Krieg in unserer Gattung, so ein großes Uebel er auch ist, doch zugleich die Triebfeder aus dem rohen Naturzustande in den bürgerlichen Überzugehen, als ein Maschinewesen der Vorsehung, wo die einander entgegenstrebende Kräfte zwar durch Reibung einander Abbruch thun, aber doch durch den Stoß oder Zug anderer Triebfedern lange Zeit im regelmäßigen Gange erhalten werden.

II. Freyheit und Gesetz (durch welches jene eingeschränkt wird) sind die zwey Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. — Aber, damit das Letztere auch von Wirkung und nicht leere Anpreisung sey: so muß ein Mittleres \*) hinzu kommen, nämlich Gewalt, welche, mit jenen verbunden, diesen Principien Erfolg verschafft. — Nun kann man sich aber viererley Combinationen der Letzteren mit den beyden ersten denken.

- A. Gesetz und Freyheit, ohne Gewalt (Anarchie).
- B. Gesetz und Gewalt, ohne Freyheit (Despotism).
- C. Gewalt, ohne Freyheit und Gesetz (Barbarey).
- D. Gewalt, mit Freyheit und Gesetz (Republik).

Man sieht, daß nur die letztere eine wahre bürgerliche Verfassung genannt zu werden verdienet; wobey man aber

\*) Analogisch dem *medius terminus* in einem *Syllogism*, welcher, mit *Subject* und *Prädicat* des Urtheils verbunden, die 4 *syllogistischen* Figuren abgiebt.

aber nicht auf eine der drey Staatsformen (Democratie) hinkt, sondern unter Republik nur einen Staat überhaupt versteht und das alte Proverbiol: *Salus ciuitatis* (nicht *ciuium*) *suprema lex esto* nicht bedeutet; Das Sinnenwohl des gemeinen Wesens (die Glückseligkeit der Bürger) solle zum obersten Princip der Staatsverfassung dienen; denn dieses Wohlergehen, was ein jeder nach seiner Privatneigung, so ober anderts, sich vormalt, taugt gar nicht zu irgend einem objectiven Princip, als welches Allgemeinheit fordert, sondern jene Sentenz sagt nichts weiter, als: Das Beste an dem Wohl, die Erhaltung der einmal bestehenden Staatsverfassung, ist das höchste Gesetz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt; denn diese besteht nur durch jene.

Der Character der Gattung, so wie er aus der Erfahrung aller Zeiten und unter allen Völkern kundbar wird, ist dieser: Daß sie, *collectiv* (als ein Ganzes des Menschengeschlechts) genommen, eine nach und neben einander existirende Menge von Personen ist, die das friedliche Beysamenseyn nicht entbehren und dabey dennoch einander beständig widerwärtig zu seyn nicht vermeiden können; folglich eine durch wechselseitigen Zwang, unter von ihnen selbst ausgehenden Gesetzen, zu einer, beständig mit Entzweyung bedrohten, aber allgemeyn fortschreitenden Coalition, in eine weltbürgerliche Gesellschaft (*cosmopolitismus*) sich von der Natur bestimmt fühlen: welche an sich unerreichbare Idee aber kein constitutives Princip (der Erwartung eines, mitten in der lebhaftesten Wirkung und Gegenwirkung der Menschen bestehenden, Friedens), sondern nur ein

regulatives Princp ist: ihr, als der Bestimmung des Menschengeschlechts, nicht ohne gegründete Vermuthung einer natürlichen Tendenz zu derselben, fleißig nachzugehen.

Frägt man nun: ob die Menschengattung (welche, wenn man sie sich als eine Species vernünftiger Erdwesen, in Vergleichung mit denen auf anderen Planeten, als von Einem Demiurgus entsprungene Menge Geschöpfe denkt, auch Klasse genannt werden kann) — ob sage ich sie als eine gute oder schlimme Klasse anzusehen sey: so muß ich gestehen, daß nicht viel damit zu prahlen sey. Doch wird niemand, der das Benehmen der Menschen, nicht blos in der alten Geschichte, sondern in der Geschichte des Tages ins Auge nimmt, zwar oft versucht werden, misanthropisch den *Timon*, weit öfterer aber und treffender den *Womus* in seinem Urtheile zu machen und Thorheit eher als Bosheit in dem Characterzuge unserer Gattung hervorstechend finden. Weil aber Thorheit, mit einem Linamente von Bosheit verbunden (da sie alsdeun *Marsheit* heißt), in der moralischen Physiognomie an unserer Gattung nicht zu verkennen ist: so ist allein schon aus der Verheimlichung eines guten Theils seiner Gedanken, die ein jeder kluge Mensch nöthig findet, klar genug zu ersehen: daß in unserer Klasse jeder es gerathen würde, auf seiner Hut zu seyn und sich nicht ganz erblicken zu lassen wie er ist; welches schon den Gang unserer Gattung, übel gegen einander gefiant zu seyn, verräth.

Es könnte wohl seyn: daß auf irgend einem anderen Planeten vernünftige Wesen wären, die nicht anders als  
 laut

laut denken könnten, d. i. im Wachen, wie im Träumen, sie möchten in Gesellschaft oder allein seyn, keine Gedanken haben könnten, die sie nicht zugleich aussprechen. Was würde das für ein von unserer Menschengattung verschiedenes Verhalten gegen einander, für eine Wirkung abgeben? Wenn sie nicht alle eng beisammen wären, so ist nicht abzusehen, wie sie nebeneinander audekommen, einer für den andern nur einige Achtung haben und sich mit einander vertragen könnten. — Es gehört also schon zur ursprünglichen Zusammenfassung eines menschlichen Geschöpfes und zu seinem Gattungsbegriffe: was Anderer Gedanken zu erkunden, die freilich aber zurückzuhalten; welche saubere Eigenschaft denn so allmählig von Verstellung zur vorföhllichen Täuschung, bis endlich zur Lüge fortzuschreiten nicht erzwangelt. Dieses würde dann eine Caricaturzeichnung unserer Gattung abgeben; die nicht bloß zum gutmüthigen Boltschen derselben, sondern zur Verachtung in dem, was ihren Character ausmacht und zum Gesandnisse, daß diese Klasse vernünftiger Weltweisen unter den übrigen (uns unbekannt) keine ehrenwerthe Stelle verdiene, berechnete \*) — wenn nicht gerade eben dieses

verz.

\*) Friedrich II. fragte einmal den vortreflichen Sulzer, den er nach Verdiensten schätzte und dem er die Direction der Schulanstalten in Schlessien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete: „seitdem daß man auf dem Grundsatz (des Rousseau), daß der Mensch von Natur gut sey, fortgebauet hat, fängt es an besser zu gehen.“ „Ah (sagte der König) Mon cher Sulzer, vous ne connoissez pas assez cette maudite race à la quelle nous appartenons.“ — Zum Character unserer Gattung, gehört auch:

vorwärtende Arbeit eine moralische Anlage in und eine  
angebahnte Aufforderung der Vernunft verleihe, auch  
jenem Gange entgegen zu arbeiten, mithin die Menschengattung  
nicht als böse, sondern als eine aus dem Bösen  
zum Guten in beständigem Fortschreiten unter Hindernissen  
anzustrebende Gattung vernünftiger Wesen darzustellen;  
wobey dann ihr Wollen, im Allgemeinen, gut,  
das Vollbringen aber dadurch erschwert ist, daß die Er-  
reichung des Zwecks nicht von der freien Zusammenstim-  
mung der Einzelnen, sondern nur durch fortschrei-  
tende Organisation der Erdbürger in und zu der Gattung  
als einem System, d. h. cosmopolitisch verbunden ist, er-  
wartet werden kann.

auch: daß sie, zur bürgerlichen Verfassung strebend, auch  
einer Disciplin durch Religion bedarf, damit, was durch  
äußeren Zwang nicht erreicht werden kann, durch in-  
nern (des Gewissens) bewirkt werde; indem die moralische  
Anlage des Menschen von Befehlgebern politisch benutzt  
wird; eine Tendenz die zum Character der Gattung gehört.  
Wenn aber in dieser Disciplin des Volks die Moral nicht  
vor der Religion vorhergeht, so macht sich diese zum Mei-  
ster über jene und statutarische Religion wird ein Instrument  
der Staatsgewalt (Politik) unter *Glaukensdespote*:  
ein Uebel was den Character unvermeidlich verstimmt und  
verleitet, mit *Betrug* (Staatsklugheit genannt) zu re-  
gieren; wovon jener große Monarch, indem er öffent-  
lich blos der oberste Diener des Staats zu seyn bekannte,  
seufzend in sich das Gegentheil in seinem Privatgeheimniß  
nicht bergen konnte, doch mit der Entschuldigung für seine  
Person, diese Verderbtheit der schlimmen Klasse, welche  
Menschengattung heißt, zuzurechnen.











8868

0<sup>1</sup>/<sub>2</sub>



